Mecklenburg's Volkssagen.

Gesammelt und herausgegeben
von

M. Dr. A. Niederhöffer,
Mitglied des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde.

Zweiter Band.



Leipzig.
Verlag von Heinrich Hübner.
1859.

Inhaltsverzeichniss des zweiten Bandes.

Seite

Der spukende Fischer auf der Ostsee bei Alt-Gaarz, unweit Neu-Bukow.

Charfreitag war's; feierlich ertönten von dem Kirchthurme zu Alt-Gaarz die Glocken und luden ein zum gemeinsamen Dienste des Herrn. Während alle die gottesfürchtigen Strandbewohner, diesem Rufe folgend, im Festſtaate zur Kirche eilten, dort beteten, die Predigt hörten und Gott, ihren Schöpfer lobeten und priesen, fuhr Einer von ihnen, der Fischer Hans Peter, in seinen alltäglichen Kleidern hinaus in die See, um Angeln auszuwerfen. Für diesen gab es nämlich keinen Festtag; er glaubte nicht an Gott, nicht an Seine Gerechtigkeit, nicht an ein Fortleben der Seele und eine ewige Glückseligkeit; er war ein gottloser, wilder, roher und gefühlloser Geselle.

Obgleich Hans Peter auch von seinem Nachbar aufgefordert war, mit in das Gotteshaus zu kommen, obgleich ihn auch sein braves Weib flehentlich und mit Thränen in den Augen gebeten, sie, nach eben erst überstandenem Wochenbette, dorthin zu begleiten, um gemeinschaftlich mit ihm dem Höchsten ihr Dankgebet darzubringen für ihre glückliche Genesung, für die gnädige Erhaltung ihres lieben, zarten Säuglings, so hatte ihn doch nichts, weder Bitten noch Vorstellungen, erweichen und zum Mitgehen bewegen können. Spottend und Gott

verhöhnend ging er dahin, warf seine Angelgeräthschaften über die Schulter und stach bald darauf in See.

Als Hans Peter die hohe See erreicht, begann er, die Melodie eines leichtfertigen Liedes vor sich hinpfeifend, seine Angeln auszuwerfen. Es war ein prächtiger Frühlingsmorgen; die Sonne beleuchtete mit ihren Alles belebenden und erquickenden Strahlen die, wie ein Spiegel ruhig und klar daliegende, große, weite Meeresfläche. Hans Peter sah von seinem Bote aus den weithin sichtbaren Thurm der heimathlichen Dorfkirche*), und deutlich hörte er den frommen Gesang der dort versammelten alt-gaarzer Gemeinde. Es war so friedlich, so feierlich und schön in Gottes herrlicher Natur; unserm gottlosen Fischer aber rührte das Alles nicht. Sein verstocktes Herz fühlte und empfand nichts; kalt und gleichgültig blieb er bei allen den ihn umgebenden Naturschönheiten, bei dem feierlichen Gesange der frommen Kirchengänger, der durch die Stille des Morgens zu ihm herüber drang, ja er lachte und spottete sogar über Beides und verhöhnte aufs Neue Gott und Sein Wort.

Doch der Herr wird den nicht ungestraft lassen, der Seinen Namen mißbraucht; ob früher oder später, den Schänder des dritten Gebots, den Spötter Seines heiligen Names ereilt doch gewiß immer die wohlverdiente Strafe. Hier sollte sie sofort erfolgen. Denn plötzlich erhob sich ein Wirbelwind, hohe Wellen thürmten sich auf, warfen das leichte Fahrzeug gleich einem Federballe hin und her und verschlangen bald darauf Fischer und Kahn.

*) Alt-Gaarz liegt auf der Landenge zwischen dem Salzhaffe und der offnen See. Der Thurm der hochliegenden Dorfkirche pflegt den vorbeisegelnden Schiffen stets als Seezeichen zu dienen.

So fand der schlechte Hans Peter, ohne Reue und Buße, tief unten auf feuchtem Meeresgrunde sein einsam Grab.

Seit dieser Zeit soll nun an jedem Charfreitage der Fischer in seinem Bote auf der See bei Alt-Gaarz erscheinen und dort während des Vormittags-Gottesdienstes ruhelos umherfahren; gleichsam zur Mahnung für die Strandbewohner, stets nur auf Gottes Wegen zu wandeln und den Tag des Herrn heilig und in Ehren zu halten!

Die Kirchenglocken zu Prillwitz bei Neu-Strelitz.

(Von **A. C. F. Krohn** zu Penzlin.)

Südwestlich von dem schönen Tollensersee liegt, von diesem nur durch eine schmale, niedrige Wiese getrennt, ein kleiner See, der Liepssee, gleichsam nur ein Anhängsel des ersteren, mit dem er durch einen Kanal, der Fischergraben, verbunden ist. In dieser Gegend soll Rhetra, die altberühmte Hauptstadt der Rhedrianer, gelegen haben und zwar, wie die Gelehrten behaupten, an der Stelle des jetzigen Dorfes Prillwitz. Die Sage im Volksmunde, welche sie die schöne Rhetra, oder kurzweg auch „de Rhetra" nennt, erzählt dagegen, sie habe dort gestanden, wo sich jetzt der kleine Liepssee ausbreitet.

Rhetra war, der Sage nach, eine schöne, große Stadt und weit und breit ihrer Reichthümer wegen berühmt; und Alle,

die von nah und fern herbeikamen, um sie zu sehen, verwunderten sich mit Recht ihrer Pracht und Herrlichkeit. Nun ist sie aber schon lange dahin. Sie lud den Zorn Gottes, oder wie Einige sagen, eines mächtigen Zauberers auf sich, und in Folge eines über sie ausgesprochenen Fluches that sich die Erde unter ihr auf, und verschlang sie und alle ihre Einwohner mit aller ihrer Habe. Es blieb auch keine Spur von Rhetra, denn die Erde sank auf der Stelle so tief, daß sich dort in kurzer Zeit ein kleiner See, der oben erwähnte Lieps bildete.

So ruht nun die schöne Rhetra mit all ihren Schätzen tief unten im See, und nur bei ruhigem Wetter, wenn das Wasser des See's recht klar ist, soll man weit unten in der Tiefe die Thurmspitzen der Stadt schimmern sehen können.

Ganz sollte indeß das Andenken an Rhetra doch nicht untergehen. Auf den Kirchthürmen der Stadt befanden sich nämlich drei wundervolle Glocken. Diese mußten zwar das Schicksal der Stadt theilen, aber jährlich ein Mal, in der Mittagsstunde des Johannistages, wurden sie von dem Banne frei. Dann kamen sie an's Land und lagen dort frei und offen vor Jedermanns Augen, nur daß sie Niemanden anders, als drei große, unförmliche Steine erschienen. Schon oft waren sie also an's Tageslicht gekommen, aber eben so oft auch unbeachtet wieder in ihr Wassergrab zurückgekehrt. Denn obwol Jeder in der Umgegend die Sage von den Glocken kannte, so vermuthete doch Niemand dieselben in den Steinblöcken.

Einstmals begab es sich nun, daß mehrere kleine Dirnen aus Prillwitz ihre Gößel am Seestrande hüteten. Es war gerade am Johannistage. Sie vertrieben sich die Zeit mit Puppenspiel und kamen bald auch auf den Gedanken, ihr Puppenzeug im See auszuspülen. Dies war in der Mittagsstunde, als die Glocken eben unbemerkt in der Gestalt von Steinen

wieder zum Vorschein gekommen waren. Die kleinen Mädchen hatten zwar vorher nie die großen Steine am Strande liegen sehen, dachten sich aber doch nichts dabei und deckten darum ganz unbefangen ihr Puppenzeug auf die beiden größten Steine zum Trocknen in der Sonne. Wie erschraken sie aber, als gleich darauf der dritte, noch unbedeckte Stein sich in Bewegung setzte und in's Wasser zurückkehrte, und als sie dabei ein Glockenläuten und im Glockenton deutlich die Worte vernahmen:

„Hanne, Susanne, wenn Du mit wist, denn kumm." *)

Voll Schrecken ließen sie Gößel, Puppen und Puppenzeug im Stiche und rannten im vollen Laufe nach Prillwitz, um ihren Eltern die wunderbare Mähr mitzutheilen.

Anfangs hörte Keiner darauf, als aber die Kleinen wiederholt die Geschichte erzählten und sie mit den heiligsten Betheuerungen versicherten, da gingen doch endlich einige Einwohner mit, und diese sahen nun zu ihrem nicht geringen Erstaunen zwei herrliche Glocken am See liegen. Durch das Aufdecken der kleinen Wäsche, waren dieselben ganz von ihrem Banne gelöf't und erschienen nun wieder in ihrer eigentlichen, schönen Gestalt.

Also waren die Glocken der Oberwelt wieder gegeben; aber wem sollten sie fortan gehören? denn die ursprünglichen Besitzer weilten ja schon seit langer Zeit nicht mehr unter den Lebenden.

Die Brandenburger behaupteten, ihnen gebühre der Fund, weil er aus ihrem See stamme und auf ihrem Grund und Boden entdeckt war. Die Prillwitzer hingegen nahmen wieder die Glocken für sich in Anspruch weil sie durch ihre Kinder aufgefunden und vom Banne befreit worden waren.

*) „Johanna, Susanna, wenn Du mit willst, dann komme."

Da beide Parteien sich nicht gütlich vergleichen konnten, so kam es zu einem Prozesse, und die Glocken blieben einstweilen noch an ihrer Stelle liegen. Endlich gewannen die Brandenburger und nun wurde ein Tag zur feierlichen Einholung der Glocken bestimmt. Der Tag kam. Halb Brandenburg pilgerte mit hinaus, um den Zug mit anzusehen; denn die Glocken sollten in feierlicher Procession, auf einem eigends dazu erbauten Wagen, in die Stadt gebracht werden. Der Wagen aber war mit den sechs schönsten Pferden, die man in der Stadt hatte auftreiben können, bespannt.

Endlich war man an Ort und Stelle und, weil viele Hände rüstig zugriffen, so waren die Glocken auch bald auf den Wagen gehoben. Nun sollte es vorwärts gehen und mit den Worten:

„Nu, hoi, alltosam'n,
Dis fählt bloot föa uns Rieken gahn;"*)

trieb der Fuhmann seine Pferde an. Der Fuhrmann selbst gehörte nämlich zu den Begütertsten der Stadt.

Aber, so viel auch der Fuhrmann knallen, schelten, schimpfen, fluchen, schlagen und toben mogte, und so sehr auch die armen Pferde sich anstrengten, der Wagen kam nicht aus der Stelle. Er stand da, wie angewachsen und rührte sich nicht. Man spannte noch mehr Pferde vor; denn viele der Zuschauer waren herausgeritten. Aber vergebens! der Wagen rührte sich nicht. Ja, es war, als würde er, je länger es währte, desto unbeweglicher. Da stand man nun rathlos. Man hatte wol einen großen Schatz gewonnen, und konnte seiner aber doch nicht froh werden.

*) „Nun, halloh, Alle zusammen,
Diese sollen nur für uns Reichen gehen."

Die Prillwitzer, welche auf den benachbarten Feldern arbeiteten, sahen dies vergebliche Bemühen nicht ohne innere Befriedigung mit an. Aber Keiner rührte Hand noch Fuß, um zu helfen. Nur zuletzt kam ein alter Häker, dem es wol eine innere Stimme rathen mogte. Der spannte seine vier Ochsen vom Haken aus und trieb mit ihnen nach der Stelle hin, wo die nun schon halb muthlos gewordenen Brandenburger sich noch immer mit den Glocken abmüheten.

Als man den Häker in seiner Einfalt mit den vier Ochsen kommen sah, lachte man ihn nicht wenig aus. Doch das kümmerte ihn nicht, er verlangte beharrlich, seine Ochsen vorzulegen und es mit denen einmal zu versuchen. Anfangs hörte man gar nicht auf ihn, dann aber gab man halb aus Scherz seiner Bitte nach. So legte er denn seine Ochsen vor, klappte an und rief:

„All Vier to gliek,
Föa Arm' und Riek!" *)

Und siehe da, was die Menge der Pferde und alle Menschen Hülfe nicht hatte ausrichten können, das gelang mit Gottes Hülfe den Ochsen. So leicht, als wär' er unbeladen, jagten sie mit dem Wagen und seiner Last davon, und, zum Erstaunen Aller, nahmen sie ihren Weg ohne Führer und Peitsche, grade nach Prillwitz hinein auf den Kirchthurm zu, wo sie dann mit einem Male wieder still standen.

Hier war Gottes Hand im Spiele. Zwar meinten manche Brandenburger, das ginge nicht mit rechten Dingen zu und die Glocken müßten dennoch, es koste, was es wolle, nach Neubrandenburg geschafft werden, aber die Väter der Stadt

---

*) „Alle Vier zu gleich,
Für Arm' und Reich!"

und die Mehrzahl der anwesenden Bürger erklärten einstimmig: „Hier hat der Herr selbst gerichtet, und der richtet recht. Den Prillwitzern kommen nach Seinem Urtheilsspruch die Glocken zu, und ihnen sollen sie auch fortan unangefochten verbleiben.“

Also mußten die von Neubrandenburg unverrichteter Sache wieder heimziehen. Die Prillwitzer aber brachten ungesäumt die beiden schönen Glocken auf ihren Kirchthurm, und dort hängen sie noch bis auf den heutigen Tag.

Die Sonntagsschänder von Carmitz bei Feldberg.

(Von F. C. W. Jacoby zu Neubrandenburg.)

„Heut ist es Wetter wie gemacht zum Angeln,
Die ganze Woche haben wir uns viel gequält,
Auf, laß zum See uns gehn, nicht kann's uns mangeln,
Heut beißt der Fisch und kommt zu Sack uns ungezählt!“

So sprach zu Hinz am frühen Sonntagsmorgen
Sein Mitgeselle Balthasar, der Zimmermann,
„Du mußt für guten Branntwein aber sorgen,
Und Tabak schaffe reichlich ich für heute an.“

„„Es sei!““ hat lustig dieser drauf gesprochen,
„„Ich suche Maden nur und Stang' und Angelschnur,
Ich seh nicht ein, was dabei ist verbrochen,
Am Sonntag auszuziehn, den Fischen auf die Spur!““

Beim Ziegelofen haben sich getroffen
Die beiden Angler mit dem Zeug und Proviant,
Und ziehn zum See von Carwitz frei und offen,
Als schon die Sonntagsglocken tönen durch das Land.

Am See ist bald die Rüstung auch vollzogen,
Dort unterm Erlenstrauche sitzt das Anglerpaar;
Die Angel fällt in kleinen, kurzen Bogen
Gleich hinterm Schilfe in das Wasser, still und klar.

Stumm sitzen sie, die Pfeifen in dem Munde,
Und seh'n auf ihre Angel ernst und mit Bedacht;
In Menge kommen Fische aus dem Grunde, —
Doch beißet keiner an, wie sie es sich gedacht.

Des Wartens müde strömen Lästerworte
Aus ihrem bösen Munde, und manch harter Fluch; —
Da regt es drüben sich an einem Orte
Und über's Wasser kommt ein großer Schlangenzug.

Inmitten schwimmt mit einer gold'nen Krone
Die größte Schlange, um sie her unzähl'ge noch;
Auf jene Angler, die dem Tag zum Hohne
Dort angelten, die Schaar wie gift'ge Pfeile flog,

Entsetzen fasset diese, und sie reißen
Mit Ungestüm die Angelschnur aus blauer Fluth,
Zu fliehen eiligst Angst und Furcht sie heißen,
Ein naher Hügel dünket ihnen sich're Hut.

Kaum aber sind sie auch dort angekommen,
Kaum hat das Auge bang' sich einmal umgesehen,
Da sind die Schlangen schon an's Land geklommen
Und hoch empor gerichtet sieht man Eine stehn.

Bald schließt um die gekrönte sich die Runde
Und es beginnt ein schneller, schaur'ger Schlangentanz.
Die Angler sind geschieden noch zur Stunde
Und haben abgeleget ihren Frevel ganz.

Das seltsame Ochsenhorn in der Kirche zu Woldegk.

Das freundliche Städtchen Woldegk, dessen Einwohner sich hauptsächlich von Ackerbau und Viehzucht nähren, wurde in alten Zeiten einmal von einer entsetzlichen Viehseuche heimgesucht. Obschon man sich mit Angst und Besorgniß bemühte, die noch gesunden Thiere vor der schrecklichen Krankheit zu bewahren, so half doch Alles nicht, und in kurzer Zeit war von dem sonst so reichen Viehstande der Stadt nichts mehr übrig, als ein einziger Ochse; denn sämmtliche Rinder, Pferde, Schafe und Schweine waren eine Beute der Alles verheerenden Seuche geworden.

Auf diesen, merkwürdiger Weise allein verschont gebliebenen Ochsen richtete sich jetzt die allgemeine Sorgfalt, indem man bemüht war, ihn wenigstens am Leben zu erhalten.

Die achtsame Behandlung, das gute Futter, sowie die fette, üppige Stadtweide, auf die man den Ochsen getrieben, kräftigten denselben alsbald so sehr, daß er in kurzer Zeit eine solche Größe und Stärke erlangte, als wol selten der Fall. Das Wunderbarste aber an ihm war ein Horn, das er dabei angesetzt hatte, von einer so außerordentlichen Länge und Form, wie man es noch nie zuvor gesehen.

Nach dem Tode des Ochsen hing man dies seltsame Horn, zur ewigen Erinnerung an den die Stadt so schwer betroffenen Schicksalsschlag, in der dortigen Kirche auf, und soll nun Woldegk — einer alten Sage nach — so lange das Horn dort hängt, von allen Viehseuchen verschont bleiben.

Dies hat sich bis jetzt auch bewahrheitet, indem die ältesten Leute von keiner Viehseuche in Woldegk zu erzählen wissen.

Noch jetzt befindet sich vorbenanntes Horn in der alterthümlichen St. Petrus-Kirche zu Woldegk. Hinter der Kanzel hängt dasselbe, und Jedermann kann es dort noch heute sehen.

Der Wehrwolf von Klein-Krams bei Ludwigslust.

(Von J. J. F. Giese zu Strohkirchen.)

Als in den früheren Zeiten noch die meisten unserer Gegenden in Holz und Busch lagen, reichten die Waldungen bei

Klein-Kramis, unweit Ludwigslust, noch viel über ihre jetzige Grenze hinaus und erstreckten sich bis in die unmittelbare Nähe des Dorfes.

Diese Waldungen waren so wildreich, daß die Herzöge jährlich mehrere Male hinauszogen, um daselbst große Treibjagden zu halten, und gewöhnlich war das Ergebniß dieser Jagden sehr befriedigend. Aber fast alle Treiben waren gestört durch einen Wolf, welcher mit dem übrigen Wilde aus dem Dickicht getrieben wurde, indem sich derselbe wider die Hunde setzte, dieselben lahm biß, auch gar oft den Treibern Schaden zufügte und endlich, mit einem Hasen oder Reh im Maule, davon lief.

Alle Flinten der anwesenden Jäger waren schon mehr als einmal auf das gefährliche Thier abgefeuert, aber noch nie hatte es eine Kugel getroffen, oder es müßte die, welche getroffen, an der Haut desselben abgeprallt sein. Jeder der Jäger und Treiber glaubte, daß man hier mehr als einen gewöhnlichen Wolf vor sich habe; denn wie konnte ein solcher, trotz dem Blei der Jäger und dem Zahn der Hunde, so viele Jahre ungeschoren sein Wesen treiben; es mußte ein Wehrwolf sein.

„Nun," sagte einmal einer der Jäger, welcher schon etliche Jahre der Jagd mit beigewohnt hatte, dem aber jedesmal ein schußrechtes Wild durch Dazwischenkommen des Wolfes entkommen war, „den Wolf soll wol eine Kugel treffen, ist's nicht mehr in diesem Jahre, so ist es sicher in dem zukünftigen."

Der Herbst und der Winter gingen langsam vorüber und ein brennendheißer Sommer folgte darauf. Da geschahe es einmal, daß der gedachte Jäger durch das Dorf Klein-Krams reisete und, vom Durste gequält, in dem Hause eines Hausmannes, Namens Feeg, einkehrte, um seinen brennenden Durst zu löschen. Im Begriff in das Haus zu treten, stürmte ihm

plötzlich ein Schwarm Knaben mit heftigem Geschrei entgegen und eilte auf den Hof hinaus. Von dem heftigen Gedränge ward auch der Jäger Will, so war sein Name, wieder mit zurück auf den Hof gerissen. Er forschte bei den Knaben nach der Ursache ihres hastigen aus dem Hause Kommens, und erfuhr, daß, außer dem kleinen Karl, Niemand von der feeg'schen Familie zu Hause sei, da sie sämmtlich, außer der Großmutter, welche eine Freundin besuche, im Felde beschäftigt seien; daß nun aber der kleine Karl, wie er immer thue, wenn er allein zu Hause sei, sich in einen Wehrwolf verwandelt habe und als solcher sie beiße, wenn sie sich nicht eilig entfernten. Der Jäger hatte natürlich große Lust, den Wehrwolf zu sehen, und wollte darum schnell in das Haus dringen, wurde aber von den Kindern mit dem Bemerken zurückgehalten, daß auch er gebissen würde, so lange der kleine Karl noch in der Wolfshaut stecke.

Als endlich Alle glaubten, daß nun nichts mehr zu befürchten sei, gingen sie in das Haus zurück. Auch Will, dessen Neugierde auf's Höchste gestiegen war, ging mit hinein. Ein kleiner Knabe von etwa 10 Jahren kam ihnen entgegen, und die übrigen Kinder bezeichneten dem Jäger diesen als denjenigen, welchen sie zu fürchten hätten. Mit liebreichen Worten fragte Will den Knaben nach der Wahrheit jener Aussagen, und der Knabe bejahete es auch nach etlichem Zögern; ja er wurde nach vielem Bitten des Jägers bereitwillig, seine Kunst noch einmal zu zeigen, wenn dieser zuvor auf die Hilde steigen wolle, da er, wenn er Wolf sei, auch ihn beißen würde. Der Jäger stieg auf die Hilde und zog die Leiter, vermittelst welcher er hinauf gestiegen war, ebenfalls hinter sich hinauf, weil der Knabe solches forderte. Nun ging Karl in die Stube, kam aber nach etlichen Minuten als junger Wolf wieder heraus

und jagte Alles, was nicht hinaufgestiegen war, zum Hause hinaus. Will war ganz Auge, um irgend einen Betrug zu entdecken, fand aber nichts Betrügerisches in dem Spiel.

Nachdem der junge Wolf wieder in die Stube gegangen und als Knabe herausgekommen war, stieg auch der erstaunte Will von seiner Abseite. Noch ehe er zur Erde kam, fragte er nach der Möglichkeit solcher Verwandlung, denn daß es kein Betrug war, hatte er zu deutlich gesehen. Anfangs wollte der Knabe nicht mit der Sprache heraus, erzählte jedoch endlich, daß er den Zaum seiner Großmutter übergeworfen habe, wornach er alsbald zum Wehrwolf werde. Nun gab der Jäger nicht eher nach, Karl mußte den Zaum zeigen — wobei er denselben jedoch nicht aus den Händen ließ — und erzählen, wozu seine Großmutter den Zaum gebrauche. Getreulich erzählte der Knabe, wie die Großmutter jedesmal den Zaum überwürfe, wenn sie kein Fleisch mehr hätten, und wie sie dann bald ein Huhn oder ein Schaf, bald auch einen Hasen oder ein Reh zu Hause bringe.

Jetzt kannte Will den Wolf, der den Treibjagden in der nahen Waldung so verderblich war; und er sprach im Weggehen: „den Wolf soll wol eine Kugel treffen und das schon in diesem Jahr.“ —

Der Herbst war wieder gekommen, und mit ihm begannen auch die großen Treibjagden bei Klein-Krams. „Dieses Jahr soll der Wolf erlegt werden, wenn er sich wieder sehen läßt, oder nimmer,“ sprach der Jäger Will zu einer Versammlung von Jägern, und schob eine aus Erbsilber gegossene Kugel in den Lauf seiner Büchse. Als die Versammelten in ihn drangen, zu erzählen, ob er Näheres von demselben gehört habe, oder ob er ein Mittel gefunden, wodurch es ihm möglich sei, denselben zu erlegen, erzählte Will, wie er jetzt gedenke, durch eine

Kugel von Erbsilber, die schon in seinem Laufe stecke, Herr des Wolfes zu werden. Wie er aber durch jenen Vorfall in Klein-Krams seiner Sache gewiß geworden, daß dies ein Wehrwolf und kein anderer sei, darüber schwieg Will noch. Seine Collegen wünschten ihm von Herzen Glück zu der Sache, da auch sie schon oft durch den Wolf an den Fang eines Wildes verhindert waren.

Noch redeten die Jäger mit einander, als der Befehl kam, sich anzustellen. Jeder wählte einen Posten, wo seiner Meinung nach das meiste Wild kommen müßte, aber Will stellte sich so an, daß er sein sich ersehenes Wild gewiß treffen könne, wenn es mit einem Häschen oder Ricklein beladen dem Dorfe zueile; welche Richtung es einschlagen werde, wußte er ja schon.

Das Treiben begann. Dutzende von Hasen, Rehen, Hirschen und Schweinen stürzten auf das Geschrei, Geklapper, und Blasen der Treiber zum Walde hinaus und fielen alsobald unter dem Feuer der hier versteckten Jäger. Auch der allbekannte Wolf fehlte nicht. Kein Jäger schoß nach ihm, weil jeder seine Kugelfestigkeit kannte; nicht einmal die Hunde hatten mehr Lust sich mit ihm herum zu beißen, weil sie noch immer auf das Allerärgste von ihm zugerichtet worden waren. Alle sahen daher ruhig zu, als er, ein Reh im Maul, davon lief; Viele aber brannten vor Verlangen, die Wirkung von Will's Schuß zu sehen.

Der Wolf mogte etwa 150 Schritte den Wald hinter sich haben, als Will's Schuß fiel und denselben augenblicklich zu Boden streckte. Was laufen konnte, lief dahin, jedoch ehe man zu ihm kam, raffte sich der Wolf wieder empor und eilte, wiewol hinkend, denn die Kugel hatte einen seiner Hinterläufe gelähmt, dem Dorfe zu. Dies hielt jedoch keinen der Jäger vom Verfolgen der Bestie zurück.

Der flüchtige Wolf eilte auf das feeg'sche Gehöft hinauf, wo er seinen Verfolgern verschwand; als ihn diese aber suchten, fanden sie ihn endlich im Bette der alten Großmutter, mit unter der Bettdecke hervorragendem Schwanz.

Diese alte Frau war also wirklich der vielfach gedachte Wolf, wie Will richtig geahnt, und hatte sie jetzt in ihrem Schmerze vergessen, den Zauberzaum abzulegen und war es somit selbst, die den Schleier von ihrem Geheimniß zog. „Nun wissen wir genug," sagten die Nachgefolgten und gingen wieder nach dem Walde, wo sie den Zurückgebliebenen erzählten, was sie gesehen hatten. Ersteren hatte Will unterdessen mitgetheilt, was wir bereits schon wissen, nämlich sein Abenteuer in Klein-Krams, und sie dadurch in das höchste Erstaunen gesetzt.

Von nun an wurden die Treibjagden bei Klein-Krams nicht mehr durch einen Wehrwolf gestört. Ein Wolf wurde auf denselben noch oft erlegt, weil er erlegt werden konnte, da es ein gewöhnlicher und kein Wehrwolf war, ohne eine Kugel von Erbsilber zu gebrauchen.

Die alte Feeg aber ist durch diesen Schuß lahm geblieben bis an ihr Ende, welches nach etlichen Jahren erfolgte.

Die gottlosen Pächterleute von Niederhagen bei Rostock.

(Von E. Wolff, Pastor zu Rövershagen.)

In Niederhagen haben früher siebenzehn Bauern gewohnt. Nachdem sie abgebrannt sind, ist dort ein Hof gebaut.

Der zweite Pächter, der in Niederhagen gewohnt hat, scheint ein gottloser Mensch gewesen zu sein und ebenso auch eine schlechte Frau gehabt zu haben. Er soll, nach der Meinung der Leute, mit dem Teufel in Verbindung gestanden haben.

Eines Tages sagt der Pächter zu seiner Frau, wenn er fort sei, solle sie mit denselben Pferden und Wagen fahren, womit er jetzt fahre. Darauf kommt ein Mann mit Schimmeln auf den Hof gefahren und fragt nach dem Hausherrn.

Nachdem der Fremde wieder weggereist ist, findet man den Hausherrn todt und Blut in seiner Kammer.

Es soll jener Fremde aber der Teufel gewesen sein und ihn geholt haben.

Die Frau erfüllt nach dem Tode des Mannes nicht den vorhin genannten Wunsch desselben, sondern schafft vielmehr Wagen, Pferde und Pferdegeschirr ab, um nicht auch das Schicksal ihres Mannes zu theilen. Das nützt ihr aber nicht, oder schadet ihr vielleicht gar; denn der Teufel kommt bald nachher und holt sie auch.

Die Hexe von Camin bei Wittenburg.

(Von G. F. L. Bohn zu Demern.)

Vor mehreren Jahren erzählte mir der damalige Voigt B.: Er habe von seinem Großvater gehört, daß in früherer Zeit eine bitterböse Hexe im Dorfe ihr gottloses Wesen getrieben hätte. Es war so leicht Keiner daselbst, dem sie nicht eine

Unbill zugefügt hätte. Der Eine konnte von dem schönsten Rahm nicht buttern, dem Andern fraß die Sau die Ferkel auf und dergleichen mehr.

Als die Hexe es nun immer ärger machte, so wurde sie angezeigt und zum Feuertode verdammt.

Auf dem Wege zum Scheiterhaufen, der auf dem Schlage an der dadower Scheibe errichtet war, bewies sie ihre Macht zu guter Letzt noch an den dort am Wege pflügenden Knechten, so daß sie den ganzen Tag mit ihren Pflügen nicht arbeiten konnten. Dem Einen aber konnte sie nichts anhaben, das machte, er hatte einen Kreuzdorn-Sticken im seinem Pfluge, der ihn dagegen geschützt und worüber sie sehr geklagt haben soll.

Der Erzähler fügte noch hinzu, daß nach dem Tode der Hexe sich Alles wieder gebessert hätte.

Die goldene Wiege in den Kellern des Klostergebäudes zu Neukloster.

(Von L. Pechel, Organist und Lehrer zu Röbel.)

Der Ort Neukloster liegt in der Nähe der Stadt Warin. Früher war er ein Erbgut des Fürsten Borwin I.*) und hatte den Namen Kussin. Dieser Fürst verlegte das Kloster zu Parkow bei Bukow, das ein Nonnenkloster Cistercienser-Ordens war, nach Kussin, und im Verlauf der Zeit wandelte sich dieser

*) Siehe Seite 31 dieses Bandes. Der Herausg.

Name in den von Neukloster um. Borwin dotirte das Kloster mit mehren Domainen, und da demselben nach und nach bedeutende Stiftungen zuströmten, so gelangte es zu großem Reichthum und weithin strahlendem Glanze.

Die Klostergebäude müssen von großer Ausdehnung gewesen sein. Im westlichen Theile des Erdgeschosses liegen die umfangreichen Räume für Küche, Keller, Brau- und Backhaus, wohin das Wasser durch eine künstliche Leitung vom Sonnenberg aus geführt ward, welches ein immerwährendes Rauschen und Tosen bewirkte, das selbst bis in die von keinem Lichtstrahl erhellten dumpfen Kellergewölbe drang. Nach der Reformation waren die Klostergebäude oft die fürstliche Residenz; jetzt sind sie zur Pächterwohnung herabgestiegen.

Zur Zeit der Reformation bewohnten 54 Nonnen das Kloster und genossen in stiller Beschaulichkeit der großen Gaben, womit ein gütiger Fürst und frommer Aberglaube sie bis zum reichsten Ueberflusse bedacht hatte.

Als aber Luther mit dem Schwerte des Geistes die Nebel der Finsterniß zerschlug und die Macht des römischen Papstes in deutschen Gauen brach, da wurden auch diese frommen Frauen aus ihrer glücklichen Ruhe aufgeschreckt; sie sahen das Verderben kommen, das ihrem Haupte drohete, und harreten in banger Sorge der Stunde, wo die friedliche Stätte ihrer Behausung und die Wohnungen ringsumher mit Feuer verwüstet würden. Aber sie waren in der Hoffnung fest und unwandelbar, daß einst der Tag anbreche, wo aus der Asche der alte Glanz in neuer Größe wieder erstehen werde. Und diesem Tage galt nun ihr ganzes Sehnen und Sorgen. Es sollten die Mittel zum Wiederaufbauen des Klosters und des ganzen Ortes in reicher Fülle vorhanden sein. Darum sammelten die frommen Schwestern den ganzen Reichthum schöner Goldstücke zusam-

men, der als Segen vieler Jahre in den Truhen aufgehäuft lag und vertraueten ihn einer goldenen Wiege an, die in die Kellergewölbe gebracht ward. Hier sollte der Schatz aufbewahrt werden, und wenn einst alle Kloster- und sonstigen Ortsbewohner durch die Flammen ihrer Habe und ihrer Wohnungen beraubt sein würden, sollte ihnen durch die Wiege aus ihrer Noth geholfen werden.

Damit aber der Habgier gewahret werde, die etwa vor der bezeichneten Stunde ihre Hand lüstern nach den Goldstücken ausstrecken mögte, ward ein riesiger schwarzer Truthahn zum Wächter bestellt, der Tag und Nacht des Schatzes hütet.

Dieser Wächter steht mit glühenden Augen vor der Wiege und umkreiset sie von Stunde zu Stunde mit gemessenem Schritt. Seine Füße sind mit gewaltiger Kralle bewaffnet, und drohend öffnet er den mächtigen Schnabel. Nie ermüdet er, und Nacht und Tag hält er seinen Kreisgang um den ihm anvertrauten Schatz. Hört er in den nahen Bogengängen Schritte, so schlägt er mit seinen Flügeln auf den Boden des Kellers, daß es weithin dröhnt, und wagt's dennoch ein Furchtloser, unter dem Schutze eines Lichtes die dunklen Gänge zu durchwandern und die Thüre zum Keller zu öffnen, so löscht der Wächter mit seinen Flügeln das Licht, und der Eindringling steht dann in Nacht da, umwehet von der erstickenden Luft der unterirdischen Behausung, und ihn trifft das Funkeln der Augen des erzürnten, unermüdlichen Wächters. Er muß alsobald den Rückweg antreten; der Truthahn verhindert ihn daran nicht, schließt mit dröhnendem Schlage die Kellerthüre und umkreiset dann wieder mit gewichtigem Schritt die inhaltschwere Wiege.

So ist es bis zu dieser Stunde noch Keinem gelungen, die Wiege zu berühren und sich ihres Schatzes zu bemächtigen.

Wird Neukloster aber einst von den Flammen verzehrt, dann verläßt der treue Wächter seinen Platz; man mag dann ungehindert in die Kellergewölbe gehen; kein dröhnendes Rauschen wird mehr gehört, kein Wächter mit glühenden Augen mehr gesehen; der Schatz mag dann ohne jegliche Gefahr für den bezeichneten Zweck gehoben werden.

Die Hexe von Eldena bei Grabow.

(Von Fr. Günther, Pastor zu Groß-Methling.)

In Eldena, einem großen, der Elde nahe gelegenen Kirchdorfe des südwestlichen Mecklenburgs, trieb um die Moskowiter-Zeit eine bitterböse Hexe ihr arges Wesen. Dem Einen wurden die Kinder krank und auch die erfahrensten Frauen des Dorfes wußten weder Ursache noch Namen der Krankheit anzugeben; ein Anderer ward in jeder Nacht vom Alp gedrückt;*) dem Dritten ward sein bestes Pferd im stillen Stehen hinkend; dem Vierten fraß die Sau die Ferkel auf; dem Fünften wollte das Brauen und Backen, dem Sechsten der Korn- und Flachs-Bau

*) Das „Alpdrücken" bezeichnet die platte Sprache durch „Mort-Rieden." Nach der Vorstellung des Volks ist „de Mort" ein marderartiges, auf den Hinterbeinen gehendes, schwarzes Thier, das der Teufel den Hexen zu Gebot stellt. Diese lassen es zur Nachtzeit auf Menschen reiten, die wachend im Bette liegen, sie umklammern und die Beängstigten mit solcher Gewalt drücken, daß die Spuren des Drucks sich oft am Morgen noch durch blaue Flecke am Leibe zeigen.

nicht gerathen; kurz, es geschah so viel und mancherlei Unheil im Dorfe, daß auch ein Blinder sehen konnte, wie hier nicht Alles mit rechten Dingen zugehe. Und, was das Schlimmste war, so wollten auch die besten Mittel hier nicht anschlagen, wodurch man sonst doch die Hexen sich vom Leibe hält. „Schulzenmutter“ hatte eine Menge „witten Ohrand“*) zwischen die Milchschalen und in's Butterfaß gelegt, aber dennoch hatte sie lange oder blaue Milch, oder auch schmierige Butter. Der Krüger hatte mitten in der Altjahrsnacht von sieben verschiedenen Holzarten die nöthigen Reiser zum „Hexenbesen“ geschnitten und all sein Vieh vom Kopf bis zu Füßen damit abgekehrt, aber trotz dessen blieben ihm Kälber todt, und Rind und Rind war von oben bis unten mit Läusen besetzt. Die Küstersfrau hatte ihrem neugeborenen Kinde mit einer Erbscheere den „Käkelriemen“**) geschnitten, auch Teufelsdreck in die Wiege gelegt, und des Kindes Nabelschnur, in einem Hemdezipfel gewickelt, zur Kirche tragen lassen, aber dessen ungeachtet wollte der Junge durchaus nicht saugen, und sog auch nicht, sondern hungerte sich schier zu Tode.

Natürlich war mehr als das halbe Dorf darnach aus, der unheilbringenden Hexe unter die Kunde zu kommen. Doch wollte das lange Zeit nicht glücken. Zwei Weiber im Dorfe mit lahmen Beinen, buckelichten Leibern und „Leckaugen“ waren allerdings verdächtige Subjekte. Denn mit denen, welche der liebe Gott gezeichnet hat, pflegt es gewöhnlich nicht ganz richtig zu sein und vor solchen muß man sich hüten.***)

*) Weißen Ohrand, eine Feldblume, wahrscheinlich eine Art campanula — ein Hauptmittel gegen alle Behexung.

**) Zungenband.

***) Das Sprichwort sagt: „Hör sick Ener vör son', de Gott tekent hett.“ — „Hüte sich Einer vor solchen, die Gott gezeichnet hat.“

Ueberdies war des einen Weibes Nase spitz, wie eine Schuster-Ahle, und: „spitz Nähs und spitz Kinn, doa sitt de Düwel in*) Indeß dieses Mal waren diese Wahrzeichen denn doch nur trügliche Zeichen, wie sich am nächsten Sonntage nach Mainacht ergab. Unterschiedliche Personen waren an diesem Tage zur Kirche gegangen mit Eiern in der Tasche, die in der Walpurgisnacht von schwarzen Hühnern nicht gelegt, sondern die ihnen aus dem Leibe genommen worden waren. Die beiden verdächtigen Weiber waren auch zugegen. Allein unter dem priesterlichen Segensspruche zeigte sich weder Topf, noch Scheffel, noch Butterfaß auf ihrem Kopfe, in welcher Kopftracht sie doch den Eierleuten hätten erscheinen müssen, wenn sie wirklich Hexen gewesen wären. Sie waren aber ehrliche Christenleute, wie anderer eins, das wurde nun wol hieraus klar; doch über die Dorfhexe blieb man immer noch im Dunkeln stecken, und diese trieb ihr schlimmes Wesen nach wie vor zum großen Schrecken der Dorfbewohner.

Da kam abermals Walpurgisnacht in's Land, in der die Hexen zum Blocksberg reiten, und ungesäumt wurde nun die „Hexenprobe" vorgenommen. In Mitten der Nacht zogen Zwillingsbrüder ein Paar neue Eggen aus Kreuzdornen von einer und derselben Stätte aus, der Eine rechts, der Andere links ums Dorf. Wo beide Brüder zusammentrafen, wurden die Eggen aufrecht gegen einander gestellt, so daß das ganze Dorf umeggt war, den geringen Raum ausgenommen, der zwischen den aufgestellten Eggen lag. Ueber einen Acker, der auf solche Weise geeggt ist, kann keine Hexe und selbst der Teufel nicht hinweg. Folglich mußte auch das mehrbesagte Teufelsweib, wenn es bei ihrer Heimkehr vom Blocksberge in's Dorf zurück

*) „Spitze Nase und spitzes Kinn, da sitzt der Teufel drin."

wollte, jedenfalls unter die aufgestellten Eggen durch und mußte von den danebenstehenden Zwillingsbrüdern gesehen werden. Allein sei es nun, daß die Brüder irgend ein Versehen bei ihrer Arbeit begingen, wodurch die Kraft des Mittels geschwächt ward, oder auch, daß diese Allerweltshexe selbst gegen die wirksamsten Mittel immer noch ein Gegenmittel zur Hand hatte, genug, die Brüder standen bis zum Aufgang der Sonne bei ihren Eggen und sahen keine Hexe hindurch ziehen.

Natürlich stieg die Angst vor diesem bösen Weibe immer höher, und als nun selbst ein Schäfer in der Nachbarschaft gewonnen ward, gegen die schlimme Hexe anzuarbeiten, ein Mann dessen Meisterschaft im „Hexenbannen" weit und breit bekannt war, dessen Kunst und Mühe aber in diesem Falle auch nicht das Geringste fruchten wollte, da ließ es sich mit Händen greifen, man habe es hier nicht mit einer gewöhnlichen Hexe, sondern so zu sagen mit des Teufels eigener Großmutter zu thun. Doch: „ken Köter löpt negen Joar dull, he löpt all' vehl ihrer an"*) und: „der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht."

Der Großknecht eines Bauern im Dorfe schlief mit dem Ochsenjungen in ein und demselben Bette. Der Knecht lag hinten im Bette und der Junge mußte vorne liegen, hatte also die Bettseite inne, welche die bösen Geister am liebsten anfechten. Am Maitagsmorgen nun, als beide Schläfer wach wurden, war der Junge wie gebadet im Schweiß und sein Herz klopfte wie ein Lämmerschwanz. „Hans," sprach er nur einigermaßen zu Odem gekommen, „mir ist, als sei ich in dieser Nacht ein Pferd gewesen, und als habe die Hausfrau sich meiner zum Reiten bedient." „„Du träumst!"" fuhr dieser

*) „Kein Hund läuft neun Jahre toll, er läuft schon viel eher an."

ihn an; „„Du dummer Junge wirst unsere Hausfrau doch nicht zu den bösen Weibern zählen wollen, die in dieser Nacht den Blocksberg bereis'ten? Darum schweig! sag ich Dir, und halte das lose Maul!““ Der Junge wollte aber nicht, blieb fest und steif dabei, die Nacht über in Hexenhand gewesen zu sein, so daß Hans, wenn auch Stillschweigen ihm auferlegend, das Ding doch für verdächtig hielt und sich's wohlweislich hinter die Ohren schrieb, bis die Mainacht des nächsten Jahres herbeikam.

In dieser Nacht nahm er die vordere Seite des Bettes ein und ließ den Jungen hinten schlafen. Der Junge schlief auch bald ein, aber Hans suchte sich wach zu halten, um abzusehen, ob auch in diesem Jahre die Hausfrau einen Ritt zu machen gesonnen sei. Und kaum, daß ein halbes Stündchen verlaufen war, da öffnete sich leise die Kammerthür und auf den Zehen schleichend trat die Hausfrau ein, einen Zaum in der Rechten und in der Linken eine Peitsche haltend. Hans richtete sich sofort empor und schickte sich an, ihr den unerbetenen Besuch gehörig einzutränken. Allein er hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht und nicht das Sprüchelchen genugsam in Acht genommen: „hinter'm Berge wohnen auch Leute.“ Die Hexe machte nicht viel Federlesens mit ihm; sie packte ihn an, warf im Umsehen den Zaum ihm über die Ohren, und plötzlich sah er sich in einen stattlichen, schwarzen Hengst verwandelt. Nun merkte Hans wol, wie schlimm es sei, sich mit Hexenweibern einzulassen, hätte sich wol gerne aus der Geschichte gezogen, aber da wollte weder Sträuben noch Bäumen, weder Springen noch Schlagen helfen; mit kräftiger Linke hatte die Hexe die Zügel gefaßt, im Nu schwang sie sich auf ihn, bearbeitete den Widerspenstigen mit scharfen Peitschenhieben und fort gings im sausenden Galopp über Stock und Stein, durch Rusch und Busch zum Blocksberge hin.

wollte, jedenfalls unter die aufgestellten Eggen durch und mußte von den danebenstehenden Zwillingsbrüdern gesehen werden. Allein sei es nun, daß die Brüder irgend ein Versehen bei ihrer Arbeit begingen, wodurch die Kraft des Mittels geschwächt ward, oder auch, daß diese Allerweltshexe selbst gegen die wirksamsten Mittel immer noch ein Gegenmittel zur Hand hatte, genug, die Brüder standen bis zum Aufgang der Sonne bei ihren Eggen und sahen keine Hexe hindurch ziehen.

Natürlich stieg die Angst vor diesem bösen Weibe immer höher, und als nun selbst ein Schäfer in der Nachbarschaft gewonnen ward, gegen die schlimme Hexe anzuarbeiten, ein Mann dessen Meisterschaft im „Hexenbannen“ weit und breit bekannt war, dessen Kunst und Mühe aber in diesem Falle auch nicht das Geringste fruchten wollte, da ließ es sich mit Händen greifen, man habe es hier nicht mit einer gewöhnlichen Hexe, sondern so zu sagen mit des Teufels eigener Großmutter zu thun. Doch: „ken Köter löpt negen Joar dull, he löpt all' vehl ihrer an“*) und: „der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht.“

Der Großknecht eines Bauern im Dorfe schlief mit dem Ochsenjungen in ein und demselben Bette. Der Knecht lag hinten im Bette und der Junge mußte vorne liegen, hatte also die Bettseite inne, welche die bösen Geister am liebsten anfechten. Am Maitagsmorgen nun, als beide Schläfer wach wurden, war der Junge wie gebadet im Schweiß und sein Herz klopfte wie ein Lämmerschwanz. „Hans,“ sprach er nur einigermaßen zu Odem gekommen, „mir ist, als sei ich in dieser Nacht ein Pferd gewesen, und als habe die Hausfrau sich meiner zum Reiten bedient.“ „„Du träumst!““ fuhr dieser

*) „Kein Hund läuft neun Jahre toll, er läuft schon viel eher an.“

ihn an; „„Du dummer Junge wirst unsere Hausfrau doch nicht zu den bösen Weibern zählen wollen, die in dieser Nacht den Blocksberg bereis'ten? Darum schweig! sag ich Dir, und halte das lose Maul!““ Der Junge wollte aber nicht, blieb fest und steif dabei, die Nacht über in Hexenhand gewesen zu sein, so daß Hans, wenn auch Stillschweigen ihm auferlegend, das Ding doch für verdächtig hielt und sich's wohlweislich hinter die Ohren schrieb, bis die Mainacht des nächsten Jahres herbeikam.

In dieser Nacht nahm er die vordere Seite des Bettes ein und ließ den Jungen hinten schlafen. Der Junge schlief auch bald ein, aber Hans suchte sich wach zu halten, um abzusehen, ob auch in diesem Jahre die Hausfrau einen Ritt zu machen gesonnen sei. Und kaum, daß ein halbes Stündchen verlaufen war, da öffnete sich leise die Kammerthür und auf den Zehen schleichend trat die Hausfrau ein, einen Zaum in der Rechten und in der Linken eine Peitsche haltend. Hans richtete sich sofort empor und schickte sich an, ihr den unerbetenen Besuch gehörig einzutränken. Allein er hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht und nicht das Sprüchelchen genugsam in Acht genommen: „hinter'm Berge wohnen auch Leute.“ Die Hexe machte nicht viel Federlesens mit ihm; sie packte ihn an, warf im Umsehen den Zaum ihm über die Ohren, und plötzlich sah er sich in einen stattlichen, schwarzen Hengst verwandelt. Nun merkte Hans wol, wie schlimm es sei, sich mit Hexenweibern einzulassen, hätte sich wol gerne aus der Geschichte gezogen, aber da wollte weder Sträuben noch Bäumen, weder Springen noch Schlagen helfen; mit kräftiger Linke hatte die Hexe die Zügel gefaßt, im Nu schwang sie sich auf ihn, bearbeitete den Widerspenstigen mit scharfen Peitschenhieben und fort gings im sausenden Galopp über Stock und Stein, durch Rusch und Busch zum Blocksberge hin.

Der starke Ritt hatte die Reisenden ungewöhnlich früh auf des Berges Höhe gebracht. Ringsum herrschte noch tiefe Stille und noch war die Geisterstunde nicht angebrochen, als bei einem Hollunderstrauche angehalten und des Rosses Zügel festgeschürzt ward. Hier stand nun der dampfende Gaul und fand Zeit genug, sich abzukühlen und nebenbei Betrachtungen über sein unergötzliches Schicksal anzustellen.

Inzwischen aber ward es lebhaft in der Luft. Ein Pfeifen und Sausen ließ sich hören, wie wenn ein Hagelwetter heranstürmt, und mit dem Schlage zwölf Uhr sausten aus allen vier Winden unzählige Hexen herbei, mit losgebundenen Haaren und fliegenden Röcken, auf Besenstielen oder Ofengabeln, Feuerzangen oder Dreschflegeln, Ziegen oder Ziegenböcken reitend.*) Mit ihnen kam auch der Teufel angefahren und zwar in seiner natürlichen, unverstellten Gestalt. Ein weiter, blutrother Mantel umhüllte die starken Glieder des langen Leibes, ein spitziger, mit Hahnenfedern gezierter Hut bedeckte das grimmige Haupt. Aus dem Hute guckte ein Hörnerpaar, lange Krallen ragten aus den Fingerspitzen, aus dem bocksledernen Beinkleide aber ein Krähenfuß und ein Pferdefuß hervor. Des Bösen schwarzes Antlitz mit dessen thierischer Schnautze beschien eine gelblich-grüne Flamme, die seinem aufgesperrten Maule entfuhr, und als der Flamme Schwefel-

---

*) Das Ziegenvieh ist Lieblingsvieh der Hexen. Vormals hielten die Bauern der hiesigen Gegend zwischen dem übrigen Viehe im Stalle immer auch eine Ziege oder lieber noch einen Ziegenbock, als Schutzmittel gegen die Viehbehexung. Kam dann eine Hexe in den Stall, so wählte sie ihr Lieblingsthier, die Ziege oder den Bock, ritt darauf und ließ das übrige Vieh ungeschoren. Nach dem mecklenb. prakt. Wochenblatte von 1841, St. 39, soll dieser Aberglaube noch heutzutage in einzelnen Gegenden Würtembergs gang und gebe sein.

geruch zu der Nase unsers Hansen drang, da war ihm ganz und gar nicht wohl zu Sinne; er hätte wol Alles darum gegeben, an der Stelle des guten Ochsenjungen zu sein.

Doch nicht lange währte es, da weheten, statt der höllischen Schwefeldämpfe, die lieblichen Gerüche von kalter Schaale, Reisbrei, Pfannkuchen und Grapenbraten ihn an. Feurige Drachen schleppten eine solche Menge von diesen köstlichen Speisen herbei, als wol auf zehn großen Hochzeiten nicht würde verzehrt worden sein. Unserm Hans ward der Mund über die Maßen darnach wässern, aber wie sehr ihn auch gegelüstete, er mußte seinen Lecker unbefriedigt lassen und hatte nur das Zusehen davon, wie die Hexen allzumal um ihren sauberen Schutzpatron sich schaarten, sich labten und gütlich thaten allermeist. Sie aßen und tranken, spielten unter Lästern und Fluchen auch Karten und Würfel dabei, wol an die zwei Stunden lang, und als alle nun des Teufels Garküche weidlich zugesprochen, dazu sich vollgesoffen hatten bis obenauf, da gab der Teufel das Zeichen zum Aufbruch; mit Saus und Braus erhob sich der wilde Schwarm, und Fiedel, Pfeife und Baßgeige ließen jetzt ihre muntern Töne unter dem wirren Getöse hören und spielten zum Tanze.

Der Teufel selbst führte den Reigen an und hatte zur Ehrendame die böse Hausfrau aus unserm Dorfe erwählt. Ihm folgten die übrigen Hexen, Paar bei Paar in wilder Hast sich kräuselnd, wie wenn der Wirbelwind mit Federn spielt, und Tänze aufführend der mannigfaltigsten Art: „Lang engelsch, Schottsch, drei und vier-türig, Grotvarer-Danz, Klappwalzer, Katt un Mus, Grot Schändör,“ zuletzt eine große Rückel-Reih.“*)

*) Lang englisch — eine Art langsamen Walzers. — Schottisch, drei

Als Alle nun sich heiß und satt getanzt, auch ein gut Theil der Nacht vorüber war, wurde mittlerweile der erste tagverkündende Hahnenschrei gehört, und Alles schickte sich alsbald zur Abfahrt an. Zuerst zog der Teufel von dannen, auffahrend mit großem Geräusch, als flögen Tausende von Gänsen und Enten davon und auswerfend einen dicken und langen Qualm, als habe der Böse schon damals eine Dampffahrt in der Luft betrieben, wie wir sie jetzt auf der Elbe haben. Ihm nach machten auch die Hexen sich auf und zogen ihre Straße heim, und mit ihnen auch die Hausfrau auf ihrem stattlichen Hengste. Ihr gleich war keine der Hexen beritten. Sie tummelte ihr prächtiges Roß mit mehr Geschick, als heutzutage mancher junge Reitersmann vor dem Fenster seiner Herzgespielin zeigt.` Doch weil allmänniglich bekannt ist, wie Paraderitter mitunter eben so unfreiwillig als unsanft ihres Ritterthums entsetzt zu werden pflegen, so fanden sich hier der warnenden Stimmen mehrere, die allen Ernstes die kühne Reiterin ermahnten, vor Schimpf und Schaden sich zu wahren. Allein ihr kecker Sinn verachtete das und sicher und unbesorgt, als habe sie hinter'm Ofen auf dem Großvaterstuhle Platz genommen, ritt sie wohlgemuth den Blocksberg hernieder.

Der Weg führte durch ein klares, tiefes Wasser, das am Fuße des hohen Berges floß. In diesem Wasser hielten die Hexen an, das sämmtliche Vieh hier zu tränken, Abschied von einander zu nehmen und dann mit doppelter Schnelligkeit der Heimath zuzueilen. Die unvorsichtige Hexe hatte bei dieser Gelegenheit die Zügel gänzlich aus den Händen gelassen. Dies gewahr werdend und mit gewaltiger Kraft einen mächtigen

---

und vier tourig, Großvater-Tanz, Klatsch-Walzer, Katze und Maus, Große Chaine durch — eine Art Francaise, — zuletzt ein grosser Rücken-Reigen."

Bocksprung vollführend, war dem Hengst die Sache eines Augenblicks, und, plumps! da lag die Hexe, so lang sie war, im Wasser. Ein Schütteln des Kopfes ließ auch den bösen Zaum in's Wasser fallen, und siehe, mit dem Fall desselben war der Zauber gelöst, und statt des Hengstes stand unser Hans da in seiner leibhaftigen Gestalt.

Unterdeß hatte die Hexe sich aufgerafft und wollte eben den Zaum ergreifen. Hans aber kam ihr mit flinker Hand zuvor, riß ihn an sich und warf ihn über den Kopf der Hexe. Da stand nun die Frau Lisel vor ihrem Hans, durch ihren eigenen Zauberzaum urplötzlich zur prächtigen schwarzen Stute geworden, so verblüfft schier, wie die Kuh vor dem neuen rothen Thor steht. Aber Hans war just der Mann dazu, ein frisches Leben in ihre Glieder zu bringen. Er sah sich unverweilt nach einem schwanken Haselstocke um, schwang dann sich auf ihren breiten Rücken und sprach ihr auf so handgreifliche Weise frischen Muth zu, daß Roß und Reiter vorwärts stürmten, als wollten sie an einem Tag die Welt umjagen.

Bei dieser großen Anstrengung konnte es nicht fehlen, sie wurden beide müde und matt. Darum, als schon ein guter Theil des Weges zurück gelegt worden war, sah Hans sich auf's Sehnlichste nach einem Krughause um und freuete sich nicht wenig, da er ein solches nahe am Wege fand. Er hielte an und erquickte sich hier nach Herzenslust durch ein frisches, süßes, dickes Bier. Schon wollte er fürbaß reiten, als ihm der Einfall kam, weil der Weg nach Hause doch noch ziemlich lang sei, zum bessern Fortkommen sein Pferd beschlagen zu lassen. Der Krüger war zugleich auch Schmied. Man ging also unverweilt an's Werk, und vier tüchtige Eisen wurden der Stute angepaßt. Beim Aufnageln derselben geberdete sie sich so empfindlich fast, als werde ihr eine türkische

Bastonade*) zu Theil. Doch wohlgebremst und in den Nothstall der Schmiede gezwängt, mußte sie schon stille halten, bis sie die Eisen wohlbefestigt unter den Beinen hatte.

Hans machte sich nun wiederum auf, ritt, daß die Funken aus den Steinen stoben, und kam ohne Fährlichkeit im Dorfe an, so früh, daß hier noch Alles im guten Schlaf war. Vor der Hand wußte er nichts Besseres anzufangen, als die Stute in den Stall zu jagen, sich selbst aber zum Ochsenjungen in's warme Bett zu legen.

Am Morgen aber, als Alles wach ward und zu Beinen kam, fehlte es an der Hausfrau. Sie sei krank, hieß es, und hüte das Bett. Noch kränker ward sie am folgenden Tage, so daß die Frauen der Nachbarschaft herzukamen, Berathungen über die Krankheit anstellten und bald darüber einig wurden, hier helfe kein Mittel mehr, die Krankheit sei zum Tode und Zeit sei es, den Geistlichen herbeizurufen, daß er die Kranke zum Sterben bereite. Doch als auf diesen Mann Gottes die Rede kam, da regte sich in der bösen Frau ein so böser Geist, daß Allen angst und bange ward. Sie winselte und wand sich und konnte keinen Frieden finden, sie lästerte und fluchte und sprach verwirrte Worte, ihr Haar sträubte zu Berge, ihr Auge rollte wild umher, ihr Gesicht verzerrte sich fürchterlich und unter einem Krachen im Hause, wie wenn das ganze Haus zusammenstürze, fuhr die sündige Seele zum Teufel hin, der vor dem offenen Stubenfenster als schwarze Krähe sich blicken ließ.

Nun trat auch Hans herzu und berichtete, weß Geistes Kind die Todte sei, und zur Bestätigung dessen, was Hans erzählte,

*) Bastonade = Fußsohlenschläge, eine bei den Türken gebräuchliche Strafe.

fand die Todtenkleiderin vier blanke Hufeisen auf Händen und Füßen des Leichnams liegend. Auch war der Körper leicht geworden, wie ein Federsack, zum Zeichen, daß der Teufel, da er die Seele nahm, auch des Leibes Blut gesogen habe.

Von jetzt an war Ruhe und Sicherheit im Dorfe.

Diese Geschichte aber erzählte man sich von Kind zu Kindeskind, zum warnenden Exempel für Jung und Alt, daß wer mit Teufelswerken umgeht, der fällt zuletzt mit Leib und Seele dem Teufel als sichere Beute zu.

Der Kirchhof in der Kirche zu Doberan.

Unter den vielen Merkwürdigkeiten und Alterthümern, woran die doberaner Kirche bekanntlich so sehr reich ist, befindet sich auch ein Hirschkopf mit stattlichem Geweihe, der an einem Pfeiler beim Hochaltare befestiget ist und von dem man Folgendes erzählt:

Als nämlich im Jahre 1186 Fürst Heinrich Borwin I. von Mecklenburg*) beschloß, das zerstörte Cistercienser-Mönchskloster Doberan**) wiederherzustellen, wählte er für dasselbe

*) Heinrich Borwin I., Fürst zu Mecklenburg-Kissin und Wenden, regierte von 1181 an und starb den 28. Januar 1227.

**) Das erste Kloster Doberan wurde 1170 von Pribislav II., letzter König der Obotriten, und seiner Gemahlin Woizlava — siehe Anmerk.

nicht den alten Ort, sondern einen neuen und zwar aus dem Grunde, weil er, der Sage nach, ein Gelübde gethan haben soll, da das neue Kloster aufzubauen, wo er das erste Wild erlegen werde. Der Fürst tödtete nun auf der Stelle, wo noch heute die alte, prächtige doberaner Kirche steht, einen ausgezeichnet schönen Hirsch, und begann hier sofort den Bau dieser Kirche und des neuen doberaner Klosters.

Nach Vollendung der Kirche soll der Kopf des beregten Hirsches zur ewigen Erinnerung dort aufgehangen worden sein, wo er sich noch jetzt befindet.

Seite 14 ersten Bandes — neben der von Beiden schon im Jahre 1166 — nach der Bekehrung des Ersteren zum Christenthume — erbaueten Kapelle gegründet; aber schon 1179 zerstörten die vom Christenglauben wieder abgefallenen Wenden dasselbe und erschlugen die Mönche. Seit Verlegung des Klosters nach dem jetzigen Doberan, damals ein wendisches Dorf, nannte man den Ort, wo zuerst das zerstörte doberaner Kloster gestanden, Alt-Doberan, woraus später Alt-Hof entstanden, unter welchen Namen es denn auch jetzt allgemein in Mecklenburg bekannt ist und vielfach besucht wird. Hier in Alt-Hof befindet sich noch immer die vorbenannte, altberühmte, von Pribislav und seiner Gemahlin erbaute Kapelle, das erste und älteste christliche Gotteshaus Mecklenburgs. Friedrich Franz I. ließ dasselbe im Jahre 1823 wieder vollständig restauriren, und sein Urenkel, der jetzt regierende Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, Friedrich Franz II., setzte 1852 in frommer Pietät und zur Erinnerung an das schöne Werk seines hohen Ahns, rechts vom Altare der Kapelle eine Marmortafel mit der Inschrift:

„An der Stätte eines heidnischen Heiligthums gründete dies Gotteshaus, den ersten thätigen Beweis seines Christenthums, im Jahre seiner Taufe Pribislav II., letzter König der Obotriten, 1166. Nach Jahrhunderten der Entwürdigung befahl es herzustellen sein Enkel im zwanzigstem Geschlechte Friedrich Franz, erster Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, 1823, das Heiligthum, den Ahnherrn und sich selbst gleich ehrend.

Die Wunder der Bischöfe von Ratzeburg.

(Von C. Masch, Pastor zu Demern.)

Das Bisthum Ratzeburg ward von Herzog Heinrich dem Löwen von Sachsen und Baiern, diesseits der Elbe, 1154 gegründet, und hat 5 Bischöfe sich zum rühmen, welche Wunder gethan haben. Zwar ist die Erinnerung an diese nur zum Theil noch und unvollständig im Volke geblieben, aber die Geschichtsschreiber haben sie seit lange in ihre Bücher eingetragen, und da sie dieselben doch als Volkssagen empfangen haben, so mögen sie denn, obgleich sie nicht mehr Sagen sondern jetzt Legenden sind, auch hier ihre Stelle finden.

Der erste Bischof, der dem Bisthum vorgesetzt ward, war Evermodus von 1154 bis 1178. Von ihm erzählt die alte Geschichte mehrere Wunderwerke.

Einstmals hatte Graf Heinrich von Ratzeburg zwei vornehme Friesen in Gefangenschaft. Da er diese auf eine tyrannische Weise quälte, so hatte der Bischof Mitleid mit ihnen und bat oftmals den Grafen, er solle sie frei lassen. Aber das Mitleid rührte ihn nicht; er behandelte sie nicht milder. Unterdessen kam Ostern heran, und aus Achtung vor dem Feste nahmen sie Theil am Gottesdienste, jedoch von Wache begleitet und in Fesseln.

Als nun der Bischof die Gemeinde mit Weihwasser besprengte, benetzte er mitleidsvoll mit dem geweiheten Wasser ihre Fesseln mit den Worten: „Der Herr richtet die Gebeugten auf, der Herr löset die Gebundenen.“ Und alsbald zer-

sprangen die Fesseln mit großem Geräusch und die Befreieten preiseten Gott. Dies geschah aber auf dem Sanct Georgsberge, wo damals der Bischofssitz war, und die Fesseln hingen lange Zeit, zur Erinnerung an das Geschehene, in der Kirche.

Zu einer anderen Zeit war Bischof Evermodus mit Erzbischof Hartwich von Hamburg in Dithmarsen bei einer berühmten Besprechung zugegen. Und da der Mann Gottes die öffentliche Messe in Gegenwart des Erzbischofs verrichtete, trug es sich zu, daß ein Dithmarse einen Todschlag an einem der Vornehmen des Landes verübt hatte. Als dies der Bischof erfuhr, suchte er Versöhnung zu stiften, wie es Sitte bei der Feierlichkeit der Messe ist, und bat den, dessen Verwandter getödtet worden war, flehentlich, er solle seinen Nächsten vergeben, indem er die Worte des Gebets anwandte: „Vergieb uns unsere Schuld!" Jedoch da der Dithmarse zornesvoll nicht darauf achtete, schritt der Bischof herab von seinem Sitze, ging auf ihn zu und warf sich, die Reliquien in seinen Händen haltend, zu seinen Füßen. Da aber Jener mit schrecklichen Eiden bei Gott, der Jungfrau und den Heiligen schwur, er wolle nie vergeben, so gab der Bischof statt des Segens dem Widerspenstigen einen mächtigen Faustschlag, und sogleich gewährte Jener mit erhobenen Armen, warum gebeten war und versöhnte sich mit seinem Nächsten. Doch halten wir, setzt der Chronist Arnoldus hinzu, dies für eine That, die von Gott kam, und glauben, daß durch die Ohrfeige der Teufel aus dem Menschen getrieben sei.

Als der Bischof einstmals in Amtskleidern etwas mit bloßen Händen thun wollte, legte er die priesterlichen Handschuhe ab, und wie es ihm schien, an einen passenden Ort hin. Indem er nun zu dem eilte, was er thun wollte, beachtete er nicht, wohin er sie gelegt. Sie wurden wunderbar in der Luft

schwebend, ohne Stütze gefunden. Darüber geriethen Alle, die es sahen, in Staunen, und diese Geschichte ist lange wieder erzählt worden, bis sie endlich, 400 Jahre später, von Krantz niedergeschrieben ward.

Der zweite Bischof von Ratzeburg war Isfridus von 1190 bis 1204.

Seine Frömmigkeit war so groß, daß er auch gegen seinen Willen Wunder that, wie die Späteren erzählen.

Er hatte am Charfreitag seinem Diener befohlen, ihm Wasser zum Trinken zu bringen. Jener gehorchte und brachte Wasser; der Bischof kostet und findet Wein. Mit finsterem Blicke wandte er sich zum Diener: „Hab ich Dir nicht befohlen, Wasser zu bringen und keinen Wein?" Erschrocken versicherte Jener, er habe Wasser aus der Quelle geholt; er befahl ihm noch einmal zu schöpfen, und es war Wein; zum dritten Male wird es wiederholt mit demselben Erfolg. Da stürzten Thränen aus den Augen, die er gen Himmel erhob. „Weil," sagte er, durch Deinen Willen, wunderbarer Schöpfer, das Geschöpf verwandelt wird, so weiche ich, weil Du befiehlst und genieße am Tage der Leiden Deines Sohnes, was Du mir sendest." Und noch nach Jahrhunderten zeigte man neben dem Schatzhause die Quelle, aus der das Wasser geschöpft ward.

Als er einstens mit einer Procession den Kirchhof umging, da sah er einen Blinden am Wege sitzen und betteln. Er besprengte ihn mit dem geweiheten Wasser und sprach die prophetischen Worte: „Der Herr löset die Gefesselten, der Herr erleuchtet die Blinden," und sogleich erhielt der Blinde sein Gesicht.

Die Kirche hat den Bischof unter die Seeligen versetzt, und feiert sein Gedächtniß am 15. Juni.

Vom heiligen Ludolfus, dem achten Bischofe, der von 1236 bis 1250 auf dem bischöflichen Stuhle in Ratzeburg saß, ist schon früher erzählt worden*).

Der zehnte Bischof war Ulricus von 1257 bis 1284, aus dem Geschlechte der von Blücher, ein frommer und mildthätiger Mann.

Einstmals hatte er seinen Kornboden, der voll Getreide und Mehl war, ganz in die Hände der Armen geleert und nichts für sich und die Seinen behalten. Da kamen die Armen und baten um Almosen; er rief seinen Schaffner und befahl, ihnen zu geben, was noch vorhanden sei; es war aber eine große Theurung und Hungersnoth auf Erden. Der Schaffner wußte, daß alle Vorräthe erschöpft waren und sagte, es sei nichts mehr da und Alles zu diesem Zwecke verwendet. Vertrauensvoll sagte ihm der Bischof; „Geh' und sieh', ob vielleicht noch ein Scheffel da sei, daß die Armen nicht leer weggehen, geh' im Namen des Herrn und gieb ihnen!" Und als er das Vorrathshaus öffnete, da war alles voll Mehl und Korn, und er gab reichlich den Armen. Als aber der Bischof es erfuhr, zerfloß er in Thränen und dankte Gott dem Geber alles Guten.

Wipertus von Blücher ward 1356 einstimmig zum Bischof gewählt, und hatte erst das dreißigste Jahr erreicht. Als nun

*) Siehe Seite 47 und 48 ersten Bandes.

der Erzbischof von Bremen ihn nicht consecriren konnte, da ihm die Dispensation vom Alter noththat, ging er nach Rom, um die Bestätigung und die Weihe zu erhalten und stellte sich, wie es Sitte war, im öffentlichen Consistorium dem Papste Innocenz VI. vor und bat um Bestätigung. Dieser aber sah sein schönes Gesicht und seine blonden Haare, hielte ihn eines solchen Amtes und solcher Kirche nicht gewachsen, verschob die Confirmation auf eine andere Zeit und dachte bereits daran, einen Betagteren an seine Stelle zu ernennen; jedoch befahl er ihm, bei einem andern Consistorium wieder zu erscheinen. Und er erschien mit grauem Haar, buschigem Bart und gerunzelter Stirn. Da brach der Papst, voll Scheu, da eine so plötzliche Verwandlung nur durch göttlichen Willen geschehen sein konnte, in folgende Worte aus: „Mein Sohn! Gott, Dessen Stelle auf Erden ich unwürdig vertrete, hat Dich bestätigt, Ihm entgegen zu treten ist ruchlos; übrigens gebe ich Dir gerne die Bestätigung, bewahre die ratzeburgische Kirche und die Dir anvertrauete Heerde, bewache sie, in Leben und Zucht ihr das Beispiel gebend; gehe hin in Frieden.“

Und Vipertus, der bis 1367 regierte, war der erste der Ratzeburger, welcher sich von Gottes und des apostolischen Stuhles Gnaden nannte.

Der vom Teufel geholte Kartenspieler von Kessin bei Rostock.

(Von L. P. zu S.)

Die Einwohnerschaft des Pfarrdorfes Kessin konnte man in alten Zeiten für eine fromme Gemeinde halten; denn es

war wol keine Kirche am Sonntage so stark besucht, als die kessiner. Aber ach, es war nur Schein. Die Kessiner waren nicht fromme Christen, die aus innerem Drange, aus Liebe zu Gott sich des Sonntags zur Kirche begaben und auch häufig das heilige Abendmahl nahmen, sondern es geschah nur aus alter Gewohnheit; man that es, weil es so Sitte war, und Vater und Großvater es auch so gemacht hatten. Eine Leidenschaft, der böse Geist des Spiels, das Trachten nach irdischen Gütern, das Geld auf unerlaubte Weise zu erlangen, hatte sich der ganzen Einwohnerschaft bemächtigt und verdrängte alle Frömmigkeit und den wahren Gottesglauben. — Ja gerade am Sonntage, am Tage des Herrn, wurden am meisten die Karten benutzt. Gleich nach dem Gottesdienste stürmten die meisten Männer schon nach der Schenke, wo sie darauf am Kartentische sitzend, bei fleissigem Zusprechen der Flasche, bald in die rohesten Schimpfwörter, in die schrecklichsten Flüche gegen einander ausbrachen. Der Genuß des vielen Bramntewein's erhitzte die Gemüther, und immer mehr steigerte sich die Lust und Gier zum Spiel, so daß gewöhnlich erst spät in der Nacht die Gesellschaft sich trennte.

So geschah es auch an einem Gründonnerstage, daß sämmtliche Kessiner an den Altar traten, um das hochwürdige Sakrament des Herrn zu empfangen. Was für einen ergreifenden Eindruck müßte solcher Anblick auf den fremden Zuschauer gemacht haben, und mit welchem Wohlgefallen hätte Gott auf diese Seine Kinder herab schauen können, wenn die wahre Liebe und das wahre Schuldbewußtsein sie an Seinem Tische versammelt hätte; aber wie ganz anders war es nun! —

Auch heute eilte fast die ganze männliche Einwohnerschaft von Kessin sofort wieder aus der Kirche in die Schenke. Schnell wurden dort die Karten herbeigeholt, Krüge mit Bier auf den

Tisch gesetzt, und in Kurzem saß so eine große Gesellschaft am Kartentisch beisammen.

An Gotteslästereien, Flüchen und Tobereien fehlte es auch dies Mal nicht. Die ganze Nacht hindurch blieb man am Spieltisch sitzen, und selbst das feierliche Glockengeläute am Charfreitagmorgen konnte die Männer nicht zum Aufbruch bewegen. — Nein sie blieben ruhig bei ihren Karten; und während der Prediger in der nahe gelegenen Kirche die Zuhörer ermahnte und sie an die hohe, für die ganze Christenheit so wichtige Bedeutung dieses Tages erinnerte, und zu Gott für seine Gemeinde im inbrünstigen Gebete flehete, fluchten und tobten die rohen Menschen in der Schenke fort.

Dies Mal konnte man sich gar nicht von den Karten trennen. Essen und Trinken hatten die Spieler schon vergessen; nur noch den einen Gedanken, das Spiel im Herzen, saßen sie da. Und sie blieben auch noch, obgleich es schon wiederum Abend geworden war.

Gegen Mitternacht erschien noch ein Gast in der Wirthsstube; er hatte sich in einen großen Mantel gehüllt, und gehörte scheinbar dem feinen Stande an. Durch das Eintreten des fremden Herrn ließen sich unsere Abendmahlsgäste nicht weiter stören, sondern fuhren ruhig im Spiele fort, schauderhafte Flüche und Verwünschungen dabei ausstoßend. Oft zuckte um den Mund des späten Gastes ein teuflisch-höhnisches Lächeln, wenn einer der Spieler den andern zum Teufel wünschte.

Ein Bauer, Peter wollen wir ihn nennen, der viel Unglück gehabt, und dessen Kasse daher erschöpft war, hoffte von dem Fremden vielleicht noch etwas gewinnen zu können, und lud ihn daher ein, am Kartenspiel Theil zu nehmen. Dieser ließ sich nicht lange nöthigen, und indem er eine Börse mit Goldstücken auf den Tisch warf, dabei die Worte sagend: „Wer die gewinnt,

der möge mit mir in die Hölle fahren", setzte er sich unter sie. Durch derbe Flüche wurde diese seine Aeußerung von den Versammelten bekräftiget, und Bauer Peter meinte sogar: „Ja wenn ich das Geld da nur erst erobert hätte, so wollte ich wol schon die Reise mit Euch antreten."

Mit großem Eifer begann das Spiel nun wieder. Peter's Glückstern schien jetzt aufgegangeu zu sein; denn bald hatte er nicht nur seinen mitspielenden Dorfbewohnern sämmtlich die Taschen geleert, sondern auch schon manches Goldstück aus dem Beutel des Fremden eingestrichen — „Seht, wer nur den Teufel um seine Hülfe bittet, der ist geborgen; macht's wie ich!" — rief Peter, übermüthig ob seines Glück's, seinen mißgünstigen Mitspielern zu.

Sollte das Spiel noch fortgesetzt werden, so mußte Peter seine Genossen auf Borg weiter mitspielen lassen; denn, wie schon gesagt, Alle hatten bis auf Peter und den Fremden keinen einzigen rothen Pfennig mehr in der Tasche.

Unser Glücksmann, dem dann auch ein solches Anerbieten gemacht wurde, hatte keine Lust dazu, und aufgeregt, wie er war, rief er die Karten auf den Fußboden werfend aus: „Der Teufel soll mich noch diese Nacht holen, wenn ich auf Borg mit Euch weiter spiele!"

Der Fremde wußte ihn jedoch wieder zu beruhigen, und Peter verstand sich nach einigem Sträuben dazu, auf Kreide mit ihnen weiter zu spielen. Schnell bückten sich jetzt die Kessiner, um die von Peter niedergeworfenen Karten aufzusammeln, da er in seiner übermüthigen Laune dies von ihnen forderte.

Beim Aufsammeln der Karten sahen die Suchendeu, wie unter dem weiten, langen Mantel des Fremden nicht Menschenfüße, sondern ein Pferde- und ein Krähenfuß hervorragten. Welch' Entsetzen ergriff sie Alle bei der Entdeckung, daß der

Teufel ihr Mitspieler sei. Eiligst und voll Abscheu warfen sie die Karten auf den Spieltisch, und zitternd vor Angst und Schrecken liefen sie, ohne weiter etwas zu sagen, aus der Wirthsstube nach Hause.

Peter lachte und spottete hinter ihnen her, nicht ahnend, warum sie sich so schleunig entfernt hatten.

Weiter ging's im Spiel. Peter gewann fortwährend, und mit dem Glockenschlage Eins wanderte auch das letzte Goldstück aus des Andern Börse in seine Tasche.

Da erhob sich der Fremde, sein Gesicht verzog sich zu einer abscheulichen Fratze, und indem er Peter mit beiden Händen erfaßte und an sich preßte, rief er: „Jetzt bist Du mein! Erfülle Dein Versprechen!"

Einen Augenblick später sah man von den beiden Spielern nichts mehr. Furchtbarer Pech- und Schwefelgeruch erfüllte das ganze Zimmer, und ein großer Blutflecken an der Außenwand desselben bezeichnete die Stelle, durch welche der Teufel mit Peter zur Hölle gefahren war.

In einer Niederung an der Warnow liegt, eine halbe Meile von Rostock, unweit der rostock-laager Chaussee, das Dorf Kessin.

Solltest Du, freundlicher Leser, dasselbe bei einer Reise passiren, so kannst Du Dir in dem Hause, wo sich Vorstehendes zugetragen haben soll, noch jetzt den großen Blutflecken ansehen, da derselbe durch kein Abkratzen und Uebertünchen der Wand zu vertilgen ist.

Durch das Vorsetzen eines großen Schranks pflegt der jetzige Bewohner dieses Hauses den Blutfleck für gewöhnlich zu verbergen.

Die in Steine verwandelten sieben Hirtenknaben bei Spornitz, zwischen Parchim und Neustadt.

Eine gleichartige Steingruppe, wie die bei Dambeck unweit Wismar, findet man auch auf dem spornitzer Felde, über deren Ursprung die Leute hier, wie dort, Aehnliches zu erzählen wissen*).

Auch an dieser Stelle hüteten, der Sage nach, vor vielen, vielen Jahren einmal sieben wilde Knaben Vieh. Um sich die lange Weile zu vertreiben, nahmen sie die Reste des reichlich mitbekommenen Vespers, aus Brod und Wurst bestehend, zu ihrem Spiele, machten sich daraus Kugeln und begannen damit Ball zu spielen und einander zu werfen.

Als die argen Jungen dies Spiel eine Zeit lang getrieben, trat plötzlich ein großer Mann zu ihnen, im weißen, leuchtenden Gewande. Mit ernsten Worten mahnte er die Knaben, abzulassen vom sündlichen Beginnen; er sagte ihnen, welch' ein großes Unrecht es sei, so die lieben Gottesgaben zu mißbrauchen, und warnte sie zugleich vor der Strafe, die ihrer warte, wenn sie nicht sogleich ihr frevelhaftes Spiel einstellen würden.

Sämmtliche Hirtenknaben, mit Ausnahme eines einzigen, achteten jedoch nicht auf diese Warnung, sondern setzten tobend und lärmend ihr unheilvolles Treiben fort. Da erschien jener Mann wieder, aber diesmal nicht im weißen, sondern in einem schwarzen Gewande, und heftiges Geräusch, gleich dem Rollen des Donners, verkündete sein Kommen. Feierlich näherte er sich zuerst dem gehorsamen Knaben, der sich in Folge der erhaltenen Ermahnung von seinen Genossen abgesondert und ihr

*) Siehe Seite 229 bis 231 ersten Bandes.

Spiel verlassen hatte, und gebot ihm: unverzüglich nach Hause zu gehen, sich auf dem Wege dorthin aber ja nicht umzusehen, da es ihm sonst übel ergehen werde. Die andern sechs gottlosen Buben aber verwandelte er darauf in Steine.

Der Knabe, den der Erschienene noch retten wollte, konnte jedoch der Neugierde, zu sehen, wie es wol seinen Kameraden ergehen werde, nicht widerstehen; denn als er sich ungefähr zwanzig Schritte entfernt hatte, beugte er sich nieder und sah — um so die erhaltene Warnung zu umgehen — zwischen seinen Beinen hindurch nach den Andern zurück. Für diesen seinen Ungehorsam wurde er aber sofort bestraft und ebenfalls in einen Stein verwandelt.

Auf dem spornitzer Felde, in der Nähe der parchimschen Stadtfeldgrenze, die Landwehr genannt, da wo sich vorstehende Begebenheit zugetragen haben soll, befinden sich auch jetzt noch immer sämmtliche sieben Steine. Sechs derselben — die ungehorsamen Hirtenknaben — stehen oder liegen in fast kreisrunder Form ziemlich nahe beisammen, während der siebente Stein — der wegen seiner Neugierde verwandelte Knabe — etwa zwanzig Schritte davon entfernt ist.

Die Spornitzer, sowie die umwohnenden Dörfler betrachten noch fortwährend den Platz mit einer gewissen heiligen Scheu, ja viele derselben wagen nicht einmal, ihren Fuß dorthin zu setzen. Deshalb ist es auch erklärlich, daß die Steine schon Jahrhunderte hindurch noch immer unberührt auf ihrer alten Stelle liegen. In neuerer Zeit soll jedoch einmal ein spornitzer Bauer, — dessen Namen man im Orte auch allgemein kennt — am hellen Tage und Angesichts der ganzen Dorfschaft, einen der sieben Steine nach seinem Gehöfte gefahren und ihn dort in

das Fundament seiner Scheune mitvermauert haben, um dadurch der Welt zu beweisen, daß er hoch erhaben sei über ihrem Aberglauben. Bald darauf aber schon hat der Bauer den Stein wieder aus der Mauer gebrochen, und ihn bei Nacht und Nebel an seinen alten Ort zurückgebracht. Auf die Frage, was ihn denn eigentlich zu diesem Schritte bewogen, da es doch keine Kleinigkeit sei, einen solchen großen, schweren Stein wieder aus dem Fundamente herauszubrechen, hat er geantwortet, das sage er nicht und könne er auch nicht sagen. Und bis jetzt hat's auch der Bauer, trotz allen Fragens, noch immer nicht gethan, und fest besteht er darauf, es vor seinem Ende auch nicht zu erzählen. Die Leute aber sagen, es sei des Nachts immer Blut aus dem Steine getrieben, während derselbe in der Scheune vermauert gewesen wäre, und daß es dem Bauer nicht eher Ruhe gelassen, bis er ihn wieder nach seiner alten Stelle zurückgebracht habe.

Einige alte Leute wollen auch noch wissen, daß sich in ihrer Kindheit auf einem der Steine deutliche Spuren einer Hand gezeigt hätten, die aber später verschwunden wären.

Der spukende Barbier zu Penzlin.

(Von **A. C. F. Krohn** zu Penzlin.)

„Vor diesem“, so erzählte mir einst mein freundlicher Wirth, ein hochbejahrter Mann, „da glaubte man noch viel an Spuken, und unsere Väter wußten gar manche Stückchen der Art zu erzählen. Nun ist man freilich weit darüber hinaus; die junge Welt ist aufgeklärter, und will nichts von alle dem mehr glauben. Ich für mein Theil glaube auch, daß viel

Betrug und Aberglauben bei all den Spukgeschichten mit im Spiele war und bin selbst schon mehrere Male angeblichem Spuke auf den wahren Grund gekommen; aber Manches passirt doch auch im menschlichen Leben, was wir nicht durchsehen können mit unserer Vernunft und wovor unser Verstand rein stille steht. Unsere Vorfahren waren leichtgläubiger in diesem Stücke und hatten gewöhnlich ihren Kopf immer voll von Spukgeschichten; darum auch regelmäßig, wenn sie zusammen kamen, „de Vetelle's" und Spukgeschichten durchgenommen wurden. So ging es auch in meinem elterlichen Hause, wo sich öfter in den langen Winterabenden eine kleine Gesellschaft von Freunden und Nachbarn zusammenfand. Wir Kinder hörten dann auch wol gerne zu; aber es überlief uns mehr als einmal eiskalt, wenn die Hauptstellen an die Reihe kamen, wo man die Spukgestalten mit recht grellen Farben ausmalte; und so unheimlich und graulich wurde uns, daß wir uns mitten in der vollen Stube ängstlich umsahen, fürchtend, es mögte schon ein Gespenst heranschleichen und uns packen, und — allein zu Bett gingen wir dann für kein Geld. Waren wir aber erst hinein, dann wurde das Bettdeck weit über den Kopf gezogen, indeß uns drinnen vor Furcht die Zähne klapperten. Aber, wie Kinder sind, wenn's am nächsten Abend an's Erzählen ging, da waren wir wieder ganz Aug' und Ohr".

„Sie können sich denken, daß ich damals nicht wenige Geschichten zu hören bekam. Die meisten von ihnen sind mir aber schon mehr oder weniger aus dem Gedächtniß entschwunden und nur eine, die von dem Barbier Andres*),

*) Die wahren Namen sind nicht genannt, wegen der etwa noch lebenden Nachkommen der in dieser Sage auftretenden Persönlichkeiten.

ist mir noch recht lebhaft gegenwärtig. Sie war freilich schon längere Zeit vor meiner Geburt passirt, aber sie bildete doch in meinen Kinderjahren immer noch das Tagesgespräch".

„„Bitte, erzählen Sie mir doch die Geschichte"", unterbrach ich den lieben Alten, „„ich höre für mein Leben gern, was sich so die Alten vordem erzählt haben"".

„Wenn Ihnen damit gedient ist", entgegnete er, „herzlich gern!" und so begann er denn:

„In meinem frühern Hause wohnte, es können wol achtzig Jahre und darüber her sein, der obengenannte Feldscheer Andres. Ich habe ihn freilich nicht gekannt; denn er starb schon lange vor der Zeit, als ich in die Wiege kam. Mein Vater aber war recht gut mit ihm bekannt gewesen. Dieser Mann mußte bei seinen Lebzeiten eine recht schwere Sünde begangen haben, oder seine Seele klebte auch zu sehr am Irdischen; kurz und gut, er fand keine Ruhe im Grabe. Bald nachdem er begraben war, hieß es allgemein: „Andres spukt". Da können Sie sich wol denken, was das für ein Aufsehen und ein Gerede gab. Es war bald Keiner mehr, der ihn nicht irgendwo und unter irgend einer Gestalt gesehen haben wollte. Vor allem trieb er, wie man erzählte, sein Unwesen in seinem ehemaligen Wohnhause, indem er dort, besonders Abends und Nachts über, die Bewohner neckte und mit seinem Poltern erschrack, und ihnen so eine rechte Plage wurde. Aber auch in andern Häusern ließ er sich sehen, und trieb dort nicht minder argen Unfug.

Dazumal lebte hier in Penzlin ein Schmied, der hieß Jost. Der hatte vor dem Thore in der Vorstadt, wo jetzt die Mühlenstraße ist, einen Stall, in welchem er unter andern auch seine Steinkohlen aufbewahrte. Von hier holte er sich die Kohlen dann in einem Sacke, je nachdem er gerade be-

durfte. Als er nun einst, wie gewöhnlich, hierher kam, saß zu seinem nicht geringen Schrecken Andres, wie er ehedem leibte und lebte, oben auf dem Kohlenhaufen und grinste ihn recht höhnisch an. Jost versuchte nach ihm zu schlagen; aber das war vergebliche Mühe, weil er ihn nicht treffen konnte, und dann würde auch der Geist blitzwenig von den Streichen gefühlt haben. Hätte der Spuk ihn nur in Ruhe gelassen, Jost würde sich auch in der Folge wenig um ihn bekümmert haben; denn er war keiner von den Hasenfüßen, sondern ziemlich beherzt und unerschrocken. So aber hatte unser Schmied kaum seinen schweren Sack auf die breiten Schultern geladen, als auch schon der Feldscheer oben drauf saß, und dem armen Manne die ohnehin nicht geringe Last so schwer machte, daß er sie nicht von der Stelle zu bringen vermogte, sondern zur Erde fallen lassen mußte. Weiter wollte der Plagegeist nichts; hatte er dies erreicht, so war er auch gleich vom Sacke herunter und stand neben dem Schmied, dem er schiefe Gesichter schnitt, die Zunge ausstreckte und lange Nasen machte, ohne seinen wüthenden und doch ohnmächtigen Streichen auszuweichen. Lud Jost dann seine Kohlen wieder auf, so nahm auch der Feldscheer seinen alten Sitz wieder ein, und so nahm dies Plagen kein Ende, bis denn endlich der arme Gequälte seinen Sack mit saurer Mühe nach Hause geschleppt hatte. Diese Neckereien wiederholten sich fortan regelmäßig, wenn Jost Kohlen holen wollte, so daß der arme Mann nur mit Zittern und Zagen nach seinem Kohlenstalle gehen konnte. Uebrigens war Jost nicht der Einzige, dem es also ging; Andres verschonte fast Keinen mit seinen dummen Streichen.

Kurz vor dieser Zeit nun arbeitete hier ein Drechslergeselle. Der soll weit hergekommen und in der schwarzen Kunst nicht unbewandert gewesen sein. Er besaß auch eine schwarze,

hölzerne Hand und konnte vermittelst derselben Geister einfangen und bannen. Dieser Mensch wurde aber bald so häufig in Anspruch genommen, daß er kaum eine Nacht ruhig im Bette mehr zubringen konnte, sondern Nacht für Nacht Geister haschen und bannen mußte. Das wurde ihm denn doch zu arg, und so schnürte er seinen Ränzel und wanderte weiter. Bevor er indeß ging, hatte er dem Ackersmann Peter dies und jenes von seinen Künsten gelehrt und ihn namentlich im Geisterbannen unterrichtet, ihm auch zu dem Zwecke eine schwarze, hölzerne Hand zurückgelassen. Peter muß ein recht aufmerksamer, gelehriger Schüler gewesen sein; denn er legte mit seiner neu erlernten Kunst, die er zuerst beim Feldscheer probirte, alle Ehre ein.

An Peter nämlich wandte man sich, als der Spuk so überhand nahm, und anfing mehr als Einem lästig zu fallen. Peter ließ sich auch nicht zwei Mal bitten, sondern erschien gleich zur passenden Zeit mit einem Sacke, zur Einschließung des Geistes, und mit seiner schwarzen Hand bewaffnet. Das war dem Geiste eine gefährliche Waffe. Es half kein Sträuben, er mußte in den Sack. Hocherfreuet über seinen glücklichen Fang, schnürte Peter seinen Sack fest zu und ging dann mit ihm zur Stadt hinaus, um seinem Gefangenen draußen in einer möglichst einsamen Gegend seinen Wohnplatz anzuweisen.

Anfangs ließ sich der im Sacke auch das Tragen wohl gefallen, als er aber ein Rauschen des Wassers hörte und daran merkte, daß sie bei der kleinen Mühle*) waren, wollte er sich nicht weiter bringen lassen und machte sich darum so schwer, daß ihn Peter abwerfen mußte. Doch der verstand keinen

*) Eine Brücke, unmittelbar hinter den Scheunen nach Klein-Luckow hinaus. Früher stand hier eine Wassermühle, daher der Name.

Spaß. Er bearbeitete den Widerspenstigen dermaßen mit seiner schwarzen Hand, daß derselbe Ach und Weh' schrie und flehentlich um Gnade bat. „So", schrie der Erzürnte, als er endlich aufhörte zu schlagen, „nun wirst Du wol Geduld haben; sonst kommt's noch besser!" Andres aber däuchte diese Tracht schon überreichlich, und so war nichts natürlicher, als daß er alles Gute angelobte. Nur um dies Eine bat er, er, Peter, mögte ihm doch sagen, wohin er ihn bringen wollte. „Nach dem Barbroock"*), lautete die Antwort. „„Nach dem Barbroock!?"" rief voll Angst der Gefangene, „„ach dort sind schon drei Priester von alter Zeit her, mit denen werd' ich mich nicht vertragen können und dann wird mir's schlimm ergehen. Bring' mich wohin Du willst, nur nach einer andern Stelle"". „Nun, meinetwegen kannst Du auch nach dem Soltborn**) kommen", entgegnete begütigend

*) Barbrook, auch Warbrook, eine sumpfige Wiese rechts am Fußsteige nach Klein-Lukow.

**) Der Soltborn liegt auf dem Grapenwerder. Dieser ist eine kleine niedrige Hügelkette, die sich nördlich von der Stadt aus einem Kranze theilweise sumpfiger und morastiger Wiesen erhebt. Früher waren diese Wiesen mit Erlengebüsch bewachsen und standen meist unter Wasser. Ungefähr in der Mitte dieser Hügelkette erhebt sich, 10 bis 15 Fuß hoch, der Platz einer alten Wendenburg, der gegen 200 Schritte im Durchmesser hält, und schon von Weitem an dem Heckenkranze erkennbar ist, der ihn umgiebt. — Zu dem Grapenwerder führt nur ein Fahrweg durch die Wiesen, der 300 Schritte lange Grapenwerderdamm, der dann an seinem Ende durch eine kleine Brücke mit dem Grapenwerder verbunden ist. Der Burgplatz hat nur eine Auffahrt, die einen kleinen Hohlweg bildet. Fast gerade vor der Auffahrt liegt das große blanke Soll, ein kleines aber sehr tiefes Wasserloch, das in der Sage vom Grafen Grapen oder wie ihn Andere nennen, Werneck, und der goldnen Wiege vorkommt. — Der Grapenwerder soll früher Gegenstand eines Processes zwischen denen von

der Banner; und als der Feldscheer deß zufrieden war, lud er ihn wieder auf und trollte mit ihm weiter.

Die kleine Zurechtweisung schien gute Dienste gethan zu haben; denn der im Sacke muckste sich nicht, schien sich vielmehr ruhig in sein Schicksal zu ergeben. Das that er aber nur, um sich von den Schlägen zu erholen, und als sie bei der Grapenwerderbücke kamen, machte er sich wirklich zum zweiten Male stramm. Da gerieth Peter denn nicht wenig in Wuth. Augenblicklich warf er den Sack mit seinem Inhalte ab und machte sich wieder mit seiner schwarzen Hand über den Feldscheer her. Doch dieser ersah sich eine kleine Oeffnung im Sacke, die bei dem Ringen entstanden war und — im Nu war er ins Freie und eben so schnell unter die Brücke.

Da saß Peter nun mit der langen Nase. Er hätte freilich den Entwischten wieder einfangen können, aber dazu fehlte es ihm auch an Lust; denn es war schon Abend geworden; auch war er nicht wenig müde, was von dem Schleppen und Ringen mit dem Feldscheer herkam. So begnügte er sich denn damit, dem unruhigen Gast bei der Brücke seinen Ort anzuweisen und ihn dort zu bannen. Dann kehrte er zur Stadt zurück; drohte aber dem Andres, wieder zu kommen und ihm einen andern noch einsamern Ort anzuweisen, wenn er sich unterstände, auch hier noch seine Neckereien fortzusetzen".

In der Stadt hatte man jetzt allerdings Ruhe vor dem Feldscheer. Dafür aber spukte es nun bei der Brücke um so ärger. Andres ließ so leicht Keinen ungeschoren vorbei, und

---

Maltzahn und denen von Hahn gewesen sein, und soll bei dieser Gelegenheit der maltzahnsche Anwalt an den hahnschen geschrieben haben:

„Plück Du Dienen Hahn;
Ick plück mienen Moltzahn".

bald wurden Klagen über ihn von allen Seiten laut. Dem Einen hatte er die Pferde scheu, dem Andern den Wagen festgemacht. Dann wieder hatte er die Vorübergehenden mit Steinen geworfen, in den Haaren gezupft, sich ihnen auf den Rücken gehängt und was dergleichen tolle Geschichten mehr waren.

Doch der Krug geht so lange zu Wasser, bis er zerbricht. Einst kam auch Peter mit seinem Sohne vorbeigeritten, um die Pferde nach der Weide zu bringen. Wol hatte er schon viel von dem Thun und Treiben des Andres bei der Grapenwerderbrücke gehört, aber er dachte nicht im Entferntesten daran, daß sich auch der Spuk an ihn, den mächtigen Geisterbanner, wagen würde. Andres aber war eben so wenig gewilligt, seinen Gegner so leichten Kaufes vorbei zu lassen. Als daher Peter ohne Arg und ganz unbesorgt des Weges daher ritt und eben den Bannkreis betrat, warf sich der erbitterte Geist auf ihn und setzte ihm ganz gehörig zu. Peter sprang wol vom Pferde, um sich so gut zu wehren, als es eben gehen wollte, aber er hatte seine schwarze Hand nicht bei sich und so war ihm der Geist doch zu mächtig. Es währte auch nicht lange, da hatte der Barbier seinen Feind in den Graben hineingezogen und versuchte nun alles Ernstes, ihn in den weichen Schlick zu drücken und so zu ersticken. Peter gerieth in nicht geringe Gefahr, weshalb er seinem Sohne zurief: „Laß die Pferde, und schlag' den Hund auf den Kopf". Der ließ es sich nicht zweimal sagen, sondern paukte aus Leibeskräften mit einem Knittel drauf los. Er traf auch, aber nicht den Geist, sondern seines Vaters Kopf. Es fehlte nicht viel, daß der arme Mann ganz unterlegen wäre und kaum vermogte er noch seinem Sohne zuzurufen: „Laß doch das Schlagen, Junge, Du schlägst mich sonst noch todt".

So rangen Peter und Andres eine ganze Zeit mit ein-

ander. Endlich gelang es denn doch dem Erstern, sich los zu machen und, wiewol ganz erschöpft, auf's feste Land und aus der gefährlichen Nähe des Bannkreises zu kommen. „So soll Dich doch dieser und der", rief Peter voll Wuth, als er sich etwas erholt und seine Kleider mit Hülfe seines Sohnes von dem anklebenden Schmutze befreit hatte, „ich will Dich lehren, ehrliche Leute foppen"; lief nach Hause und kehrte bald mit der schwarzen Hand und einem Sacke wieder zurück. Nun war es an dem Barbier, klein beizugeben. Aber da war an Gnade nicht zu denken. Er mußte, so sehr er sich auch setzte und sträubte, in den Sack hinein, und nun gab's Zulage mit hundert Procent.

Als Peter endlich seiner Rachsucht Genüge gethan hatte, schwang er sich den Sack auf den Nacken und brachte seinen Gefangenen nach dem Soltborn. Dort zog er ihm einen Kreis, den er fortan nie wieder überschreiten durfte, und, so viel man weiß, auch nie überschritten hat. Nur ein Mal hat er hernach noch von sich reden gemacht, als der Ackersmann Kunz ihm beim Haken zu nahe kam.

Kunz besaß nämlich am Soltborn ein Ackerstück, das er erst kürzlich käuflich an sich gebracht hatte. Im Gegensatze mit seines Vorgängers Wirthschaft wollte er jeden Fußbreit Landes treulich benutzen. Dieser aber hatte gar manche Ecke und manchen Winkel, und unter diesen auch das zunächst an den Soltborn grenzende Stück, niemals beackert. Als nun Kunz beim Haken an die zuletzt erwähnte Stelle, über welche sich theilweise der Bannkreis erstreckte, kam, wollte ihn der Barbier nicht weiter hacken lassen. Da alles Bitten nichts half, warf Kunz zuletzt mit dem Beile nach seinem Widersacher, um ihn aus dem Wege zu schaffen. Doch das half ihm blitzwenig. Für's Erste traf er den Geist nicht, so oft er auch

warf, und dann fiel er selbst bei jedem Wurfe auf den Rücken. Er mußte zuletzt nur ganz von dem Haken an der betreffenden Stelle abstehen.

Dies Stück hatte übrigens noch ein Ackersmann mit angesehen, der auf einem etwas entfernten Ackerstücke hakte. Der glaubte aber nicht anders, als der Kunz wäre närrisch geworden; denn er sah wohl, daß Kunz warf, aber er sah nur Niemand, nach dem er warf, und das Possierlichste bei der ganzen Geschichte war ihm, daß Kunz bei jedem Wurf auf den Rücken fiel. Ganz erstaunt fragte er ihn deshalb, als sie zusammen kamen: „Varremann, wat harst Du doa bei den Soltborrn? Wat söll dat Schmieten eg'ntlich heeten? Ick hew doa doch Nümbs nich sehn!" „„Oh"", entgegnete dieser ganz mürrisch, „„dat was de oll Feldscheer Andres, de satt doa un woll mi nich hak'n lat'n, un wenn'k na em schmeet, flög'd Viel ümma vörbie, un ick föll, as nich kloock, up'n Rück'n"" *).

„Das ist die Geschichte vom Feldscheer", schloß mein Gewährsmann, „und dies ist, meines Wissens, das letzte Mal, daß er Jemand belästigt hat. Vielleicht hat er nachher die lang entbehrte Ruhe endlich doch gefunden."

Die Keule unter dem Thore zu Woldegk.

(Von F. C. W. Jacoby zu Neubrandenburg.)

Zu Woldegk unter dem Thor,
Das jetzt heruntergerissen,
Sah eine Keule hervor,
Noch viel Leute davon wissen.

*) Gevatter, was hattest Du da bei dem Salzborn? Was sollte das Werfen eigentlich heißen? Ich habe da doch Niemanden gesehen!" „„Oh"",

An einer geweißten Wand,
Da standen Worte geschrieben,
Die, wie ein lodernder Brand,
Mir im Gedächtniß geblieben.

„Wer seinen Kindern giebet Brod
Und selbst leidet Noth,
Den schlage man mit dieser Keulen todt!"

Es lebte ein Ackersmann
In Wolbegk vor vielen Jahren,
Mit Geld und Gut angethan
Und brav, schon in Silberhaaren.

Gestorben war ihm sein Weib,
Ein Sohn sein einziger Sprosse;
Da dünkt es dem Alten Zeit,
Der Sohn werd' der Güter Genosse.

Er giebt ihm sein Geld und Vieh,
Das Haus und Hof und den Acker,
Wünscht für das, was er verlieh,
Sein Sohn sei dankbar und wacker.

Und dieser, in großer Freud,
Hat bald eine Frau genommen;
Doch mit der ist Weh und Leid
In's Herz des Alten gekommen.

---

entgegnete dieser ganz mürrisch, „„das war der alte Feldscheer — Barbier — Andreas, der saß da und wollte mich nicht hacken lassen, und wenn ich nach ihm warf, flog das Beil immer vorbei und ich fiel, als nicht klug, auf den Rücken"".

In Frieden ging es ein Jahr,
Da war geschwunden die Liebe;
Dem Alten wurde es klar,
Es fehlten dankbare Triebe.

In Kummer aß er das Brod,
Das kärglich ihm zugemessen;
An Kleidung litt er schon Noth,
Nicht schämte der Sohn sich dessen.

Man gönnt ihm kein freundlich Wort,
Es hatten's besser die Knechte;
Von frühe bis Abends fort
Für ihn nur gab es das Schlechte.

Da wankt er traurig einst hin
Zum städtischen Bürgermeister
Und klagt mit betrübtem Sinn,
Was seine Kinder für Geister.

Und dieser, ein güt'ger Herr,
Holt, da nichts Rechtens zu machen,
Ein Beutlein mit Groschen schwer,
Sucht seinen Muth anzufachen.

„Hier nehmt dies Beutelein,
Verschließt es in Eure Lade,
Es sind zwanzig Thaler drein,
Sie eb'nen Euch bessere Pfade.

Holt mehrere Mal hervor
Sie täglich, daß Ihr sie zählet,
Bald wird Eurer Kinder Ohr
Durch des Geldes Klang gequälet.

Sie spannen sicherlich auf
Alsdann ganz andere Saiten,
Es wird Euren Lebenslauf
Noch einmal Freude begleiten".

Und dankend nahm auch das Geld
Der Alte und schritt nach Hause,
Am Leib verborgen er's hält,
Schafft's sicher in seine Klause.

Dort rasselt, wenn er dann weiß,
Daß nah' die hartherz'gen Kinder,
Mit seinem Gelde der Greis
Und zählt's und verschließt's nicht minder.

Bald hören's Tochter und Sohn,
Es weckt ihnen eig'ne Gedanken;
Des Geldes lockender Ton
Macht ihre Gesinnung wanken.

Die Tochter darauf begann:
„„Der Alte scheint zu besitzen
Viel Geld noch, Christian,
Das müssen für uns wir nützen.

Es wird am besten wol sein,
Damit das Geld wir einst erben,
Ihm bessere Pflege zu weih'n,
Bis an sein baldiges Sterben"".

Und so ward's denn auch vollführt,
Etwas besser hat's der Alte.
Das Geld hat ihr Herz gerührt,
Das so habsüchtige, kalte.

Noch lebte einige Jahr
Der Greis in erträglicher Lage.
Doch eh' auf der Todtenbahr
Er läg', ihn zum Friedhof man trage,

Wollt er zum Beispiel gestellt
Sein und der Kinder Thun wissen,
Für Mit- und späte Nachwelt
Sollt's reden in das Gewissen.

Eine Keule unter'm Thor
Der Bürgermeister ließ hängen,
Von der Wand schauten hervor
Diese Worte, die so strengen:

„Wer seinen Kindern giebet Brod
Und selbst leidet Noth,
Den schlage man mit dieser Keulen todt!“

In den vierziger Jahren dieses Jahrhunderts wurde das alte sogenannte brandenburger Thor zu Woldegk, worin die Keule mit der Umschrift sich befand, des Chausseebaues wegen niedergerissen. Die Keule hat man darauf unter eine ganz nahe dabei befindliche, gewölbte Brücke des Stadtgrabens aufgehangen, wo sie sich noch jetzt befindet.

Der räuberische Müller an der Jasnitz, einem Nebenflüsschen der Sude, zwischen Ludwigslust und Hagenow.

(Von J. J. F. Giese zu Strohkirchen.)

Zu den magersten Feldmarken, in der Heideebene des südlichen Mecklenburg's, gehört auch die des zwischen Ludwigs-

lust und Hagenow, an der berlin-hamburger Eisenbahn gelegenen Dorfes Strohkirchen. Der Getreidebau auf derselben ist nicht nur ein sehr dürftiger, sondern es fehlen auch alle Mittel, denselben zu heben, indem auf dem ganzen Felde kein Spaten Lehm zu finden ist, und dieser sowol, als auch der Mergel von den benachbarten Feldmarken geholt werden muß.

Darum ist es auch nicht zu bewundern, daß diese Feldmark, von welcher sich jetzt freilich über hundert Familien ernähren, noch in Erlen- und Birkenwaldung lag, als ringsumher schon blühende Dörfer empor gestiegen waren.

Nur fünf Familien*), welche später auch die ersten Bauern dieses Dorfes geworden sind, hatten sich in dieser fast undurchdringlichen Waldung angesiedelt und dieselbe an etlichen Stellen so viel gelichtet, daß sie die nöthigen Nahrnngsmittel zu gewinnen vermogten. Das Vieh aber trieb man in die Waldung hinein, wo es hinreichende Gräsung fand, und aus welcher es dann von selber zurück zu kehren pflegte.

Wenn die Ländereien dieser Ansiedler auch an fünf verschiedenen Stellen in der Hölzung lagen, so hatten sie doch ihre Hütten in der Nähe eines Baches so nah als möglich bei einander gebaut, damit sie nöthigenfalls schnell einander zu Hülfe kommen konnten; denn die ganze Gegend um diese Waldung her wurde damals von einem berüchtigten, räuberischen Müller, Namens Strohkark, sehr beunruhigt.

Dieser Müller, dem Raub und Wegelagerei die einzige Nahrungsquelle war, nnd welcher die Müllerei nur als einen

*) Die Namen dieser ersten Familien, welche sich noch in den nach ihnen benannten „Kampen" — Feldschlägen — erhalten haben, waren: Bick, Böck, Zanner — Zander, — Koß und Graack; man nennt ihre ehemaligen Aecker noch jetzt „Bicken-Kamp"; „Zanners-Kamp" 2c.

Mantel über sein eigentliches Thun und Treiben geworfen hatte, wohnte kaum tausend Schritte oberhalb der gedachten Hütten und an demselben Bache, woran diese lagen. Wußte der Müller auch, daß aus den Hütten nichts zu holen war, so mußte er doch Verrath von dieser Seite her fürchten und darum darnach trachten, dieselben aus seiner Nähe zu entfernen; daher das Schutz- und Trutzbündniß der Hüttenbewohner.

Allein letzteres erwies sich als unnöthig; Strohkark ließ diese Leute ruhig wohnen. Vielleicht fürchtete er sie nicht, vielleicht hoffte er auch, sie mit in seine Bande zu ziehen. Ueberdies war er in seiner Mühle so wohl befestigt, daß kleine Haufen ihn nicht zu überwältigen vermogten, wenn er wirklich verrathen werden sollte.

Das Haus des Müllers, an der damals noch viel bedeutenderen Jasnitz, — das ist der Name dieses Baches — war von großen Wällen umgeben, die auch heute noch nicht ganz verfallen sind, und wurde ganz von dem Wasser des Baches umflossen, wie solches jetzt noch an den Spuren eines aus der Jasnitz kommenden und wieder in dieselbe führenden Grabens zu sehen ist. Ueber diesen Graben führte eine Zugbrücke in die Wohnung des Räubers.

Zu dieser Befestigung standen dem Strohkark noch eine Stiege Arme seiner kampfgeübten Bande zu Gebot. Diese Bande war ihrem Hauptmann auf schnellen Pferden bei allen Raubzügen gefolgt und war auch bereit, wenn's sein sollte, Blut und Leben mit ihm zu lassen.

Schien ein Kampf ihm und seinen 10 Müllergesellen, — für welche sie in den Augen der Welt gelten mußten, obgleich er gar keine Mahlgäste hatte, — zu blutig werden zu wollen, so rief er zwei Unterhauptleute, jeden mit einer eben so starken Bande, als die seinige, zu Hülfe. Ein Stoß in ein Horn

drang durch Dickicht und Heiden in das Ohr des einen Unterhauptmanns, der in der Jahnkenstädt bei Kuhstorf, in den Gewölben einer dort versunkenen Stadt die Befehle seines Herrn und Meisters erwartete und alle, durch wohlverstandene Signale erhaltenen Aufträge sorgfältig ausführte. Der Ton einer Pfeife aber brachte die Befehle zu den Ohren des andern Unterhauptmanns, welcher in der Saumburg, am Ufer der Sude bei Moraas, mit seinen Mannen versteckt lag. Dieser war einerseits ein ebenso bereitwilliger Diener seines Oberhauptmanns, wie er anderseits klug, tapfer, grausam und der Schrecken reisender Kaufleute und anderer reicher Leute, Unbemittelten aber ein gleichgültiger Nachbar oder Begleiter war.

Eine Bande von solcher Stärke und Güte vermogte schon etwas auszurichten. Sie brach in Wohnungen ein, die Festungen gleich waren, und widerstand bei solchen Gelegenheiten oft einem dreimal stärkeren Gegner. Glück machte unsern Strohkark kühner; er plünderte die damals noch zahlreicher in dieser Gegend vorhandenen Edelgüter und die Johanniter-Ordens-Comthurei am Saume der Waldung. Ja er wagte es endlich schon, die nicht sehr entfernt liegenden Klöster, Zarrentin und Eldena, zu besuchen, und alle dort vorgefundenen Werthsachen mit sich fort zu führen. Da mußten denn auch goldene und silberne Cruzifixe, Kelche und Becken mit dieser rohen Horde in die Mühle an der Jasnitz wandern. Kaufmannsgewölbe wurden in den benachbarten Städten geleert, und der Raub in einen der drei benachbarten Schlupfwinkel gebracht.

Andere Genossen der Bande, die im Lande umher lagen, benachrichtigten den Hauptmann von großen Geldsendungen und den Transporten kostbarer Güter, von welchen sie Kunde

bekommen hatten; und der ganze Trupp brach alsdann zu Pferde und wohlgerüstet dahin auf, und selten kam er unverrichteter Sache wieder heim.

Solche mit großer Kühnheit ausgeführten Raubzüge, die sich fast täglich wiederholten und wovon Kunde aus allen bedeutenderen Oertern des südwestlichen Mecklenburg's einlief, mußte die Polizei ernstlich besorgt machen und sie zwingen, die strengsten Maßregeln gegen den Räuber zu ergreifen. Aber wo sollte man ihn aufsuchen, man wußte weder seinen Aufenthalt, noch seinen Namen. Letzteren erfuhr man jedoch bald, als man erst wußte, daß die Mühle an der Jasnitz sein Aufenthalt war, was man dadurch erkundet hatte, indem man den Spuren seiner Pferde nachgefolgt war.

Mahlgäste hatten den Müller nie gehindert, und andere Leute waren auch nur äußerst selten nach seinem befestigten Wohnorte gekommen; es gab also nur sehr wenig Menschen, welche seine Feste kannten; unter denen aber, welche die Polizei dahin sandte, gab es solche gar nicht. Wie staunten daher diese Leute, als sie statt der gehofften verfallenen Mühle eine wohlbefestigte Burg vor sich sahen. Diese einzunehmen waren sie jetzt noch zu schwach, und sie mußten darum für diesmal wieder umkehren, um verstärkt die Belagerung beginnen zu können.

Strohkark, welcher durch auswärtige Genossen seiner Bande von Allem, was gegen ihn beschlossen wurde, Bericht erhielt, sah wol, daß er einer solchen Macht nicht widerstehen konnte; deshalb suchte er durch alle erdenklichen Mittel seine Feinde zu täuschen. Auf Pferden, welchen die Hufeisen verkehrt untergelegt worden, war er auf die Burg geritten, um also seine Feinde zu tänschen. Als diese aber dennoch zur Belagerung herangerückt waren, suchte er sie durch seine

Banden, die ihm in den benachbarten Höhlen bei Kuhstorf und Moraas zu Gebote standen, im Rücken zu beunruhigen. Durch Streifzüge, die er durch eben diese Banden ausführen ließ, gelang es ihm endlich, seinen Feinden den Wahn einzuflößen, daß nicht er, sondern ein Anderer der gefährliche Räuber sei. Und so geschah es denn auch wirklich, daß die ihn belagernde Mannschaft für diesmal wieder abzog.

Aber „die Katze läßt das Mausen nicht“, sagt ein Sprichwort, unserm Strohkark ging es eben so; denn auch er ließ das Rauben nicht.

Als man endlich die sichersten Beweise hatte, daß nur Strohkark und kein Anderer es sei, der die Dörfer plündere, die Reisenden überfalle und somit die ganze Gegend unsicher mache, da wurden von Seiten der Polizei die allerernstlichsten Anstalten zur Zerstörung des Raubnestes getroffen.

Jetzt sah der Müller, daß sowol List als Gewalt vergeblich sein würde, und er entschloß sich daher, auf etliche Zeit seine Wohnung zu verlassen. Nachdem er alle zusammengeraubten Schätze wohlvergraben hatte, zog er mit der ihn umgebenden Mannschaft über die Elbe in's Sachsen-Lauenburgische hinein. Zuvor aber übergab er das wunderbare Horn dem Unterhauptmann in der Jahnkenstädt, und die Pfeife dem auf der Saamburg, und gebot beiden, sich bis zu seiner Zurückkunft ruhig zu verhalten, damit die Aufmerksamkeit der Polizei erst von ihnen abgewendet werde.

Als nach Strohkarks Abzug das zu seiner Gefangennehmung ausgesandte Heer anrückte, fand es, daß das Raubnest leer war und auch leer blieb, obgleich es Wochen, ja Monate hindurch davor lag. Und so wurden denn alle weiteren Verfolgungen einstweilen wieder eingestellt; und sie sind für immer eingestellt geblieben; denn der Müller ist nie wieder nach seiner

Mühle zurückgekehrt, und Keiner weiß, wo und wie er abhanden gekommen.

Als so nun etliche Jahre verflossen und Strohkarl noch immer nicht wieder zurückgekommen war, da glaubten sich seine Unterhauptleute ihres Versprechens, in Betreff des sich Ruhigverhaltens, entbunden, deshalb nahmen sie dann ihr altes Handwerk wieder auf und wurden gefürchtete Wegelagerer. Doch trieben sie ihre Räubereien nicht in dem Maße, wie sie ihr Hauptmann jahrelang getrieben hatte.

Allein bei aller Vorsicht kam auch die Reihe an sie; auch sie wurden endlich aus dem Neste gejagt. Der Bewohner der Saumburg mußte der Gewalt unterliegen, sammt seiner Bande, denn Alle fielen, kämpfend für ihre Herberge und ihre Schätze, unter den Hieben eines gegen sie ausgerückten, vielfach stärkeren Haufens der durch sie so oft beunruhigten Landbewohner. Ein kleiner Theil dieser Bande, welcher in dem nahen Mörderberg versteckt lag, blieb zwar für diesmal noch verschont, wurde aber auch, nicht lange nach dem Falle der Saumburg, bei einem Einbruch ertappt und von den Landleuten mit Forken und Sensen niedergemacht.

Der Bewohner der Jahnkenstädt aber wurde durch ein Mädchen verrathen, welches er mit sich in seine Höhle genommen und zu seiner Frau gemacht hatte. Dieselbe traf nämlich einmal zufällig auf einer durch vieles Bitten errungenen Stadtreise mit ihrem Bruder zusammen und versprach demselben, ihm den Weg nach ihrem jetzigen Aufenthalte durch Streuen von Erbsen zu zeigen, da sie, kraft eines Eides, nichts darüber erzählen durfte. Freilich hatte der Wind die Erbsen bald mit Sand bedeckt, daß sie nicht zu finden waren, aber sie keimten nach einem Regen aus, und das grüngewordene Kraut

derselben zeigte die Fährte, welche der Wind zuerst verweht hatte. —

Also gelang es auch, die Höhle dieses Räubers aufzufinden und zu zerstören, wiewol mit einem Verluste von zwei Menschenleben; denn zwei Jäger, welche zuerst in die Höhle gedrungen, waren von dem Dolche des Räubers durchbohrt worden. Uebrigens war der Anhang dieses Banditen sehr zusammen geschmolzen; die wenigen Leute, welche ihm noch zur Verfügung standen, waren in dem Augenblick der Einnahme der Höhle gerade abwesend, wurden aber später, als sie sorglos in dieselbe zurückkehren wollten, gebunden und nach Hagenow abgeführt.

Beim Durchsuchen dieser Höhle fand man auch das so wundersam stark tönende Horn und die Pfeife, vermittelst welcher die Räuber sich in ihrer Glanzperiode zwischen Jahnkenstädt, Saumburg und Strohkark Zeichen gegeben und so in stetem Verkehr mit einander gelebt hatten.

Die Mühle Strohkarks verfiel, da sie hinfort Niemand bewohnte, immer mehr, bis sie zuletzt der Erde fast gleich geworden ist.

Jetzt stehen von der alten strohkarkschen Mühle nur noch die Pfähle, auf welchen das Rad geruht, aber sie sind fast ganz abgefault und ragen nur etwa noch einen Fuß aus dem Wasser hervor.

Eine neue Mühle ist später von den schon genannten Bewohnern der in der Nähe liegenden Hütten, die fortan Strohkark*) hießen, etliche tausend Schritte unterhalb der

*) Ob das jetzige Dorf Strohkirchen seinen Namen wirklich diesem Müller zu verdanken hat, läßt sich zwar nicht bestimmt sagen, ist aber

alten, erbauet und die „neue Mühle“ genannt worden. Aber auch diese ist schon lange nicht mehr. Der Name der Stätte jedoch, so wie viele Balken und Pfähle, die von den jetzigen Bewohnern Strohkirchens noch daselbst gefunden und verbraucht worden sind, zeugen für die Wahrheit dieser Sage.

Auch bei der alten Mühle steckt die Erde noch voll Balken und Bohlen, vielleicht auch noch voller Kostbarkeiten, die der alte Müller, bei seinem schleunigen Wegzuge und beim Gedanken an Wiederkehren, daselbst, wer weiß wo und wie, versteckt hat. Hat doch dort der Bach, unter andern Kleinigkeiten, in dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts noch eine bedeutende silberne Schaale an's Ufer gespült, welche aber leider für 50 Thlr. in die Hände eines Juden übergegangen sein soll.

Beweise für das Vorhandensein großer Schätze bei der alten Mühle will man sehr viele haben. So erzählt man, als vor etwa 20 Jahren der jetzige Inhaber dieser Stätte dort ein umgefallenes Pferd habe vergraben wollen, soll er, wegen der vielen, eng an einander liegenden Bohlen, nicht in die Erde hinein gekonnt haben. Er wäre somit gezwungen worden, auf einer andern Stelle, etliche Schritte von der vorigen, einen neuen Versuch mit dem Graben einer Grube zu machen, was auch gelungen sei. Da aber der Knecht, welcher mit dieser Arbeit beauftragt worden war, die Grube tief genug gehabt, habe er ein Geräusch unter jenen Bohlen gehört, ähnlich dem, welches entsteht, wenn Wasser in einem hohlen

---

sehr leicht möglich. Ebenso möglich ist es auch, daß derselbe dem Dorfe deshalb beigelegt worden ist, weil auf einem in dem jetzigen meybemschen Grundstücke gelegenen Kirchhofe eine mit Stroh gedeckte Kirche gestanden haben soll, was den noch jetzt im Dorfe lebenden Alten oft in ihrer Jugend erzählt worden ist.

Raum auf Metallplatten fällt. Er habe zwar mit dem Spaten versucht, die Erde nach jener Richtung zu durchstechen, da sei ihm aber eine kleine Quelle entgegengestürzt, und der eigenthümliche Klang, welcher wie das Spielen einer Spieluhr geklungen und welchen auch der schnell herbeigerufene Hauswirth vernommen habe, sei vorbei gewesen. Man habe aber nicht weiter nachgraben wollen, weil man gefürchtet, sich vor den Dorfbewohnern lächerlich zu machen.

Daß in der Nähe des Baches auf einer Stelle kein Backofen hat stehen wollen, sondern stets wieder eingefallen ist, nachdem man ihn etliche Male geheizt hatte, schiebt man ebenfalls auf einen hier verborgenen Schatz. Ebenso soll in der Franzosenzeit ein aus Möllen stammender Soldat es deutlich gemacht haben, daß die Unfruchtbarkeit eines großen, nicht fern von dem Mühlenplatze stehenden Birnbaums nur allein von einem sich unter ihm befindenden Schatze herrühre. Derselbe soll auch versprochen haben, den Schatz heben zu helfen, allein er hat mit Napoleon nach Rußland müssen und ist nicht wieder zurückgekehrt.

Alte Leute behaupten auch, Geldfeuer gesehen zu haben, woran die jungen aber nicht recht mehr glauben wollen.

Der Klatthammel in der rostocker Heide bei Rostock.

(Von E. Wolff, Pastor zu Rövershagen.)

Vor Zeiten hüteten Hirtenknaben die Pferde des Nachts in der rostocker Heide. Einige derselben hatten ihren Weideplatz für die Pferde in der Nähe eines Bruches — Sumpfes. — Der Kälte wegen, machen sie sich ein Feuer an.

Um Mitternacht kommt aus dem nahen Bruche immer eine von Wasser triefende Gestalt, welche die Jungens deswegen Klatthammel geheissen haben.

In einer Nacht ist ein Jäger bei ihnen. Jenes Wesen kommt wieder an und wirthschaftet da bei ihnen herum, wovor sie sich nicht mehr gefürchtet haben, weil es ihnen nie etwas zu Leide gethan hat.

„Was ist das?“ fragt der Jäger. „„Oh, das ist unser Klatthammel,““ sagen die Hirtenknaben.

„Wo willst Du Geschöpf hier hin?“ sagt der Jäger. „Im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes gebiete ich Dir, das Du zur Ruhe gehst!“ „„Das wollt ich auch nur hören,““ antwortet es, und ist darauf nicht wiedergekommen.

Die geraubte Frau aus Sülsdorf bei Schönberg.

(Von J. F. L. Bohn zu Demern.)

In Sülsdorf, ein Dorf an der schönberg-lübecker Chaussee, war vor vielen Jahren ein Bauer, dessen Frau verschwand plötzlich. Nun ging das Gerücht, die Unterirdischen hätten sie in ihre Berge geschleppt.

Nach langen Jahren fuhr einmal der Bauer nach Lübeck, und als er des Abends zurück kam, sah er seine Frau an einem Berge sitzen mit einem unterirdischen Kinde auf dem Schooße.

Er hörte sie singen mit ihrer klaren, schönen Stimme, damit sie so oft seine Kinder in den Schlaf gesungen hatte, und daran erkannte er sie.

Der Bauer rief: „Moder, büst Du hier?"*) und ging näher heran. Da sagte sie: „„Vader, lat mi nu man hierblieben, ick bün de Spies bi Juch nu nich mehr wennt!""**)

Dennoch zwang er sie mit ihm zu kommen, aber sie ist bald darauf gestorben.

Wie der Name der Blutstrasse in Rostock entstanden sein soll.

(Von A. C. F. Krohn zu Penzlin.)

Wie manche Orte die Entstehung ihres Namens irgend einer merkwürdigen Begebenheit verdanken, die dort sich ereignete, so ist es auch mit der Straße in Rostock, die vom neuen Markte nach dem Hopfenmarkte führt, der Blutstraße. Solche Beilegungen von Namen gleichen etwa der Aufrichtung von Denkmälern, die theils ja bestimmt, das Andenken an berühmte, um das Gemeinwohl besonders verdiente Männer recht frisch zu erhalten, theils auch den nachkommenden Geschlechtern immer und immer wieder die großen Thaten der Väter in's Gedächtniß zurückzurufen. — Wir wollen nun aber

*) „Mutter, bist Du hier?"

**) „„Vater, laß mich nun nur hierbleiben, ich bin die Speise bei Euch jetzt nicht mehr gewohnt!""

hören, was uns die Sage über den Ursprung des Namens der Blutstraße Merkwürdiges berichtet:

Es ist schon lange her, so erzählt die Sage, da belagerten einmal die Kaiserlichen die gute Stadt Rostock.*) Diese war dazumal eine ziemlich starke Festung; und umher, soweit die Warnow nicht reichte, war sie durch hohe Wälle mit tiefen Wallgräben, durch Mauern und Thürme geschützt. Von den vier mächtigen Bastionen, sowie von den Wällen starrten viele Feuerschlünde, die den Stürmenden Tod und Verderben drohten; und der Muth der tapfern Bürger war auch keine schlechte Wehr. Wochenlang hatte auch schon der Feind vergebens die Kraft seiner Geschütze an den festen Mauern erprobt, und schon mancher Sturmlauf war unternommen; aber die Wachsamkeit und der beharrliche Muth der Bürger hatten alle Anschläge und Unternehmungen des Söldnerheeres vereitelt, und die Mauern wollten ebenso wenig den Kugeln derselben weichen; denn was man am Tage einschoß, wurde während der Nacht in aller Stille wieder aufgemauert.

Den kaiserlichen Truppen, Gemeinen wie Anführern, verging schier der Muth, länger mit dem Kopfe gegen die Wand zu rennen; und viele der Obersten riethen, man solle doch lieber unverrichteter Sache abziehen, als noch länger so nutzlos Munition und Leute opfern und also lassen, was doch nicht zu nehmen. Die Mehrzahl schien auch geneigt, hierauf einzugehen; da machte Einer den Vorschlag, man möge doch versuchen, sich nach der Stadt durchzuminen, vielleicht gelänge das, dann könne man ja bei Nachtzeit durch diesen Gang in die Stadt einbrechen und zugleich stürmen, und sie so unver-

*) Vielleicht während des dreißigjährigen Krieges, wo Rostock 1629 von den Kaiserlichen belagert wurde? Der Herausg.

sehens überrumpeln. Das leuchtete Allen ein; und da in des Kaisers Heer sich viele gute Mineurs und Bergleute befanden, die sich auf das Geschäft des Maulwurfs vortrefflich verstanden, so schritt man gleich rüstig an's Werk.

Die Marienkirche hatte man zum Ausgangspunkt bestimmt und zwar sollte der Minen-Gang in derselben münden. Damit man aber ja nicht Richtung und Ziel verfehle, so wurden vorher erst die genauesten Beobachtungen und Berechnungen angestellt.

Doch irren ist menschlich. So erging es auch den lieben Leuten des Kaisers. Die Richtung hatten sie zwar ganz genau inne gehalten, aber im Ziele hatten sie sich doch verrechnet.

Unausgesetzt, Tag und Nacht, hatte man an dem Werke gearbeitet. Um bei den Belagerten keinen Argwohn zu erwecken, unternahm man dann und wann Scheinangriffe. — Endlich glaubte man sich dem Ziele nahe. Wie das aber gewöhnlich zu geschehen pflegt, so wurde man auch hier eifriger und sicherer, je mehr die Arbeit sich ihrem Ende nahete. An ein Mißlingen dachte Niemand; dazu waren ja die Berechnungen zu genau und zu richtig, und darum beobachtete man zuletzt kaum noch die allernöthigste Vorsicht.

Wiederum hatte man die ganze Nacht gearbeitet. Der Gang war fertig. Es galt nur noch eine verhältnißmäßig geringe Erdschicht wegzuschaffen und die etwa oben aufliegenden Steine wegzunehmen, dann befand man sich mitten in der so lange vergeblich belagerten Stadt und konnte, nach leichter Mühe und Arbeit, endlich Ersatz finden, für die langen Entbehrungen und Beschwerden des Lagerlebens. Das Herz der rohen Soldaten jubelte beim Gedanken an die nahe

gewinnreiche Plünderung; nur mit Mühe hielt man den lauten Ausbruch zurück.

Es war früh Morgens, als die letzten Arbeiter aus dem unterirdischen Gange zurückkehrten. Bis Mittag wurde gerastet. Dann, als man erwarten durfte, daß kein Gottesdienst in der Kirche stattfinden würde, wurde eine neue Abtheilung hineinbeordert. Diese sollte die letzte Hand an's Werk legen, nach beendeter Arbeit die Oeffnung einstweilen wieder mit den Steinen verdecken, und in aller Stille zurückkehren. „In der nächsten Nacht," so wurde bestimmt, „soll dann ein Haufe durch den Gang in die Stadt einbrechen, indeß wir Uebrigen stürmen, damit wir sie so überrumpeln und ihr alles Unheil vergelten." Aber der Herr gedachte es gar viel anders; Er machte ihren Anschlag zu nichte.

Wie schon gemeldet, hatten die Rechenmeister im Belagerungsheere, was die Entfernung betrifft, sich denn doch nicht wenig geirrt. So geschah es, das die Erdwühler nicht im Innern der Marienkirche, wie sie gewollt, sondern auf offener Straße, an der Ecke der Faulengrube und der heutigen Blutstraße, der Heiligengeist-Kirche gegenüber, wieder an die Oberwelt gelangten.

Vielleicht wäre es den guten Leuten gelungen, sich unbemerkt wieder in's Dunkele zu verziehen; denn es war gerade Mittagszeit und Alles auf den Straßen still, weil die meisten Einwohner beim Mittagsbrode saßen, oder ein süßes Schläfchen hielten und Keiner an die drohende Gefahr dachte. Aber sie sollten nicht so ganz mit heiler Haut davon kommen; denn der Herr fügte es so, daß gerade in diesem Augenblicke ein Trupp kräftiger, muthiger Männer hier vorbeikommen mußte. Dies waren Träger.

Die Träger*) wandten dazumal beim Transport der Waaren noch keine Wagen an. Sie trugen vielmehr die Kaufmannsgüter, die für einen zu schwer waren, je zwei und zwei hängend an einer mehrere Fuß langen, dicken hölzernen Stange — „Weesboom," — wie ehedem die Kundschafter ihre Traube. Diese Leute hatten Waaren aus einem Schiffe in die Stadt nach dieser Gegend gebracht und wollten nun auch zur Mittagsstunde heimgehen; da, als sie eben die oben erwähnte Stelle passiren, versinkt plötzlich ein Stück des Steindammes und aus der Oeffnung kommt ein feindlicher Soldatenkopf zum Vorschein.

Ich weiß nicht, wer am meisten erschrocken war, der Soldat oder die Träger, aber so viel weiß ich, daß diese sich nicht besannen und jener sich nicht besinnen konnte. Im Nu hatte er einen Schlag weg, daß er schneller versunken wäre, als er gekommen war, hätten ihn nicht im selben Augenblicke zwei handfeste Träger beim Kragen gepackt, herausgezogen und bei Seite gebracht. Während deß waren die übrigen zurückgetreten und warteten, ob nicht noch mehr Köpfe zum Vorschein kommen würden. Als aber der drunten, der nun der Oeffnung zunächst war, merkte, daß sein Vordermann ihm Luft gemacht hatte, kroch er ihm eiligst nach, wollte sehen, wo er geblieben und steckte auch den Kopf aus dem Loche heraus. Das bekam ihm aber gar schlimm, denn in demselben Augenblicke erhielt er von hinten einen Schlag, daß ihm Hören und Sehen verging; und ebenso erging es allen, die sich noch im Gange befanden und deren waren nicht wenige,

*) Das Amt der Träger ist uralt; schon in den ältesten Nachrichten über Rostock wird ihrer erwähnt. Die alte Fahne dieser Innung zählt auch schon ein Alter von ein Paar Jahrhunderten.

denn aus dem Lager hatten sich noch viele Voreilige und Neugierige, und unter diesen mancher Officier, in den Gang geschlichen. Erst die Letzten, welche man vom Lager aus, beunruhigt über das lange Außenbleiben der Arbeiter, nachschickte, merkten, was vorging, und entzogen sich einem gleichen Schicksale eiligst durch die Flucht.

Droben aber hatten die Träger mit wilder Lust das Werk des Hinschlachtens gehandhabt und waren hierin getreulich von der herbeiströmenden Menge unterstützt worden. Wie viele der Erschlagenen gewesen sind, meldet die Sage nicht; sie erzählt nur, daß man in der Blutstraße bis an die Knöchel

---

Vielfach und eigenthümlich sind die Pflichten und Obliegenheiten, aber auch die Gerechtsame und Freiheiten der Träger. Die Hauptaufgabe derselben ist nun, sämmtliche zu Wasser angekommenen Sachen — gleichviel ob Kaufmannswaaren, oder Privatleuten gehörig—, ebenso auch die zu Schiffe fortgeschickt werdenden Güter von und nach dem Strande zu transportiren. Selbst wenn auch die betreffenden Empfänger oder Absender eigenes Fuhrwerk haben, so dürfen sie sich doch nicht selbst ihr Eigenthum aus dem Schiffe holen, oder an Bord desselben bringen lassen; thäten sie dies aber dennoch, so müssen sie doch den Trägern ihre volle Gebühr zahlen, sowie noch obenein eine Strafe dazu. Ebenso ist es auch ein ausschließliches Recht der Träger, daß sämmtliches Bier den Bürgern nur durch sie zugeführt werden darf 2c. Stirbt einer der Träger, so hat er die Glocken frei; auch für das Grab 2c. sind keine Gebühren zu zahlen, „die sonst ja bekanntlich in Rostock so sehr hoch sind.“ Nach dem Tode des Mannes bleibt die etwa hinterbliebene Trägerwittwe doch noch immer in Brod; denn auch sie bekommt noch denselben Antheil vom Verdienste, als wäre der Mann am Leben. Ferner sind die Träger gänzlich frei von manchen städtischen Abgaben, als z. B. Schoß, 2c.; dafür müssen sie aber auch bei jedem in Rostock entstehenden Feuer sogleich bei der Hand sein und helfen, so auch unentgeldlich die Kirchhöfe ausbessern und bei festlichen Gelegenheiten die Stadtkanonen auf den Wällen abfeuern, 2c. 2c. Der Herausg.

im Blute gewatet habe, und das mag auch hinreichen, uns einen Begriff von den Gräueln dieser Scene zu geben.

Die Kaiserlichen aber, müde gemacht durch die Ausdauer der Bürger, niedergeschlagen über den schlechten Erfolg ihrer Unternehmungen und erschreckt durch das gräßliche Blutbad, brachen schleunigst auf und zogen in großer Eile von dannen. Die muthigen Bürger setzten ihnen auf der Straße nach Schwaan nach. Dort aber brachen die Einwohner die Brücke, welche über die Warnow führt, im Einverständnisse mit den Rostockern ab, und drangen, mit ihnen gemeinschaftliche Sache machend, auf den Feind ein, also, daß die Meisten durch's Schwert oder in den Fluthen der Warnow den Tod fanden.

Der liebe Leser wird nun schon wissen, warum man die Blutstraße also benannt hat.

Die Stelle, wo die Kaiserlichen zum Vorschein kamen, bezeichnete man zum Andenken mit einem breiten Steine. Jetzt ist derselbe freilich nicht mehr vorhanden, aber es giebt noch Viele in Rostock, die sich seiner recht gut zu entsinnen wissen. Er lag etwa dort, wo jetzt die Pumpe an der Ecke der Blutstraße und Faulengrube, der Buchdruckerei gegenüber, steht, welchen Ort man früher allgemein mit dem Ausdrucke „bi'n breeden Steen" *) zu bezeichnen pflegte.

Den Trägern aber wurde für ihren Muth und die dadurch bewirkte Rettung der Stadt die Vergünstigung zu Theil, daß sie alljährlich am zweiten Pfingstfeiertage, nach beendigtem Gottesdienste und nach Verlesung ihrer Amtsrolle im Gewette, **) unter Begleitung des Stadtwachtmeisters und mehrerer Stadtsoldaten, als Ehrenwache, und unter Voran-

---

*) Bei dem breiten Stein.

**) Das Zunftgericht für Rostock.

tragung ihrer Fahne vom Rathhause auf dem neuen Markte in feierlicher Prozession nach ihrem Amtshause oder Schütting in der langen Straße ziehen dürfen, woselbst ihnen von Stadtwegen eine bestimmte Menge Bier aufgelegt wird, um sich daran, in Erinnerung an die That ihrer Vorfahren, gütlich zu thun.

Warum die Tollense bei Neubrandenburg vor Weihnachten nicht zufriert.

(Von F. C. W. Jacoby, zu Neubrandenburg.)

Des Winters Strenge deckt das Land,
Des Eises Plan beut festen Stand;
Froh tummelt sich der Knaben Schaar
Auf sicher'm Eise, blank und klar.

Alsbald, da jede lange Nacht
Die feste Decke dicker macht,
Sind auch die Fischer ausgerückt,
Ob nicht ein Eisfang ihnen glückt.

Mit Rüstzeug, Eissporn, Axt und Netz
Geht's kreuz und quer den See anjetzt;
Das Garn sinkt lockend auf den Grund,
Geschlagen hat manch' Fischleins Stund'.

Es folget Zug sich nun auf Zug,
Den Fischern doch wird's nicht genug,
Sie schonen nicht den Tag des Herrn,
Die Netze hin und her zu zerren.

Das heil'ge Christfest bricht heran,
Die Fischer sind auf Eises Plan;
Der Glocken festliches Geläut
Mahnt sie, das Weihnachtsfest sei heut.

Doch aber ist die Gier zu groß,
Zu wühlen in des Sees Schooß
Und reichen Fischzug noch zu thun,
Wenn And're loben, beten, ruh'n.

Da naht der Herr den Frevlern sich,
Daß scheu die Schaar vom Fischfang wich,
Und strafend spricht er dieses Wort:
„Sogleich begebt vom See Euch fort!

Weil Ihr das Heilige entweiht
Und heut' zu fischen Euch nicht scheut,
So soll's vor Weihnacht nie geschehn,
Daß Ihr zum Fang auf's Eis könnt gehn!"

Weshalb die Wächterglocke jetzt nicht mehr in Röbel gezogen wird.

Wie's noch heut' zu Tage in vielen Orten des In- und Auslandes geschieht, so war's früher auch in Röbel auf der Neustadt Sitte, des Abends, wenn die Wächter ihren nächtlichen Umgang durch die Straßen der Stadt begannen, die sogenannte Wächterglocke zu ziehen. Seit vielen Jahren aber schon ist dieser alte, schöne Brauch in Röbel gänzlich abgekommen. Weshalb dies eigentlich geschehen, darüber erzählte mir ein alter Mann eine gar wunderliche Geschichte.

Einer der Nachtwächter Röbel's hatte nämlich früher das Amt, sobald er und seine Kameraden auf die Wache gezogen waren, die in dem Thurme der neustädter oder St. Nikolai-Kirche hängende Wächterglocke zu läuten, um dadurch gleichsam den friedlichen Bewohnern der Stadt anzuzeigen, daß sie sich jetzt unbesorgt zur Ruhe begeben könnten, indem sie, die treuen Wächter, jetzt für Alle wachten, um das gute Städtchen während der Nacht vor Feuer und Unglück zu bewahren.

Als nun eines Abends wieder der Wächter, wie gewöhnlich, zur bestimmten Zeit in den Thurm getreten war, um sein Amt zu verrichten und eben das dort von der Wächterglocke herunterhängende Tau in die Hand nehmen wollte, war es ihm, als zöge ihm Jemand dasselbe von oben neckisch aus der Hand. Anfänglich hielt er dies zwar für Täuschung, dennoch aber faßte er recht derbe nach dem Reife und siehe da, wieder wurde dasselbe in die Höhe gezogen.

Unser gute Wächter aber verstand keinen Spaß, deshalb erfaßte er mit großer Kraft den Strick, in der sicheren Meinung,

wenn sich auch wirklich Jemand da oben versteckt habe, um ihn zu necken, so wolle er demselben wol beweisen, daß er doch noch mehr Macht wie Jener habe und die Glocke dennoch schon in Schwung bringen werde. Doch so oft und so viel er auch zog, obgleich er sich auch mit voller Leibeskraft an das Tau hing, er wurde doch immer wieder, als sei er leicht wie eine Feder, mit demselben in die Höhe gezogen.

Da ward's unserm Wächter ganz unheimlich zu Muthe, denn jetzt merkte er es wol, daß er es hier nicht mit einem irdischen Wesen zu thun habe; und ohne seine Absicht zu erreichen, ohne die Glocke geläutet zu haben, mußte er endlich den Thurm verlassen.

Als der Wächter am nächsten Abend wieder kam, um die Glocke zu läuten, ging's ihm wieder so, wie am Tage zuvor, und wieder mußte er unverrichteter Sache davon gehen.

Da erzählte er denn seinen Kameraden, den neustädter Predigern und noch vielen alten, klugen und weisen Leuten, was ihm passirt war. Allgemein rieth man nun dem Wächter, wenn's ihm am nächsten Abende wieder so ergehe, den Geist, oder was es da oben sonst seien möge, doch einmal anzureden.

Der dritte Abend kam, und mit ihm die Stunde des Läutens der Wächterglocke.

Viele Leute begleiteten den alten Nachtwächter, als er nach dem Thurme ging. Gefaßt ergriff derselbe hier das Tau, sogleich aber wurde er wieder mit demselben in die Höhe gezogen. Da rief er denn, eingedenk der ihm gewordenen Rathschläge, mit lauter Stimme hinauf: „Wißt Du lürr'n, ora sall ick lürr'n? sönst will ick 'a van gahn!“ *)

---

*) „Willst Du läuten, oder soll ich läuten? sonst will ich davon gehen!“

Aber keine Antwort erfolgte hierauf, und nur von Neuem wurde der Wächter in die Höhe gezogen. Da ergriff Alle ein Grausen, und sich bekreuzend liefen sie davon.

Niemand wollte nach dieser Begebenheit wieder des Abends in den Thurm gehen, um die Wächterglocke zu ziehen; und so soll denn seit dieser Zeit das Läuten derselben ganz aufgehört haben.

Einige behaupten aber auch, das Läuten der Wächterglocke in Röbel sei einfach nur deshalb unterblieben, weil dieselbe einen bedeutenden Riß bekommen, und die nur arme neustädter Kirche nicht das Geld daran hätte wenden wollen, die Glocke umgießen zu lassen.

Der Juchhans bei Bresegard unweit Hagenow.

(Von J. J. F. **Giese** zu Strohkirchen.)

Vor etwa zwanzig Jahren vernahm der Reisende, wenn er in einer stillen Herbstnacht den Weg von Ludwigslust nach Boitzenburg machte und bis in die Gegend südlich von Bresegard gekommen war, ein durchdringendes, ziemlich anhaltendes, im höchsten Tenore gerufenes „Juch!" Sagte er solches, der Meinung, daß es der Hülferuf eines Verunglückten sei, in dem Dorfe Groß-Krams an, so erfuhr er, daß das der Schrei eines Gespenstes sei, welches schon seit Mitte vorigen Jahrhunderts fast immer, besonders in den stillen Herbstnächten, auf der

südlichen Feldmark Bresegard's sein „Juch“ und andere unverständliche Worte erschallen lasse, und sowol alle Umwohner, als Fremde in Furcht und Schrecken setze.

Hunderte von Geschichten wußte man gewöhnlich von diesem Gespenste zu erzählen. Nach der Aussage eines alten Brettsägers, Namens Roß, der es einmal in einer hellen Vollmondnacht in dem Schmachting, einem Haufen Tannen am Wege von Groß-Krams nach Bresegard, gesehen hatte, da es ihm in einer Entfernung von etwa zehn Fuß vorbeigeschritten war, sollte es in der Gestalt eines alten, gebückten Mannes, in gestreifter Kniehose, gestreifter Jacke und weißer Schlafmütze, festen Schrittes durch die Felder eilen und nicht „Juch,“ wie man gewöhnlich vernehme, sondern „Huut! hier geht dei Scheir!“ *) geschrien haben, und solches so gellend, daß ihm sein Kopf zu platzen gedroht habe. Andere bestätigten dann gewöhnlich diese Aussage, da auch sie ihn in ähnlicher Kleidung gesehen haben wollten.

Alle aber pflegten solchen Reisenden dann zu beglückwünschen, denn selten soll Einer ungeschoren davon gekommen sein, fast immer hat er sie irre, oft sogar in Sümpfe und Teiche geführt. Besonders soll er diese Tücke gezeigt haben, wenn Reisende oder Andere es versucht hatten, seine Stimme nachzuahmen.

Als einmal beim Flachsbrechen ein sich durch Muthwillen auszeichnender junger Mann, trotz des Abrathens aller Uebrigen, es versuchte, denselben Ton hervor zu bringen, den er aus weiter Ferne vom Juchhans gehört, hat Letzterer, nachdem er schon durch sein immer deutlicher und stärker werdendes

---

*) „Hört! hier geht die Scheide!“ — Grenze. —

„Huut“ sein Kommen angezeigt hatte, die ganze Gesellschaft aus einander gejagt, den muthwilligen Knecht aber beim Ueberspringen eines Zauns ergriffen, ihn etliche Male gegen denselben geschleudert und darauf laufen lassen.

Einem mit einem Mehlsack auf der Karre von der Mühle kommenden Tagelöhner, der dem Juchhans auch nachgeschrien, hat er sich auf die Karre gesetzt. Da ihn dieser aber, als er ihn seiner Schwere halber nicht weiter karren konnte, herunter geworfen, ist er stets hin und her über die Karre gesprungen, und hat dieselbe beim Ueberspringen mit umgerissen, bis ihm endlich ein Kreuzweg dieses kurzweilige Spiel weiter zu treiben verboten hat.

Eine Gesellschaft Kruggäste, der es einmal eingefallen war, ihn muthwilliger Weise durch ihr Nachjuchheien heran zu rufen, hat er dafür die ganze Nacht nicht aus dem Kruge gelassen, indem er stets vor Thür und Fenster auf und nieder ging und sein „Huut!“ in's Haus hinein kreischte.

Leuten, welche aus den benachbarten Dörfern gekommen sind, ist er oft auf die Schulter gestiegen und hat sich bis zum nächsten Kreuzweg tragen lassen.

Diese und viele andere Geschichten erfuhr der Reisende alsdann, ohne daß er besonders darnach fragte. War er aber ein Freund solcher Erzählungen und fragte nach Grund und Ursprung dieser Erscheinung, so wußte man ihm auch solches mit großer Umständlichkeit zu erzählen.

Vor etwa hundert Jahren und noch wol früher, so erzählte man dann, lagen die korntragenden Felder, welche man jetzt zwischen Strohkirchen und Bresegard gewahrt, noch in Brink und Heide und waren weiter nicht zu gebrauchen, als zu Vieh- und Schafweiden, welchem Zwecke sie denn auch Hunderte von Jahren dienen mußten.

südlichen Feldmark Bresegard's sein „Juch" und andere unverständliche Worte erschallen lasse, und sowol alle Umwohner, als Fremde in Furcht und Schrecken setze.

Hunderte von Geschichten wußte man gewöhnlich von diesem Gespenste zu erzählen. Nach der Aussage eines alten Brettsägers, Namens Roß, der es einmal in einer hellen Vollmondnacht in dem Schmachting, einem Haufen Tannen am Wege von Groß-Krams nach Bresegard, gesehen hatte, da es ihm in einer Entfernung von etwa zehn Fuß vorbeigeschritten war, sollte es in der Gestalt eines alten, gebückten Mannes, in gestreifter Kniehose, gestreifter Jacke und weißer Schlafmütze, festen Schrittes durch die Felder eilen und nicht „Juch," wie man gewöhnlich vernehme, sondern „Huut! hier geht bei Scheir!" *) geschrien haben, und solches so gellend, daß ihm sein Kopf zu platzen gedroht habe. Andere bestätigten dann gewöhnlich diese Aussage, da auch sie ihn in ähnlicher Kleidung gesehen haben wollten.

Alle aber pflegten solchen Reisenden dann zu beglückwünschen, denn selten soll Einer ungeschoren davon gekommen sein, fast immer hat er sie irre, oft sogar in Sümpfe und Teiche geführt. Besonders soll er diese Tücke gezeigt haben, wenn Reisende oder Andere es versucht hatten, seine Stimme nachzuahmen.

Als einmal beim Flachsbrechen ein sich durch Muthwillen auszeichnender junger Mann, trotz des Abrathens aller Uebrigen, es versuchte, denselben Ton hervor zu bringen, den er aus weiter Ferne vom Juchhans gehört, hat Letzterer, nachdem er schon durch sein immer deutlicher und stärker werdendes

*) „Hört! hier geht die Scheide!" — Grenze. —

„Huut" sein Kommen angezeigt hatte, die ganze Gesellschaft aus einander gejagt, den muthwilligen Knecht aber beim Ueberspringen eines Zauns ergriffen, ihn etliche Male gegen denselben geschleudert und darauf laufen lassen.

Einem mit einem Mehlsack auf der Karre von der Mühle kommenden Tagelöhner, der dem Juchhans auch nachgeschrien, hat er sich auf die Karre gesetzt. Da ihn dieser aber, als er ihn seiner Schwere halber nicht weiter karren konnte, herunter geworfen, ist er stets hin und her über die Karre gesprungen, und hat dieselbe beim Ueberspringen mit umgerissen, bis ihm endlich ein Kreuzweg dieses kurzweilige Spiel weiter zu treiben verboten hat.

Eine Gesellschaft Kruggäste, der es einmal eingefallen war, ihn muthwilliger Weise durch ihr Nachjuchheien heran zu rufen, hat er dafür die ganze Nacht nicht aus dem Kruge gelassen, indem er stets vor Thür und Fenster auf und nieder ging und sein „Huut!" in's Haus hinein kreischte.

Leuten, welche aus den benachbarten Dörfern gekommen sind, ist er oft auf die Schulter gestiegen und hat sich bis zum nächsten Kreuzweg tragen lassen.

Diese und viele andere Geschichten erfuhr der Reisende alsdann, ohne daß er besonders darnach fragte. War er aber ein Freund solcher Erzählungen und fragte nach Grund und Ursprung dieser Erscheinung, so wußte man ihm auch solches mit großer Umständlichkeit zu erzählen.

Vor etwa hundert Jahren und noch wol früher, so erzählte man dann, lagen die korntragenden Felder, welche man jetzt zwischen Strohkirchen und Bresegard gewahrt, noch in Brink und Heide und waren weiter nicht zu gebrauchen, als zu Vieh- und Schafweiden, welchem Zwecke sie denn auch Hunderte von Jahren dienen mußten.

Etwa die Hälfte dieser Fläche gehörte nach Krams und das Uebrige nach Bresegard.

War auch anfangs wol die Grenze beider Feldmarken bezeichnet, so wurde dieselbe doch endlich verwischt, indem die Hirten beider Orte sich nicht um sie kümmerten, sondern ihre Heerden weideten, wo die meiste Nahrung zu finden war.

So konnte es denn kommen, daß Niemand die eigentliche Scheide zwischen beiden Feldmarken mehr kannte, ja daß die ganze Fläche als Commune angesehen wurde, die beiden Dörfern gemeinschaftlich gehörte und darum auch gemeinschaftlich benutzt werden durfte.

Jedoch die Zeiten änderten sich. Krams wurde größer. Es ließ sich dort ein Arbeitsmann nach dem andern nieder, und jeder derselben beanspruchte eine Ackerkavel. Da man zu diesem Zwecke keine Ackerfläche reservirt hatte, so war man gezwungen, seine Zuflucht zu der schon gedachten Commun-weide zu nehmen.

Zu diesem Behufe war es wünschenswerth, daß eine Ausgleichung mit Bresegard stattfand, und die schon lange gemeinschaftlich benutzte Weide wieder getrennt und jeder Dorfschaft das Ihrige zugewiesen wurde.

Bresegard erklärte sich einverstanden. Als jedoch angetragen wurde, zu gleichen Theilen in die Weide zu gehen, da man die eigentliche Grenze nimmer würde ermitteln können, weil keine Feldmarkskarten vorhanden wären, widersetzte sich Bresegard solcher Theilung auf das Ernstlichste, denn es hatte bisher stets die größten Viehheerden auf die Weide getrieben.

Allein Krams ließ nicht nach und so mußten sich die Bresegarder schon fügen.

Als aber auch von den Gerichten die Scheide mitten durch die Weide gezogen werden sollte, widersetzten sie sich aufs Neue

und behaupteten, daß die eigentliche Grenze viel weiter nach Krams hinan gelegen habe. Es traten sogar Leute aus Bresegard auf, welche vorgaben, die alte Grenze genau zu kennen, da sie ihnen von ihren Vätern oft gezeigt worden war, mit dem Bemerken: „Hier hat Bresegards Feld ein Ende!"

Die Gerichte mußten Notiz von solchen Aussagen nehmen, obwol sie einsehen konnten, daß solches eine offenbare Unwahrheit sei, denn die von diesen Leuten bezeichnete Grenze lag keinen Steinwurf von dem Dorfe Groß-Krams.

Krams konnte gegen solche Aussagen nichts machen, es konnte nicht mit Gegenbeweisen kommen, weil die ältesten Leute des Dorfs die Grenze nicht kannten, auch deren Väter und Großväter sie nicht mehr gekannt hatten.

Jahre waren schon mit diesen Streitigkeiten vergangen und noch immer war das eigentliche Urtheil nicht gesprochen. Da erbot sich ein Hauswirth aus Bresegard, zu schwören, daß seine und vieler Bresegarder Aussagen durchaus auch die Aussagen ihrer Väter wären, wie sie solche wol hundertmal gehört hätten. Und er schwur es.

Solcher Schritt machte denn allen Streitigkeiten ein Ende, aber er brachte auch Krams um ein Viertheil seiner Feldmark und um das Ganze seiner Viehweiden, und zwang es, alle in den Jahren der Prozesse entstandenen Kosten zu bezahlen.

Der Hauswirth aber, der diesen Schwur geleistet hatte, fand keine ruhige Stätte mehr auf Erden; unstätt und menschenscheu durcheilte er oft tagelang die mit dem Heil seiner Seele erkaufte Weide; selbst Nächte verbrachte er hier in stillem Brüten. Jedoch solche Gewissensstrafe war für ihn nicht groß genug, ein höherer Richter verdammte ihn zum „Scheirperr'n" *) nach seinem Tode.

*) Scheidetreten — Grenzetreten. —

Seit jenem Herbstmorgen, wo man denselben todt in der Weide fand, wandert seine Gestalt allnächtlich, besonders um die Zeit seines Schwurs, welches auch seine Todeszeit ist, über die richtige Grenze und schreit sein: „Huut! hier geht bei Scheir!" *)

Vor etwa zwanzig Jahren soll es einem Geisterbanner aus Eldena gelungen sein, die Erscheinung zu verbannen, jedoch nur so lange dieser lebte; jetzt da derselbe gestorben ist, soll sie auf's Neue ihr „Huut" vernehmen lassen.

„Es ist nicht gut, dass man erzählt, was Einem begegnet ist."

Volkssage aus der rostocker Heide bei Rostock.

(Von **E. Wolff**, Pastor zu Rövershagen.)

Um die Kosten des Ausrodens zu sparen, hat die Obrigkeit früher jedem Tagelöhner in den bei der rostocker Heide gelegenen Dörfern erlaubt, die Baumstämme auszuroden. Der Tagelöhner M. aus Rövershagen geht zu diesem Zwecke einmal in den genannten Wald, zu einem Ort, der die Feuerbachsstelle heißt.

Es ist gerade ein sehr warmer Tag. M. denkt, er will des Abends lieber etwas länger arbeiten und dagegen des Mittags sich eine Zeit lang ausruhen. Er legt sich deshalb

*) „Hört! hier geht die Scheide!"

nieder. Als er einige Zeit gelegen hat, hört er ein Geräusch, als wenn Menschen sich schelten. Er glaubt, es komme ein Wagen, um seine Stämme zu holen. Er will ihm deshalb entgegengehen.

Je weiter der Tagelöhner aber geht, desto weiter entfernt sich das Geräusch. Es scheint immer in seiner Nähe zu sein, aber er kann es doch nicht erreichen. M. geht somit wieder zu seiner Ruhestätte zurück. Da stößt die Betglocke und auf einmal hört das Geräusch auf.

M. erzählt dies am Abend, als er nach Hause zurückgekehrt ist, seinem Vater. Dieser sagt, es sei nicht gut, daß er es erzählt habe, das werde ihm irgend ein Unglück bringen.

Nach einiger Zeit geht unser Tagelöhner nach der Wiese, um sie zu mähen. Auf der Wiese überfällt ihn plötzlich ein Jucken und große Beulen zeigen sich auf seinem Körper.

M. gebraucht Mancherlei; aber es hilft ihm nicht. Da sagt ihm Jemand, er müsse sich von drei verschiedenen Feldscheiden Steine holen lassen, sie glühend machen und nachher benetzen.

Nachdem die Steine herbeigeholt und von ihm naß gemacht worden sind, fängt seine Krankheit an abzunehmen, und hört am Ende ganz auf.

Die Knittel in den alten Thoren von Sternberg.

Einige ganz alte sternberger Leute wissen's noch recht gut, daß in ihren Kinderjahren in jedem der drei Hauptthore ihrer

Heimathsstadt ein großer, eichener Knittel, an einer eisernen Kette befestiget, gehangen hat. Als aber später die sämmtlichen, alterthümlichen Hauptthore der Stadt — das pastiner, lukower und kütiner — abgetragen, und an ihrer Stelle einfache, steinerne Thorpfeiler mit eisernem Staketenwerke errichtet wurden, da sind auch die alten Knittel abhanden gekommen. Man hat dieselben leider nicht wieder aufgehangen oder durch neue ersetzt; und so ist denn auch gleichzeitig mit ihnen das alte, ehemalige Wahrzeichen der Stadt Sternberg verloren gegangen.

Mit dem Verschwinden der Knittel ist auch das, was die Sage darüber berichtete, nach und nach immer mehr in Vergessenheit gerathen; nur noch Wenige in Sternberg wissen davon, während es den Meisten dort schon ganz unbekannt ist.

Damit nun aber auch diese Sage nicht ganz untergehen möge, so will ich jetzt nachstehend erzählen, was ich darüber vernommen habe:

In alten Zeiten wurde das früher stark befestigte Sternberg einmal gar arg vom Feinde belagert, von seinen Bürgern aber auf das Tapferste vertheidiget. Als nun aber später noch immer mehr feindliche Schaaren heranzogen, da sank endlich den erschöpften Bürgern der Muth, und schon schickten sie sich an, die Vertheidigung ihrer Stadt aufzugeben, die Waffen zu strecken und sich dem Feinde zu ergeben. Kaum aber erfuhren dies ihre Weiber, da eilten sie mit Stöcken auf die Strassen und trieben die entmuthigten Männer wieder zurück auf die Mauern und in's Gefecht.

Zur Erinnerung hieran und als ewiges Denkzeichen ihrer Gewalt über die Männer, sollen die Weiber bald darauf die Knittel in den Hauptthoren der Stadt aufgehängt haben.

Nach einer andern Sage aber haben bei einem feindlichen

Ueberfalle die Weiber wacker mit drein geschlagen, und also in Gemeinschaft mit ihren Männern den Feind siegreich zurückgetrieben, worauf denn nachher, zum Andenken an diese Heldenthat, in jedem der 3 Stadtthore Sternberg's ein an einer eisernen Kette befestigter eichener Knittel aufgehangen worden ist.

Die Glocke im See bei Sülten, unweit Sternberg.

(Von L. P. in S.)

Unweit des Dorfes Sülten liegt ein kleiner See, und bei diesem soll, der Sage nach, sich folgende Begebenheit zugetragen haben.

Viele hundert Jahre schon sind es her, als man in früher Morgenstunde, auf dem damals noch sehr schlechten Wege von Sternberg nach Sülten, sich langsam ein Fuhrwerk fortbewegen sah.

Auf einem mit zwei Pferden bespannten Wagen stand eine große Kirchenglocke; ein junger Fuhrmann leitete die Gäule.

Die Glocke gehörte der christlichen Gemeinde zu Sülten, welche dieselbe für ihre neuerbaute Kirche angekauft hatte.

Langsam und mühevoll zogen die keuchenden Gäule, denn die Last war groß.

Es war Mittag geworden und noch ein hoher Berg war zu passiren, bevor die Glocke ihren Bestimmungsort erreicht hatte.

Der Fuhrmann, ein roher Geselle, klatschte unbarmherzig auf die armen Thiere los und rief dabei spöttelnd: „Was so

hoch und so nahe der Gottheit wohnen will, das sollte Einem doch auf Erden auch nicht so viel Last und Mühe machen."

Doch all sein Fluchen und Toben half ihm nicht, und noch lange war der Gipfel des Berges nicht erreicht, als die Pferde ganz erschöpft stehen blieben.

Da rief in seinem Unwillen der Fuhrmann: „So hilf denn Du mir jetzt, Teufel, die Glocke bis zur Spitze des Berges hinauf!"

Alsbald geschah ein gewaltiges Sausen und Zischen, und aus der Tiefe des nahe liegenden kleinen Sees kam ein riesiger Mann herangebraust. Mit furchtbarer Kraft packte er den Führer und das ganze Fuhrwerk und im Nu war der Gipfel des Berges erreicht.

Jetzt begann aber der Teufel, denn kein Anderer war der Mann, also: „„Nicht umsonst helfe ich und habe ich Dir geholfen. Du und auch die Glocke seid mir verfallen; Ihr seid mein!""

Bei diesen Worten packte er seine Beute, schwang sich auf, und im Umsehen waren alle Drei in der Tiefe des Sees verschwunden.

Das laute Aechzen des Fuhrmanns, das Schnauben des Höllenfürsten und der leise, klagende Ton der Glocke war Alles, was der bestürzte Zuschauer dieser Scene noch einige Zeit lang vernahm.

Noch heute soll diese Glocke dort im See bei Süllten liegen, und der so freche Fuhrmann muß dieselbe, zur Strafe seiner argen Sünden, fortwährend Tag und Nacht ziehen.

Nur einmal des Jahres, in der heiligen Weihnachtsnacht,

verläßt der Bann die Glocke. Frei und ungebunden kommt sie dann an die Oberfläche des Sees und läßt, Vergebung für den armen Fuhrmann erflehend, weithin ein ernstes, frommes Glockenlied erschallen.

Die in Fehde lebenden Ritter von Stüvendorf und Wangelin, und die Kirchenglocken des untergegangenen Dorfes Stüvendorf bei Lübz.

(Von J. G. C. Ritter zu Friedrichshöhe.)

Auf dem jetzigen vietlübber Felde, unweit Lübz, stand früher ein Dorf Stüvendorf, und neben demselben lag im Sumpfe eine Burg, auf welcher ein Ritter wohnte, dem die umherliegenden Dörfer unterthänig waren.

Der letzte hier hausende Ritter lebte in Fehde mit einem anderen Ritter, welcher zu Wangelin, etwa eine halbe Meile entfernt, wohnte.

Der Stüvendorfer war vielleicht ein gewaltthätiger Mann, denn vor etwa dreißig Jahren fand man bei Aufräumung des Burgverließes das Skelett eines in seinem Ringpanzer an die Mauer mit Ketten geschlossenen und daselbst umgekommenen Mannes*); obgleich es möglich ist, daß er nur darin gefangen lag und erst bei Zerstörung der Burg umkam.

Der auf Wangelin sitzende Ritter mußte indeß schwer

*) Aufbewahrt in der Sammlung des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde zu Schwerin.

hoch und so nahe der Gottheit wohnen will, das sollte Einem doch auf Erden auch nicht so viel Last und Mühe machen."

Doch all sein Fluchen und Toben half ihm nicht, und noch lange war der Gipfel des Berges nicht erreicht, als die Pferde ganz erschöpft stehen blieben.

Da rief in seinem Unwillen der Fuhrmann: „So hilf denn Du mir jetzt, Teufel, die Glocke bis zur Spitze des Berges hinauf!"

Alsbald geschah ein gewaltiges Sausen und Zischen, und aus der Tiefe des nahe liegenden kleinen Sees kam ein riesiger Mann herangebraust. Mit furchtbarer Kraft packte er den Führer und das ganze Fuhrwerk und im Nu war der Gipfel des Berges erreicht.

Jetzt begann aber der Teufel, denn kein Anderer war der Mann, also: „„Nicht umsonst helfe ich und habe ich Dir geholfen. Du und auch die Glocke seid mir verfallen; Ihr seid mein!""

Bei diesen Worten packte er seine Beute, schwang sich auf, und im Umsehen waren alle Drei in der Tiefe des Sees verschwunden.

Das laute Aechzen des Fuhrmanns, das Schnauben des Höllenfürsten und der leise, klagende Ton der Glocke war Alles, was der bestürzte Zuschauer dieser Scene noch einige Zeit lang vernahm.

Noch heute soll diese Glocke dort im See bei Sülten liegen, und der so freche Fuhrmann muß dieselbe, zur Strafe seiner argen Sünden, fortwährend Tag und Nacht ziehen.

Nur einmal des Jahres, in der heiligen Weihnachtsnacht,

verläßt der Bann die Glocke. Frei und ungebunden kommt sie dann an die Oberfläche des Sees und läßt, Vergebung für den armen Fuhrmann erflehend, weithin ein ernstes, frommes Glockenlied erschallen.

Die in Fehde lebenden Ritter von Stüvendorf und Wangelin, und die Kirchenglocken des untergegangenen Dorfes Stüvendorf bei Lübz.

(Von J. G. C. **Ritter** zu Friedrichshöhe.)

Auf dem jetzigen vietlübber Felde, unweit Lübz, stand früher ein Dorf Stüvendorf, und neben demselben lag im Sumpfe eine Burg, auf welcher ein Ritter wohnte, dem die umherliegenden Dörfer unterthänig waren.

Der letzte hier hausende Ritter lebte in Fehde mit einem anderen Ritter, welcher zu Wangelin, etwa eine halbe Meile entfernt, wohnte.

Der Stüvendorfer war vielleicht ein gewaltthätiger Mann, denn vor etwa dreißig Jahren fand man bei Aufräumung des Burgverließes das Skelett eines in seinem Ringpanzer an die Mauer mit Ketten geschlossenen und daselbst umgekommenen Mannes*); obgleich es möglich ist, daß er nur darin gefangen lag und erst bei Zerstörung der Burg umkam.

Der auf Wangelin sitzende Ritter mußte indeß schwer

---

*) Aufbewahrt in der Sammlung des Vereins für meklenburgische Geschichte und Alterthumskunde zu Schwerin.

von dem stüvendorfer gekränkt sein; denn sein Haß war so groß, daß er sein Leben einem gewissen Tode opferte, um nur seine Rache zu befriedigen. Im offenen Kampfe konnte er nichts ausrichten, denn die Burg war zu fest und wohl vertheidigt. Er suchte mit List und unter Verkleidung in die Burg zu gelangen; als ein gemeiner Bauer ging er nämlich gegen Abend mit den Kühen, als sie eingetrieben wurden, in die Vorburg, wo die Hofgebäude standen, und von hier schlich er im Dunkeln in die innere Burg.

Als in der Nacht Alles still war, legte er Feuer an das Gebäude, welches nach damaliger Sitte nur leicht gebaut war und schnell in Brand gerieth.

Der Wächter machte sogleich Lärm, die Leute wurden munter und eilten herbei; als aber der stüvendorfer Ritter aus dem brennenden Hause trat, wurde er von dem wangeliner mit einem Dolche erstochen. Dieser wurde nun sogleich von den Leuten dafür niedergeschlagen und verbrannte mit der Burg, die seitdem nicht wieder aufgebauet ist.

Auch die Burg zu Wangelin wurde zerstört und seit der Zeit wohnten an beiden Orten keine Ritter mehr.

Die Kirche zu Stüvendorf stand noch lange, nachdem Burg nnd Dorf längst zerstört waren. Hier wurde der Gottesdienst für die übrigen eingepfarrten Dorfschaften gehalten und n der Nähe wohnte der Pfarrer. Die Glocken der Kirche zeichneten sich aus durch ihren schönen Klang.

Im dreißigjährigen Kriege hatte ein Trupp Schweden die Absicht, sich dieser Glocken heimlich des Nachts zu bemächtigen, und sie zu Kanonen umgießen zu lassen. Als sie sich daran machten, dieselben vom Glockenstuhle herabzunehmen, da setzten sich die Glocken von selber in Schwung und läuteten Sturm.

Auf diesen Ruf eilten die Einwohner der Dorfschaften herbei, und da sie sich mit Haken, Aexten und anderen Instrumenten bewaffnet hatten, so ergriffen die Schweden die Flucht.

Um nun die Glocken gegen ähnliche Angriffe in Schutz zu nehmen, brachte man sie in das nächste Pfarrdorf, Vietlübbe, wo man bald eine neue Kirche baute, da die stüvendorfer schon baufällig geworden war. (R. Z.)

Sagen von der wilden Jägerin Frau Goden, aus der Umgegend von Dömitz, Eldena und Grabow.

(Von F. Günther, Pastor zu Groß-Methling.)

Es war einmal eine reiche und vornehme Frau, die hieß „Fru Gauden“ — Frau Goden. — Dieselbe war eine so leidenschaftliche Liebhaberin der Jagd, daß sie sich nicht entblödete, das sündliche Wort hierüber auszusprechen: die Jagd sei besser, als der Himmel, und wenn sie nur immerfort jagen dürfe, so wolle sie nie zum Himmel ein.

Der Apfel fällt gemeiniglich nicht weit vom Stamm, und wie der Baum ist, so ist auch die Birne. Frau Goden hatte vier und zwanzig Töchter, und alle theilten mit der leichtfertigen Mutter den gleichen Sinn und das gleiche Verlangen.

Da einmal, als Mutter und Töchter nach gewohnter Weise in wilder Freude durch Wälder und Felder jagten, erreichte ihre Lust den höchsten Gipfel und abermals erscholl das

ruchlose Wort von Aller Lippen: „Die Jagd ist besser als der Himmel, und wenn wir nur immerfort jagen dürfen, so wollen wir nie zum Himmel ein.“ Und siehe, da plötzlich vor den Augen der Mutter verwandeln sich die köstlichen Kleider der Töchter in zottige Haare, in Beine die Arme, in Thiergestalten die Menschengestalten, und vier und zwanzig Hündinnen umklaffen den Jagdwagen der erschrockenen Mutter. Vier von ihnen übernehmen den Dienst der Rosse, die übrigen umkreisen als Jagdhunde den Wagen. Und fort geht der wilde Zug zu den Wolken hinauf, um dort, zwischen Himmel und Erde streifend, unaufhörlich, wie sie gewünscht hatten, zu jagen, von einem Tage zum andern, von einem Jahre zum andern.

Doch längst schon sind sie des wilden Treibens überdrüssig geworden und schmerzvoll beklagen sie jetzt das Frevelhafte ihres ehemaligen Wunsches. Insonderheit ist es die Mutter, die, wie durch ihr eigenes, trauriges Schicksal, so noch mehr durch das ihrer unglücklichen Töchter bekümmert wird. Aber sie alle müssen das selbstverschuldete Unglück tragen, bis die Stunde ihrer Erlösung kömmt. Kommen wird sie einmal, die von Allen ersehnte Stunde, doch das Wann? liegt verborgen im Schooße der dunkeln Zukunft, und bis dahin ist es ihnen nur vergönnt, ihre Klagen vor den Ohren der Menschenkinder laut werden zu lassen, das Einzige, worin sie Linderung für ihre Schmerzen suchen und finden.

Die Mutter bemüht sich, den Ihrigen diesen Trost zu bereiten, und darum lenkt sie in der Zeit der „Twölven*)“ —

*) „De Twölven“. In den „Twölven“ oder Zwölfen, das heißt in den zwölf Nächten von Weihnachten bis heiligen drei Könige, sind die bösen Leute — Hexen — und bösen Geister in großer Bewegung, hauptsächlich aber in der ersten Nacht vor den Zwölfen und in der siebenten in

denn zu andern Zeiten können wir Menschenkinder ihr Treiben nicht wahrnehmen — ihren Jagdzug zu den Wohnungen der Menschen hin. Am liebsten fährt sie in der Christnacht und in der Altjahrsnacht über die Straßen des Dorfes, und wo sie dann die Thür eines Hauses geöffnet findet, da sendet sie eine von ihren Begleiterinnen hinein.

Ein kleiner Hund wedelt nun am andern Morgen die Bewohner des Hauses an und fügt Niemandem ein anderes Leid zu, als daß er durch klagendes Gewinsel die Ruhe der Nacht stört. Beschwichtigen läßt er sich nicht, auch nicht verjagen. Tödtet man ihn, so verwandelt er sich am Tage in

---

den Zwölfen. In jener Nacht — vom 24. auf den 25. December — beunruhiget sie die nahe Geburt, in dieser — vom 31. December auf den 1. Januar — die nahe Verkündigung des gewaltigen Namens Dessen, durch Den ihre Macht gebrochen wird, und ans Rache gegen Ihn versuchen sie es, uns Christenleuten allerlei Schaden zuzufügen, wovon sie aber am Ende der Zwölfen ablassen, weil sie da gewahr werden, wie ohnmächtig ihr finsteres Reich gegen die mächtige Herrschaft Dessen ist, vor Dem selbst Könige erscheinen und ihre Knie vor Ihm beugen. Darum um die Zwölfen-Zeit müssen Christenleute vor bösen Geistern mehr als sonst auf der Hut sein und vor allen Dingen die Brunnen und Viehställe wol bewachen. Denn den Brunnen thun die bösen Geister zu dieser Zeit es gerne an, daß das Wasser unrein und schädlich für Menschen und Vieh wird, insonderheit saures Bier und lange Milch zu Wege bringt; den Viehställen aber, daß das Vieh hinkend wird, daß Läuse einziehen und daß das Futter nicht behülflich ist.

Vorsichtige Leute schießen darum in der Christnacht und in der Altjahrsnacht ein Feuergewehr in ihren Brunnen ab; denn Feuer ist den bösen Geistern zuwider und macht das Wasser rein von aller angethanenen Unsauberkeit. Der Viehstall aber wird hinlänglich schon dadurch geschützt, daß nur der Dung des Viehes während der Zwölfen-Zeit nicht ausgetragen wird; denn nur freiliegender „Twölven-Meß“ — Zwölfen-Mist — giebt den bösen Geistern Gewalt über Vieh, Läuse und Futter.

einen Stein, der, wenn auch weggeworfen, durch unsichtbare Gewalt in's Haus zurückkehrt und zur Nachtzeit wieder zum Hunde wird. Der lebendig gewordene Hund aber rächt sich nun, wimmert und winselt zum Entsetzen der Menschen das ganze Jahr hindurch, bringt Krankheit und Sterben über Menschen und Vieh, wie Feuersgefahr über das Haus, und erst mit der Wiederkehr der Zwölfen kehrt die Ruhe des Hauser zurück, wenn es bis dahin vom völligen Untergange bewahrt blieb.

Wer nun einen so unheimlichen Gast nicht gerne im Hause beherbergen mag, der achtet mit Fleiß darauf, daß während der Abend- und Nachtzeit in den Zwölfen die große Thür des Hauses wohlverschlossen gehalten werde. Unvorsichtige Leute versäumen das zuweilen und sind dann selbst Schuld daran, wenn Frau Goden bei ihnen einzieht.

So geschah dies auch einmal den Großältern jetziger Hauwirthsleute zu Bresegard. Die waren noch obenein so thöricht, Frau Godens Hündlein zn tödten, aber dafür war auch von Stund an kein „Säg un Däg"*) mehr im Hause, bis zuletzt das Haus sogar in Flammen unterging.

Glücklicher aber waren diejenigen daran, die der Frau Godon einen Dienst erwiesen. Es begegnet ihr zuweilen, daß sie in der Dunkelheit der Nacht des Weges verfehlt und auf einen Kreuzweg geräth. Kreuzwege aber sind der guten Frau ein Stein des Anstoßes, und so oft sie sich auf einen solchen verirrt, zerbricht sie irgend etwas an ihrem Wagen, das sie selbst nicht wieder herzustellen versteht.

In solcher Verlegenheit kam sie auch einmal zu nacht-

*) Segen und Gedeihen.

schlafender Zeit, als stattliche Dame gekleidet, einem Knecht zu Böck vor sein Bett, weckte ihn auf und bat ihn flehentlich um Hülfe in ihrer Noth. Der Knecht ließ sich erbitten, folgte ihr zum Kreuzwege und fand allda, daß das eine Rad von ihrem Wagen abgelaufen war. Er machte das Fuhrwerk wieder gangbar, und zum Dank für seine Mühe befahl sie ihm, die sämmtlichen Häuflein in seine Taschen zu sammeln, die ihre Begleiterinnen beim Verweilen auf dem Kreuzwege zurückgelassen hatten.

Der Knecht ward unwillig über solch ein Anmuthen, ließ sich indeß doch einigermaßen beschwichtigen durch die Versicherung, daß das Geschenk so werthlos, wie er wol meine, für ihn nicht sein werde, und nahm, wenn auch ungläubig, doch neugierig, einige Häuflein mit sich. Und siehe, zu seinem nicht geringen Erstaunen begann das Mitgenommene mit Tagesanbruch zu glänzen wie schönes, blankes Gold, und war auch wirklich Gold. Da war es ihm denn sehr leid, statt einiger Häuflein nicht alle mitgenommen zu haben, denn von den zurückgelassenen Kostbarkeiten war am Tage auch nicht die Spur mehr aufzufinden.

Ein ander Mal beschenkte Frau Goden einen Mann zu Conow, der eine neue Deichsel in ihren Wagen setzte, und noch ein ander Mal beschenkte sie eine Frau zu Göhren, die ihr den hölzernen Stecken in die Deichsel schnitt, über welchem die Waage hängt. Beide erhielten für ihre Mühe, daß die sämmtlichen Späne, die von der Deichsel, wie von dem Waagehalter abfielen, sich in schieres, prächtiges Gold verwandelten.

Insonderheit liebt Frau Goden auch kleine Kinder und beschenkt sie zuweilen mit allerlei guten Gaben. Darum singen die Kinder auch, wenn sie „Fru Gauden“ spielen:

„Fru Gauden hett mi'n Lämmken geven,
Dormit sall ick in Freuden leven.“ *)

Frau Goden ist somit gar keine unebene Frau, denn wie sehr sie sich auch während ihres Lebens auf Erden vergangen hat, so hat sie das doch längst bereuet und ist zu unsern Tagen, was ihr Name aussagt, eine gute Frau, die denen gerne dient, welche ihr dienen. Doch dient sie in hiesiger Gegend**) Niemandem mehr, sondern sie hat sich gänzlich von hier weggewendet, und das hängt so zusammen:

Fahrlässige Leute zu Semmerin hatten in einer Sylvesternacht ihre Hausthür sperrweit offen gelassen. Dafür fanden sie am Neujahrsmorgen ein schwarzes Hündlein auf ihrem Feuerheerde liegend, das in nächster Nacht mit unausstehlichem Gewinsel den Leuten die Ohren voll schrie. Da war guter Rath theuer, was anzufangen sei, um den ungebetenen Gast aus dem Hause los zu werden. Und wirklich fand man Rath, bei einer klugen Frau nämlich, die in geheimen Künsten wohlbewandert war.

Wie Jedermann weiß, so ist ein Teufel immer über dem andern, und wenn auch beide Weiber nicht echte und rechte Teufel waren, so fand hier doch nach gleicher Weise die gute Frau in der klugen Frau ihre Meisterin. Diese gebot nämlich, es solle das sämmtliche Hausbier durch einen „Eierdopp“ gebrauet werden.

Gesagt, gethan. Eine Eierschaale ward in das Zapfloch des Braukübels gesteckt, und kaum, daß das „Wörp“***) hin-

*) „Frau Goden hat mir ein Lämmchen gegeben,
Damit soll ich in Freuden leben.“

**) Hiermit ist die Umgegend von Dömitz, Eldena und Grabow gemeint.

***) Ungegohrenes Bier.

durchgelaufen war, da erhob sich Frau Godens Hündlein und redete mit vernehmlicher und klarer Stimme:

„Ick bün so olt,
As böhmen Gold;
Äwerst datt heff ick minleder nich truht,
Wenn man't Bier dörch'n Eierdopp bruht!"*)

Und als es das gesagt hatte, verschwand es, und seither hat Niemand hier so wenig Frau Goden, als ihre Hündlein gesehen.

Der Teufelssee bei Güstrow.

Eine halbe Meile von Güstrow, an der von dort nach Teterow und Krakow führenden Chaussee, liegt, recht romantisch von hohem Nadelholze umgeben, ein kleines Wasser, der sogenannte Teufelssee.

Da wo sich jetzt die blauen Wellen dieses kleinen Sees kräuseln, soll früher festes Land gewesen sein und darauf ein Kirchlein gestanden haben. Dies Gotteshaus aber wurde, wie die Alten erzählten, durch seine eigenen Diener entweiht, und deshalb verschwand es von der Oberfläche der Erde.

Es sollen nämlich einmal Mönche in der Sakristei dieser kleinen Kirche arg gehauset, geschwelget und gezecht, kurz, das

*) „Ich bin so alt,
Als böhm'sches Gold;
Aber dem habe ich mein Lebtag nicht getraut,
Wenn man das Bier durch eine Eierschaale braut!"

Haus des Herrn auf die roheste und gemeinste Weise entweihet und verunreiniget haben. Darob entbrannte alsbald Gottes gerechter Zorn; Er sendete den Teufel aus, sich die ihm verfallenen, pflichtvergessenen Priester zu holen und mit ihnen in die Hölle zu fahren.

Als dies geschehen, da that sich die Erde auf, und tief, tief in dieselbe versank auf immer das Kirchlein; an seiner Stelle aber entstand der bereits schon genannte Teufelssee.

Bei stillem Wetter, wenn Alles ruhig in Gottes Natur und kein Lüftchen sich regt, dann soll man noch jetzt oftmals jedoch nur an gewissen Tagen, tief unten im See die Glocken der versunkenen kleinen Kirche läuten hören.

Der Hexenkeller und die letzte Hexenverbrennung in Penzlin.

(Von A. C. F. Krohn zu Penzlin.)

Zu den wenigen weltlichen Gebäuden, welche sich aus dem Mittelalter in unsere Zeit gerettet haben, gehört auch die sogenannte alte Burg zu Penzlin. Die Zeit ihrer Erbauung fällt in die erste Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts.

Es war nämlich im Jahr 1414, als Schloß, Stadt und Land Penzlin von den Herzögen von Mecklenburg an Lübecke Maltzan auf Wolde verpfändet wurden, der nun auf dem fürstlichen Burgwalle eine Burg erbaute, von der noch einige Reste vorhanden sind und die man, im Gegensatze zu dem derzeitigen

reichsfreiherrlich von maltzan'schen Wohnhause zu Penzlin, die alte Burg nennt. Was von dem ursprünglichen Gebäude übrig ist, ist freilich sehr wenig, nämlich nur ein Thorgebäude.

Hatten die penzliner Burgherren anfänglich auch ihren Sitz auf der Burg, so zogen sie doch mit der Zeit das Wohnen auf ihren umliegenden, reichen Gütern vor und gaben sich darum wenig Mühe, das alte Gebäude zu erhalten; ja zu Anfang dieses Jahrhunderts ließ sogar der damalige Inhaber der Burg den südlichen Flügel derselben ganz abtragen, und die Steine beim Bau seines neuen Wohnhauses, der neuen Burg, verwenden. So blieb denn nur das Thorgebäude übrig, das man zu mehreren kleinen Wohnungen einrichtete.

Schon von außen kann man dieser Ruine ihr bedeutendes Alter anmerken, — die Sage schreibt ihr tausendjähriges Bestehen zu, was aber nach den obigen Angaben zu berichtigen ist; bemüht man sich aber in das Innere, namentlich in den unter der Erde gelegenen Theil derselben, so wird man noch mehr an längst vergangene Zeiten erinnert. Dort befindet sich nämlich noch eins jener schrecklichen Gefängnisse, ein sogenanntes Burgverließ, die der liebe Leser vielleicht nur dem Namen nach kennt. Diese bilden hier gleichsam ein zweites Stockwerk, abwärts unter dem ersten Keller. Sie sind im Ganzen noch recht gut erhalten, was wol daher kommt, daß weder Licht noch frische Luft in diese Räume gelangen kann; und man sieht hier noch die Nischen, sechs an der Zahl, mit den Ueberresten von Hals-, Arm- und Beineisen, in welchen die armen Gefangenen in sitzender Stellung so angeschlossen wurden, daß sie weder Hand noch Fuß zu rühren vermogten. Solcher Gemächer oder Keller sind dort zwei. Nur aus dem kleinern führt ein langer, sehr enger Kanal ins Freie; indeß sonst beide Verließe noch mit Thür und Riegel verrammelt werden konnten.

In Penzlin und Umgegend und vielleicht auch noch weiterhin sind diese Verließe unter dem Namen Hexenkeller allbekannt, und, der Sage nach, diente eine neben der zum Hexenkeller führenden Treppe befindliche, backofenförmige Höhlung zum „Schmöken"*) der zum Tode verurtheilten Hexen.

Mit diesem Hexenkeller hängt nun folgende Begebenheit zusammen, die sich zu der Zeit zutrug, als man noch mit Feuer gegen die der Hexerei Beschuldigten wüthete, und wo rothe Haare und rothe Augen, irgend eine unbesonnene Aeußerung oder That, oder auch nur böswillige Anklage hinreichten, um Jemand der Zauberei zu beschuldigen.

In jenen Zeiten war es eben, als der Hirte, welcher auch die Kühe des Burginsassen hütete, in den Verdacht der Zauberei fiel. Es ereignete sich nämlich, daß eine der ihm anvertrauten Kühe beim Melken Blut statt Milch gab. Sogleich hieß es: „die Kuh ist behext," und es galt nun nur den Schuldigen ausfindig zu machen. Da traf es sich unglücklicherweise, daß, als der Kuhhirte am nächsten Morgen, wie er stets aus Pflichtgefühl zu thun pflegte, sehr frühe aufstand, um nach seinen Kühen zu gehen, ihn eine Frau sah, die vielleicht absichtlich auf der Lauer gestanden hatte. Nun war's richtig, der Kuhhirte und Niemand anders hatte die Kuh behext. Die Frau hatte denn auch nichts Eiligeres zu thun, als ihre Entdeckung ihrer Nachbarin, welcher die Kuh gehörte, mitzutheilen, und diese säumte wiederum nicht, den Hirten ob seines vermeintlichen Frevels anzuklagen.

Dazumal aber stellten an vielen Orten die Gerichte förmliche Treibjagden auf Hexen an, und so kann es uns nicht wundern, daß man den Verklagten sogleich einzog. Zwar be-

*) Schmooren, braten.

theuerte er mit den heiligsten Versicherungen seine Unschuld und erzählte den wahren Sachverhalt, aber was half ihm das? Er wurde ohne Gnade in jenes Burgverließ geworfen und, damit er ja recht unschädlich wäre, in eine der Nischen so eng wie möglich angeschlossen. Vergebens waren seine Klagen, die ihm die dumpfen Mauern gleich als aus Hohn wieder zurückgaben, sie drangen nicht bis zur Oberwelt; und hätten sie es auch vermogt, was hätte ihm das genutzt. Denn die, die ihm allein helfen und ihm Rettung und Befreiung verschaffen konnten, seine Richter, waren ja von vorneherein gegen ihn eingenommen; und bei ihnen war sein Tod so gut wie beschlossen.

Nur einmal führte man den Unglücklichen noch an's Tageslicht, als er nämlich verhört werden sollte. Doch was war das für ein Verhör! ähnlich dem in der Leidensnacht vor Caiphas. Er sollte ein Verbrechen bekennen, das er niemals begangen und etwas eingestehen, was er nicht konnte, ohne zu lügen. Seine Richter dachten nicht im Entferntesten daran, daß er auch unschuldig sein könnte; sie hielten vielmehr seine beharrliche Betheuerung der Unschuld für hartnäckiges Läugnen, und als die im Wautzen*) mit ihm angestellte Wasserprobe**)

---

*) Ein in der Nähe des Burggartens befindlicher Teich.

**) Wasserprobe war eins der bewährtesten Gottesurtheile bei den alten Deutschen. Es gab zwei Arten solcher Wasserproben: 1) die des kalten Wassers, wo man die verdächtige Person, mit gebundenen Händen und einem Strick um den Leib, auf das Wasser setzte, und, sobald sie auf der Oberfläche schwamm, für unschuldig hielt. Hieraus entstand das sogenannte Hexenbad. 2) Die Probe des heißen Wassers, wo der Angeschuldigte die Hand in einen Kessel voll siedenden Wassers bis an den Ellbogen stecken mußte, welche dann von Priestern verbunden, versiegelt und nach drei Tagen wieder besehen wurde. Zeigte sich keine Verletzung, so wurde der Angeklagte für unschuldig erklärt. Die Probe des heißen Wassers wendete man besonders bei Dieben und Falschmünzern an.

ungünstig für ihn ausfiel, verurtheilten sie ihn ohne Weiteres zum Feuertode.

Wol jammerte der Arme, als er das schreckliche Wort vernahm, und flehete, doch seiner armen Frau und seiner hülflosen, unversorgten Kinder zu gedenken. Er bat und beschwor seine Richter bei Allem, was ihnen heilig und theuer sei, ihn doch nicht schuldlos zu verdammen. Vergebens — es blieb bei dem grausamen Spruche: „durch Feuer vom Leben zum Tode!“

Nur eine kurze Frist vergönnte man dem Unglücklichen, um sich auf seinen letzten Gang vorzubereiten.

Auch sein Weib und seine Kinder durfte er noch einmal vor seinem Tode sehen. Er versuchte, so viel er vermogte, sie über sein schreckliches Ende zu trösten und wies sie an Den, Der auch der Wittwen und Waisen Vater ist; und als sie nun endlich unter Jammern und Klagen von ihm Abschied genommen hatten, da erbat er sich im stillen, brünstigen Gebete Stärkung von Dem, Der einst selbst den bittersten Kelch geschmeckt. Bat Ihn im Angesichte des Todes mit reuigem, bußfertigem Herzen um Vergebung aller seiner Sündenschuld und empfahl seine arme Seele und die lieben Seinigen Seiner göttlichen Gnade. Seinen ungerechten Richtern vergab er von Herzen; nur bat er den Herrn, Er möge, und sollte es auch erst nach seinem Tode sein, der Welt seine Unschuld durch ein sicheres Zeichen bezeugen, damit man ferner Niemand mehr, wie ihn, ohne Ursache zum Tode bringe.

Bis gegen die Mitte des 15. Jahrhunderts erhielten sich diese Arten Gottesurtheile, auch Ordalien genannt, und wurden vielfach von unsern Vorfahren angewendet; dann aber kamen sie nach und nach ganz außer Gebrauch. Der Herausg.

Gestärkt und ermuthigt erhob er sich mit der freudigen Zuversicht, daß der Herr auch seine letzte Bitte erhören werde, und gefaßt und getrosten Muthes trat er seinen letzten Gang an.

Zwar hörte er auch jetzt noch nicht auf, seine Unschuld zu betheuren, aber man hörte nicht darauf. Und als die Henkersknechte ihn ergriffen, um ihn in den glühenden Ofen zu werfen, da erklärte er seinen hartherzigen Richtern und allen Umstehenden feierlichst, wie er den Herrn um ein Zeugniß seiner Unschuld gebeten. Es würden aber gleich nach seinem Tode vor dem Burgthore drei Blumen aus der Erde wachsen, dergleichen weder vorher gewesen, noch nachher sein würden, die auch Niemand jemals gesehen hätte und kein Mensch kennen werde. Daran sollten sie erkennen, daß er unschuldig an dem Verbrechen gewesen, dessen sie ihn geziehen; denn er habe es ihnen vorher gesagt. Müsse er nun auch sterben, so beschwöre er sie doch bei dem lebendigen Gott, keinen Menschen wieder um solcher Ursache willen und ohne Schuld dem Flammentode zu überliefern.

Man sollte denken, dies hätte seine Richter doch stutzig machen müssen, und wirklich schien auch der eine oder der andere wankend zu werden, aber die meisten überstimmten sie, und der arme Mensch wurde dem grausigen Flammentode preisgegeben.

Als die schreckliche Handlung beendet war, da mogte sich wol, wie das gewöhnlich zu geschehen pflegt, bei Diesem und Jenem das Gewissen regen, und Manche machten sich Vorwürfe: sie hätten vielleicht doch wol mit dem armen Hirten zu voreilig gehandelt; indeß Andere sich in ihrem Irrwahne überredeten, ein Gott wohlgefälliges Werk gethan zu haben. Diese waren es denn auch, die sich von vorneherein von der Unwahrheit der letzten Worte des Hingerichteten überzeugt hielten. Aber sie sollten bald eines Bessern belehrt werden.

Denn siehe, am andern Morgen erblühten wirklich vor dem Burgthore drei, Allen völlig unbekannte, wunderschöne Blumen.

Wie ein Lauffeuer ging die Kunde hiervon durch die Stadt, und die Richter geriethen in nicht geringe Gefahr. Denn das Volk, so sehr es auch vorher gegen den Hirten eingenommen war, so fest glaubte es nun an die Unschuld des Verbrannten, und laut murrte es gegen die, welche einen Schuldlosen zum Tode gebracht hatten. Die Richter ihrerseits thaten freilich alles Mögliche, um Jemand ausfindig zu machen, dem die Blumen schon bekannt wären. Sie ließen Gärtner von nah und fern kommen und verschickten die Blumen weit und breit an die berühmtesten Pflanzenkenner; aber da war Niemand, der sie kannte, oder sich erinnerte, sie irgendwo gesehen zu haben.

Jetzt war erst die Bestürzung groß. Leider ließ sich das, was einmal geschehen war, nicht mehr ändern. Man suchte freilich, so viel man vermogte, das Unrecht an den Nachgebliebenen zu vergüten, indem man sie mit Allem reichlich versorgte, und sie so äußerlich vor Mangel schützte; aber war ihnen damit der Gatte, der Vater wieder zurückgegeben?

Doch ließen sich die Herren des Gerichts dies ein warnendes Beispiel für die Zukunft sein. Einmüthig beschloß man, fürder Niemand auf bloße Anklage und die eigene Ueberzeugung hin zu verdammen, sondern dies erst nach Beibringung vollgültiger Beweise zu thun.

Der Patron des Gerichts aber, nämlich der Burgherr, verordnete, daß das Gericht sich künftighin nicht mehr mit Hexenprozessen befassen und am allerwenigsten einen der Zauberei Angeklagten verbrennen lassen solle.

Also berichtet die Sage, und nach ihr hat das Verließ seit

der Zeit aufgehört, als Hexenkeller zu dienen, obwohl es noch bis heute diesen Namen behalten hat.

Der Hirte soll der Letzte gewesen sein, der zu Penzlin der Hexerei wegen verbrannt ist.

Die Messung des Lucin-Sees bei Feldberg.

(Von F. C. W. Jacoby zu Neubrandenburg.)

Zur Nachtzeit, als der Mond just schien,
Zwei Fischer sitzen am Lucin,
Sie wollen jetzt den See ergründen,
Deß Tiefe Keiner noch konnt' finden.

Vom Hinterwagen einen Theil
Und Stricke, lang und stark und heil,
Sie nehmen, — binden Alles fest,
Damit nicht eins vom andern läßt.

In's Wasser schieben sie alsdann
Das Wagenstück, mit Stricken dran,
Und tiefer es und tiefer sinkt,
Wie's kaum den Fischern möglich dünkt.

Es wickelt ab sich Strick um Strick,
Doch Grund nicht hat das Wagenstück;
Und als die Stricke nun zu End',
Da zieht's den Fischern in die Händ'.

Und aus der Tiefe ruft's empor:
„Oh, haltet an und zieht hervor,
Sonst geht's Euch schlecht, Ihr stört die Ruh
Undinens und der Nix'n dazu!"

Da zieh'n sie an mit aller Kraft,
Daß werd' auf's Trockene geschafft
Der Hinterwagen und die Stricke,
Und sie nicht träfe Mißgeschicke.

Doch leicht, als wär's ein Kinderspiel,
Ziehn sie die Stricke an ihr Ziel;
Denn statt des Wagens baumelt dran,
Ein Pferdekopf, ohn' Haar und Zahn.

Der Ursprung des Sandes um Kamm bei Lübtheen.

(Von J. J. F. Giese zu Strohkirchen.)

Wenn ein Bewohner des Kleibodens die Beschreibungen von Mecklenburg liest, so bekommt er von dem südlichen Mecklenburg gewöhnlich den Begriff, als sei es eine Wüste, in welcher nur Heide und Buchweizen, zur Noth rauher Hafer und, wenn's gut jahrt, auch wol Roggen gedeihen. Er stellt es sich vor, als eine Gegend, in welcher man bis an's Knie im Sande waten muß. Daher kann sich ein solcher auch der Verwunderung nicht enthalten, wenn er einmal in diese Gegend kommt und Roggen- und Weißhaferfelder, auch wol hin und wieder Weizen- und Rappsaaten siehet, die ihm im ersten Augenblick

den seinigen wenig nachzustehen scheinen, und dazu Wege gehet, die eben so fest und fester sind, als die Wege seiner Gegend. Umgekehrt wundert's gewöhnlich einen Bewohner dieser Gegend, wenn er in die sogenannten fetten Gegenden kommt, und er hier die ihm als ein Paradies beschriebene Gegend weit unter seinen Erwartungen findet, er in derselben selbst Sandflächen siehet, wie sie seine Heimath kaum hat. Da spricht er wol: „Ja solchen Kleiboden hat man auch bei mir zu Hause, und hinter unserm Dorfe giebt's noch strengern Lehm, als hier!"

Hiermit soll jedoch die Wahrheit der Beschreibungen vom südlichen Mecklenburg durchaus nicht ganz in Abrede gestellt sein. Diese Gegend ist und bleibt immer die schlechteste aller Gegenden Mecklenburgs, aber sie ist immer noch tauglich genug zum ergiebigen Kornbau, welches auch die Zahl der Bewohner dieser Gegend, im Vergleich mit der einer bessern, deutlich genug zeigt. So haben z. B. die Aemter Neustadt, Grabow, Eldena, Dömitz, Lübtheen und Hagenow, bei einer gleichen Größe mit den Aemtern Ribnitz und Güstrow, doch über 10,000 Seelen mehr, als letztere. Wie wäre solches möglich, wenn der Boden so gar schlecht wäre.

In dieser Gegend finden sich zwar einzelne Strecken und Plätze, die es allen andern an Unfruchtbarkeit und Sand zuvor thun. Diese einzelnen Plätze in dem Ganzen, welche einer wirklichen Sandwüste aber immer noch nicht zu vergleichen sind, sind gewöhnlich mit Tannen bestanden, oder liegen in Heide und dienen den Dorfleuten zu Weiden und sind somit dem Ackerbau ganz entzogen. Einige dieser Sandstrecken sind bedeutend groß, als die in der Umgegend von Jabel, Quast und Ramm, wo die Dörfler durch Tannen-Anpflanzung ihre Ländereien und Gärten vor Versandung zu schützen suchen müssen.

In Ramm ist es auffallend genug, daß sich unter einer dicken sandigen Oberschicht der beste Lehm, untermischt mit Steinen groß und klein, findet. Die Sage weiß, woher diese Steine kommen; sie weiß, daß diese Gegend keine solche Sandoberschicht gehabt hat, sondern gleich einem Garten Gottes gewesen ist; sie weiß auch zu erzählen, wodurch und wie der Sand über diese Gegend gekommen.

Nämlich eine Meile östlich von Lübtheen, da wo jetzt das Dorf Ramm liegt, lag in alter Zeit eine nicht unbedeutende Stadt, welche ebenfalls Ramm hieß.*) In derselben stand der Ackerbau, wie Handel und Gewerbe in gleichem Flor. Der Boden der ganzen Umgegend war einer der fruchtbarsten des Landes, und herrlich prangte er im Sommer in seinem goldenen Weizenschmucke und in dem grünen Kleide seiner prächtigen Wiesen, die sich, in lieblicher Abwechselung mit den üppigen Saaten, an den zahlreichen Bächlein entlang erstreckten. Bei solchen natürlichen Vortheilen, verbunden mit dem Fleiße der Bewohner, konnte es nicht ausbleiben, daß der Wohlstand in der Stadt Ramm immer mehr zunahm und sich bald Reichthum an Wohlstand reihete.

Anfangs waren die Rammer noch biedere Leute, die gern dem bedrängten Bruder in der Nachbarschaft beisprangen, wenn derselbe Hülfe mit Rath und That von Nöthen hatte. Doch bald verfielen sie in Üppigkeit und Wohlleben und in Unsittlichkeiten aller Art. Laster häufte sich auf Laster, und keine Sünde war so schändlich, keine Grausamkeit so groß, daß sie nicht von den Rammern begangen wurde. Alle Umwohner

*) Die alte Stadt Ramm hat, der Sage nach, im Mittelpunkte der Welt gelegen, und einen Einfluß ausgeübt auf hunderte von Meilen in der Runde, indem hier die Kornpreise festgestellt wurden 2c. 2c.

waren empört über die himmelschreiende Bosheit dieser Stadt und riefen die vergeltende Gerechtigkeit Gottes auf sie vom Himmel herab. Und diese blieb mit ihrem Gerichte nicht aus, es sollte nur erst das Maaß der Sünde voll werden, ehe sie den Stab über das neue Sodom brach.

Es war wieder Frühling geworden, das Gras war üppiger denn je empor geschossen, und Jeder freuete sich schon auf den nahen Maitag, wo die großen Viehheerden wieder auf die Weide getrieben werden sollten, und wo die feisten, muthigen Bollen sich wieder mit einauder messen konnten, welches anzusehen Allen das herrlichste Fest war.

Der Maitag kam, aber die Bollen stießen sich nicht, wie sonst; es wurden nicht, wie sonst, mannstiefe Gruben in die Erde gewühlt, in welche dann die kämpfenden Thiere unter dem Gejauchze der Menge hinabtaumelten; es blieb also auch nicht, wie souft, so mancher Bolle todt auf dem Kampfplatze. Man mogte die Thiere reizen, so viel man wollte, sie blieben ruhig wie ein Lamm.

Da wurden die Einwohner der Stadt wüthend, sie ergriffen einen der Bollen, nicht um ihre Wuth durch Schlagen an ihm auszulassen, nein sie thaten ein Grausigeres; sie ergriffen ihn, um ihm bei lebendigem Leibe das Fell abzuziehen. Damit hatten sie aber selber den Hammer der Glocke angestoßen, deren Töne sie vor den Richterstuhl Dessen lud, von Dem es heißt, es ist schrecklich in Seine Hände zu fallen!

Der seiner Haut beraubte Bolle, obwol über und über von Blut triefend, verblutete nicht, sondern lebte zum Schrekken der Rammer fort; ja er that nun, was sie gewünscht hatten, er begann einen Kampf mit den andern Bollen, und zwar einen so fürchterlichen, daß den frevelhaften Zuschauern das Herz im Leibe zitterte.

Nicht lange dauerte es, so hatte der fürchterliche Bolle seine Gegner zu Boden gestreckt. Und er stand und sah sich nach neuen Gegnern um, als aber keine erschienen, erhob er ein grausenerregendes Gebrüll, so daß alles Vieh auf der Weide ängstlich nach den eben verlassenen Ställen zurück eilte. Auch die Besitzer der Viehheerden eilten schleunigst der Stadt zu, um von da aus das Treiben des mehr als wüthenden Bollen zu beobachten.

Alle ahndeten jetzt die Strafe für ihre vielfach gehäuften Sünden und wollten sich nun zu Dem wenden, Der diese Strafe über sie verhing. Doch es wollte kein Gebet aus dem Herzen, die Worte erstarben auf den Lippen. Und woher sollten sie denn auch das Beten gelernt haben; die Noth, welche sonst wol beten lehrt, hatte sie nie dazu getrieben; denn die Rammer, sie kannten ja keine Noth.

Endlich gewahrte man, daß der Bolle die Grenze der Feldmark verließ, und man gab sich schon der guten Hoffnung hin, daß für diesmal wol kein Unglück mehr zu befürchten sei. Ja es fanden sich sogar spöttelnde Mäuler, die über solche geäußerte Furcht ihre Verstocktheit zeigenden Witze laufen ließen; und bald stimmte die ganze Menge mit ein in deren rohe, gotteslästerliche Worte. Und da zeigte es sich denn nun, von welchem Ernste die Bekehrung gewesen war.

Der Bolle aber war nicht von der Feldmark gegangen, um die boshafte Stadt nun in Ruhe zu lassen, sondern er war geblieben, um der Vollstrecker des Urtheils zu werden, welches der große Richter gesprochen hatte. Er ging nur, um von dem Lehmboden auf sandigeren zu kommen.

Eben über die Grenze des Lehmbodens gekommen, erhob der Bolle dasselbe fürchterliche Gebrüll, welches Vieh und Menschen in die Häuser getrieben hatte; dabei stampfte er mit

den Füßen und wühlte Gruben in die Erde, wie Todtengräber so tief und noch wol tiefer.

Noch einmal hob er das Haupt empor nach der verfluchten Stadt, dann begann er die Erde, welche je tiefer, desto sandiger wurde, mit den Füßen empor zu werfen und zwar mit solcher Gewalt, daß der Sand nicht nur über Stadt und Feldmark Ramm, sondern noch weit über dieselben hinaus, nach dem jetzigen Quast und Jabel flog.

Und diese übernatürliche Kraft des Bollen brach erst, als auch die höchsten Gebäude der Stadt unter Sand gesetzt waren, welches so schnell geschehen war, daß auch nicht eine einzige Seele hatte entrinnen können; denn auch die, welche zu flüchten versucht hatten, waren im Sande stecken geblieben und untergegangen.

Als alle diese lieblichen Auen unter Sand gesetzt, alle die in so großer Anzahl vorhandenen Quellen und Bächlein verschüttet waren; als alle Läufe der größern Flüsse, welche sich durch dieses Gebiet schlängelten, sich verstopft hatten und also gezwungen wurden, ein anderes Bette zu suchen; als also das Gericht vollzogen war, da legte auch der Bolle sich nieder in der großen Höhle, aus welcher er allen Sand geschartt hatte, und starb. Spätere Winde und Orkane und fürchterliche Regengüsse, welche die Grube allmählich wieder voll weheten oder schlemmten, haben sein Gerippe den Augen der Umwohner entzogen.

Noch heute will man unter dem Sande in Ramm, auf dem darunter liegenden Lehmgrunde, die Straßen der Stadt in den dammartig gelagerten Steinen erkennen, wie auch die Fundamente der Häuser in andern Steinschichten finden können. Ob

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Gar kläglich bat nun der Gefangene, ihm zu seiner Beschäftigung doch etwas mitzugeben. Man steckte ein Pfund Wolle in den Sack, die er bei seinen Lebzeiten gerne gepflückt hatte, und trug ihn darauf nach dem Moore, das auf dem Wege von Weberin nach Jülchendorf liegt. Hier bannte man den Geist fest und wies ihm seinen steten Wohnsitz an.

Noch heutigen Tages soll der Müller auf diesem seinem Verbannungsorte herumspuken und die dorthin kommenden Leute, namentlich des Nachts, belästigen und irre führen.

Hat sich aber Jemand in dem Holze verirrt, was häufig geschehen soll, so heißt es gleich von ihm: „Em hett woll de Wullplücker mööt't!“ *)

Wunderbare Thiere bei Niederhagen, Mittelhagen und Hinrichshagen, unweit Rostock.

(Von E. Wolff, Pastor zu Röversbagen.)

Auf dem Wege zwischen Niederhagen und Mittelhagen, behaupten Manche, laufe des Abends ein grauer Hund, der denjenigen, der dort geht, begleitet.

Einer hat sich sogar durch das Gesehene so vom Wege abdrängen lassen, daß er mitten auf das Feld gerathen und in einen ganz andern Weg hineingekommen ist. Als es nicht hat weichen wollen, hat er endlich ausgerufen: „Wo willst Du Teufel hin!“ Da ist's verschwunden.

*) „Ihn hat wol der Wollpflücker gemötet — aufgehalten!“

solches aber der Fall, oder ob's nur ein Gerede der Leute ist, weiß ich nicht, jedenfalls wird sich aber etwas Derartiges dort finden, welches die eben erzählte Sage im Munde des Volkes frisch erhält.

Der spukende Müller von Wendorf bei Brüel.

Auf der Mühle zu Wendorf, ein einhalb Meile von Brüel entfernt, wohnete früher ein Müller, der war kein guter Mensch, und viele Sünden belasteten sein Gewissen.

Als er auf dem Todtenbette lag, hätte er gerne noch etwas, was sein Herz besonders schwer drückte, den Seinigen gebeichtet; aber er konnte es nicht, und so starb er denn endlich, ohne seine Absicht erreicht zu haben.

Deshalb hatte nun auch nachher der Müller keine Ruhe im Grabe, und in der Mühle war's nach seinem Tode gar nicht mehr recht richtig. Oft knarrte und polterte es dort des Nachts so stark, daß der Geselle ganz erschreckt aus dem Bette fuhr; wenn er dann aber nachsuchte, war nichts zu finden, nichts zu hören oder zu sehen.

Bald aber schon merkte man es wol, daß man es hier nicht mit etwas Irdischem, sondern mit nichts Anderem, als mit dem Geiste des abgeschiedenen Müllers zu thun habe.

Da baten denn die damaligen Besitzer der Mühle den Pastor, sie von diesem lästigen Geiste zu befreien.

Der Pastor kam auch sogleich, und es gelang ihm, den Geist in den Ofen zu beten.

Als der Geist also eingeschlossen war, ließ der Prediger einen Sack vor das Ofenrohr halten und ihn darin fangen.

Gar kläglich bat nun der Gefangene, ihm zu seiner Beschäftigung doch etwas mitzugeben. Man steckte ein Pfund Wolle in den Sack, die er bei seinen Lebzeiten gerne gepflückt hatte, und trug ihn darauf nach dem Moore, das auf dem Wege von Weberin nach Jülchendorf liegt. Hier bannte man den Geist fest und wies ihm seinen steten Wohnsitz an.

Noch heutigen Tages soll der Müller auf diesem seinem Verbannungsorte herumspuken und die dorthin kommenden Leute, namentlich des Nachts, belästigen und irre führen.

Hat sich aber Jemand in dem Holze verirrt, was häufig geschehen soll, so heißt es gleich von ihm: „Em hett woll de Wullplücker mööt't!" *)

Wunderbare Thiere bei Niederhagen, Mittelhagen und Hinrichshagen, unweit Rostock.

(Von E. Wolff, Pastor zu Röwershagen.)

Auf dem Wege zwischen Niederhagen und Mittelhagen, behaupten Manche, laufe des Abends ein grauer Hund, der denjenigen, der dort geht, begleitet.

Einer hat sich sogar durch das Gesehene so vom Wege abdrängen lassen, daß er mitten auf das Feld gerathen und in einen ganz andern Weg hineingekommen ist. Als es nicht hat weichen wollen, hat er endlich ausgerufen: „Wo willst Du Teufel hin!" Da ist's verschwunden.

*) „Ihn hat wol der Wollpflücker gemötet — aufgehalten!"

In Hinrichshagen, sagte man vor einigen Jahren, er-erscheine öfters ein Fuchs, schaue bald in's Fenster, bald liege er vor der Thüre, so daß man nicht aus und ein gehen könne. Wenn der Jäger darnach schieße, so falle er zwar und immer mit der Schnauze in den Sand. Wenn man ihn aber nachher aufnehmen wolle, so sei er verschwunden.

Das Duell der Todten in der Kirche zu Alt-Gaarz bei Neu-Bukow.

(Von Adolf Pechel zu Brahlstorf.)

Auf der Halbinsel Wustrow, die sich im Norden Mecklenburgs tief in die Ostsee hineinzieht, lebte vor etwa 150 Jahren ein reicher Gutsbesitzer; Herr von der K......... war sein Name. Er war auch zugleich Patron der Kirche zu Alt-Gaarz, welcher Ort hart am Eingange der Halbinsel Wustrow liegt. Dieser Herr von der K. hatte das Recht, mit seiner Equipage auf den Kirchhof fahren zu dürfen. — Noch jetzt bezeichnen uns 4 eiserne Ringe an seiner Kapelle den Ort, wo man die Rosse während des Gottesdienstes festband.

Um dieses Recht war er schon vielfach beneidet worden, besonders verdroß es den stolzen Herrn von P......, damaligen Erbherrn auf Mechelsdorf. Schon lange hatte er sich mit dem Gedanken getragen, es dem Erbherrn auf Wustrow entgelten zu lassen, ein solches Vorrecht zu besitzen, und bald bot sich ihm eine günstige Veranlassung dar.

Er fuhr nämlich einmal zur Kirche, und Herr von der K. war nicht da. Ohne sich zu besinnen befahl er seinem Kutscher,

auf den Kirchhof zu lenken und auch an der Kirche, bei der Kapelle des Erbherrn auf Wustrow anzuhalten. Es geschah; doch glücklicherweise kam Letzterer nicht zur Kirche, sonst würde sich schon hier auf dem Friedhofe zwischen den beiden Gegnern, die sich tödtlich haßten, ein Duell auf Leben und Tod entsponnen haben.

Aber schon Mittags erfuhr Herr von der K., wie frevelntlich der Erbherr auf Mechelsdorf in seine Rechte gegriffen. Zornglühend bestieg er sein Reitpferd und sprengte in stürmender Hast nach Mechelsdorf, um ihn im Duelle für die höhnende Verletzung seines Rechtes zu züchtigen. Nur ein einziger treuer Diener begleitete ihn zu Pferde und überbrachte Herrn von P. die Herausforderung auf Leben und Tod.

Dieser saß eben an der Mittagstafel, als der Diener des Erbherrn von Wustrow keck in den Saal trat und ihm den Fehdehandschuh seines Herrn vor die Füße warf.

Herr von P. ergrimmte über eine so kühne Herausforderung, langte schnell zwei Pistolen aus seinem Waffenschranke und sprach, ohne den Handschuh aufzuheben, zu dem Diener: „Deinem Herrn soll sein Recht werden!“ Er eilte hinaus auf den Hof, wo hoch zu Roß mit blitzendem Säbel der Erbherr von Wustrow hielt.

Herrn von der K's Auge funkelte in wildem Grimme und mit zornbebender Stimme donnerte er seinem Gegner entgegen: „„Zu den Waffen! Rache dem Beleidiger!““

Doch Herr von P., ohne ihn einer Antwort zu würdigen, erhob sein Pistol und drückte es ab auf das Herz des Erbherrn von Wustrow.

Nur zu gut traf der Schuß. Ohne einen Schrei auszustoßen sank Herr von der K. entseelt vom Pferde. Das treue Roß aber, als fühle es den Verlust seines Herrn, jagte davon

in fliegender Hast, heim nach dem Schlosse seines so schmählich ermordeten Herrn, um dort die Trauerbotschaft den ängstlich Harrenden zu verkünden. Der treue Diener sprengte in wildem Galopp hinter drein; denn auch auf ihn hatte Herr von P. losgedrückt, um ihn für die kühne Forderung zum Zweikampfe zu strafen.

Wovon das mit Schweiß und Blut bedeckte Pferd schon eine Ahnung auf Wustrow eingeflößt, davon brachte der Diener Gewißheit.

Aber auch noch jetzt war die Rache des stolzen Herrn von Mechelsdorf nicht befriedigt, noch im Tode wollte er seinen so bitter gehaßten Feind beschimpfen. Er ließ den Leichnam nach Alt-Gaarz schleifen und dort auf die Dünen am Eingange der Halbinsel Wustrow werfen, wo die kühlen Wellen der Ostsee den Leichnam netzten und das Blut von seinen Wunden spülten.

Hier fanden ihn die Gutsinsassen von Wustrow. Er wurde nach seinem Schlosse gebracht und wenige Tage hernach unter lauter Klage in seiner Familiengruft beigesetzt.

Aber die göttliche Vergeltung ruhte nicht ob solcher fluchwürdigen That. Wenige Tage später ereilte auch den Mörder ihr rächender Arm, und auch den Herrn von P. begrub man in der Kirche zu Alt-Gaarz, nicht weit vom Altare.

Nun aber war der sanfte Frieden, so sonst auf diesem stillen Gotteshause ruhte, geschwunden, und die heilige Stille im Innern der Kirche wurde durch einen tobenden Lärm, untermischt mit Waffenruf und Schwerterklang, gestört. Am hellen Mittage sowol, als im stillen Dunkel der Nacht vernahm man von dieser Stätte des Friedens ein nie endendes Waffengeklirre, als ob zwei erbitterte Feinde im wüthenden Handgemenge mit einander seien.

Dies war natürlich Allen auffallend, und einige beherzte

Männer wagten sich am hellen Tage hinein, in die hehren Räume des Gotteshauses, um die Ursache des Lärms zu ergründen. Da war zwar Alles still, und nur Ruhe und Frieden schien in der Kirche zu wohnen; aber waren sie wieder hinausgegangen, dann vernahm man wieder dasselbe Getöse, denselben Waffenschall, dasselbe durchdringende Angstgeschrei und das Röcheln eines von der scharfen Klinge zum Tode Verwundeten. Darnach schien dann Alles still zu werden.

Aber auf's Neue entbrannte der Kampf, stärker und gellender wurde das Angstgekreisch des Sterbenden, heller und durchdringender ertönte der Triumphruf des Siegers. Entsetzt flohen Alle davon, Niemand wagte sich in die sonst so friedlichen Räume des Gotteshauses hinein, Jeder befürchtete, es könne ihn der scharfe Stahl der unsichtbaren Kämpfer treffen.

Verödet stand die Stätte des Friedens; sie, sonst der Sammelplatz einer großen Volksmenge, stand nun vereinsamt da, jetzt nur noch ein Kampfplatz von unseeligen, feindlichen Geistern, die selbst im Tode keine Ruhe hatten.

Als zuletzt weder Prediger noch Küster über die Schwelle des Gotteshauses zu treten wagten, sah man sich genöthigt, die Leichen der beiden erbitterten Feinde zu trennen und damit den Kampf zu beendigen.

Die Leiche des Herrn von P. wurde aus der Gruft genommen, nach Wismar gebracht und dort begraben.

Seitdem herrschte wieder Ruhe im Gotteshause zu Alt-Gaarz.

Der verbannte Mittelstädt von Alt-Strelitz.

(Von L. P. in S.)

Nahe bei Alt-Strelitz, zur Seite der ersten steinernen Brücke von der alt-strelitz-fürstenberg-berliner Chaussee, liegt ein Ackerstück, Petersschulen genannt. Früher war dort ein ziemlich hoher Berg, der erst bei dem Bau der Chaussee abgetragen wurde. Auf demselben wuchsen viele Haselnußstauden, Dornbüsche, Erdbeeren und dergleichen mehr.

In diesem Berge nun soll ein Verbannter, Namens Mittelstädt herumschleichen, und erst auf folgende Weise wieder befreiet werden können:

Zuvor muß nämlich ein Vogel über diesen Acker fliegen, der eine Eichel im Schnabel hat, diese soll er dann hier fallen lassen und hieraus ein Eichbaum entstehen, der hundert Jahre alt werden muß. Dann soll der Baum gefällt und von einem Tischler angekauft werden, der eine Wiege daraus verfertiget. In diese Wiege muß dann ein kleines Kind gelegt werden, das dann später über die Stelle, wo der Verbannte sich aufhält, läuft; alsdann ist der verbannte Mittelstädt erst wieder erlöset.

Auch soll der Genannte den Leuten, die hier früher herkamen, um Haselnüsse und Erdbeeren zu sammeln, auf den Buckel gesprungen sein und so lange darauf gesessen haben, bis sie endlich den Platz verließen.

Der Grund, weshalb Mittelstädt hier verbannt hauset, ist nicht bekannt; vielleicht ist er eine Art strelitzer Rübezahl oder ein ähnlicher Berggeist.

Der Schatz in der Kirche zu Ankershagen bei Penzlin.

Bald nachdem die Burg zu Ankershagen zerstört worden war,*) haben die Mönche Besitz von dem Orte genommen. Bis zum dreißigjährigen Kriege sollen sich dieselben hier behauptet haben, dann aber plötzlich von dort vertrieben worden sein.

Nach einer alten Sage haben nun die Mönche, bei ihrer unerwarteten und schnellen Vertreibung, viele Schätze in Ankershagen zurücklassen müssen; dennoch aber sollen sie vor ihrem Abzuge doch noch soviel Zeit gefunden haben, um ihre sämmtlichen Werthsachen auf die Seite zu schaffen und sie wohl zu verbergen.

Namentlich, meinen die Leute, ist wol in der Kirche viel Gold und sonstige Kostbarkeiten von den Mönchen vermauert worden, welcher Glaube durch folgende Thatsache noch mehr Nahrung gewinnt:

Nach den Berichten der ankershagener Prediger sollen nämlich immer, in Zwischenräumen von zwanzig bis fünf und zwanzig Jahren, ausländische Männer bei ihnen erscheinen und um Oeffnung der Kirche bitten. Hat man ihren Wunsch erfüllt, und ihnen die Kirche geöffnet, dann sehen sie sich in derselben allenthalben ganz genau um, schlagen hier und dort prüfend mit einem kleinen mitgebrachten Hammer an die Mauern und entfernen sich darauf wieder. Die Sprache dieser Männer aber ist fremd, so auch ihr Aussehen und ihre Manieren.

*) Siehe Seite 215 bis 224 ersten Bandes, die Sage vom Raubritter Henning von Ankershagen.

Der Mönkenberg bei Kritzenow unweit Rostock.

(Von J. G. C. Ritter zu Friedrichshöhe.)

Südöstlich von dem Dorfe Kritzenow, ungefähr 3/4 Meilen von Rostock entfernt liegt ein Berg, der Mönken-, goldene oder Hexenberg genannt wird. In diesem Berge wohnten vor Zeiten Unterirdische — Zwerge —, ein harmloses Völkchen, welche mit den umwohnenden Menschen in Frieden lebten und sich ihnen oft dienstfertig bewiesen; wurden sie aber zum Zorne gereizt, so suchten sie ihre Rache zu befriedigen. Ihr Getränk, ein gutes Bier, braueten sie selber, holten sich aber das dazu erforderliche Geräthe in der Nacht aus einem benachbarten Bauerhause, wofür sie sich dankbar erzeigten und die Einwohner dieses Gehöfts nicht allein mit diesem Getränke versorgten, sondern auch zum Wohlstand verhalfen.

An diesem von den Zwergen bewohnten Berge liegt ein bedeutendes Torfmoor, damals dicht mit Holz und Busch bestanden. Hier hütete die Jugend des Dorfes nach damaliger Sitte des Nachts die Pferde; diese Hirten aber waren gewöhnlich selber zu Pferde.

Das Knallen mit Peitschen in der Nacht war nun den Unterirdischen sehr zuwider und sie hatten es sich schon oft merken lassen, daß sie dadurch in ihrer Ruhe gestört würden.

Unter den Knaben des Dorfes zeichnete sich einer durch seinen Muthwillen aus und suchte fortwährend die Unterirdischen zu ärgern. Als er einst in einer hellen Nacht das Knallen betrieb, kam ein kleines Männchen auf ihn zu mit einem silbernen, inwendig vergoldeten Becher in der Hand und bot ihm einen Trunk daraus an. Der Hirtenknabe ergriff den Becher,

aber statt zu trinken wandte er, da er sich nichts Gutes vermuthete, rasch das Pferd und jagte davon auf dem Wege nach Biestow und Rostock. Der Unterirdische eilte rasch hinter ihm her, mußte aber, als er an einen Kreuzweg kam, unverrichteter Sache wieder umkehren.

Der Knabe, der sich noch immer verfolgt wähnte, hielt nicht eher an, als bis er sich in dem Kirchdorfe Biestow befand, mit seinem Becher in der Hand.

Von der im Becher vorhandenen Flüssigkeit war ein großer Theil verschüttet, besonders beim Umsehen, auf den Schwanz des Pferdes. Wie dieser Trunk beschaffen war, zeigte sich nun, denn die Haare des Schwanzes und wohin sonst noch ein Tropfen gefallen war, erschienen ganz verbrannt.

Der Knabe war froh, dieser Gefahr entronnen zu sein dankte Gott und schenkte den Becher der Kirche zu Biestow.

(R. Z.)

Die Unterirdischen oder Mönken in dem Rummelsberge bei Peckatel unweit Schwerin.

(Von L. u. A. in R.)

Auf dem Felde des ein und eine halbe Meile von Schwerin gelegenen Dorfes Peckatel, liegt ein kleiner Hügel, — wahrscheinlich ein großes Hünengrab, — von den Leuten der Rummelsberg genannt.

In diesem Berge nun sollen Unterirdische oder Mönken wohnen, die sich in früheren Zeiten oft im Dorfe gezeigt und überhaupt durch Mancherlei ihr Dasein bemerkbar gemacht haben.

Häufig haben sie zum Beispiel große Tafel auf dem Rummelsberg gehalten, wozu sie sich dann die ihnen fehlenden Geräthschaften aus den nahen Bergen geliehen hatten.

Eines schönen Tages, als wieder einmal eine lange, gedeckte Tafel der Mönken auf dem Berge stand, kam grade zufällig ein Knabe aus Peckatel nach dort. Neugierig trat er näher und sah sich mit kindlicher Lust die schönen Sachen auf dem Tische an. Sein größtes Wohlgefallen erregten namentlich die hübschen, zierlichen Messerchen; schnell nahm er sich ein solches und eilte damit zum elterlichen Hause. Hier zeigte er es frohlockend dem Vater und erzählte ihm ganz unbefangen, wie er dazu gekommen.

Der Vater, der da aber wußte, daß es nicht gut sei, die Unterirdischen zu foppen oder gar zu bestehlen, und daß die Tafel nicht eher wieder verschwinden würde und könnte, bis das Messer wieder da sei, befahl dem Knaben mit ernster Miene, dasselbe sofort wieder dorthin zu tragen, wo er es fortgenommen.

Der Knabe gehorchte, und alsbald war die Tafel wieder verschwunden.

Solche und ähnliche Geschichten werden noch viele von den Mönken erzählt; wodurch es aber gekommen, daß die Unterirdischen den Verkehr mit den Menschen gänzlich abgebrochen haben, darüber berichtet die Sage Nachstehendes:

Häufig soll es nämlich früher vorgekommen sein, daß die Mönken ihre Kinder zu den Dorfbewohnern gebracht und sich dafür eins von ihren Kindern mitgenommen haben. Gewöhnlich geschah dies des Nachts, oder doch nur dann, wenn Niemand anders, als grade nur das Kind, in der Stube war.

Eine Frau in Peckatel war nun wieder einmal so unglücklich gewesen, statt ihres kräftigen, lieblichen Kindes, am näch-

sten Morgen ein solch s Wechselbalg der Unterirdischen in der Wiege vorzufinden.

Aus Furcht vor weiterem Unglücke hatte die arme Mutter sich nun schon einige Jahre geduldig mit diesem ungestalteten Kinde herumgequält, das weder wuchs, noch gedieh.

Eines Tages bat das Kind seine Pflegemutter, sie solle ihm einmal etwas zeigen, was es noch niemals gesehen. Da nahm die Frau ein Ei, zerschlug es und richtete es so an, wie es bei Bauersleuten Sitte ist, und reichte es dann dem Kinde zum Essen hin. Das unterirdische Kind aber wollte die Eierspeise nicht nehmen, stieß sie zurück und sprach:

„Ick bün so olt,
Als böhmen Gold;
Äverst so wat hev ick
Min lävdag nich seen!"*)

Hierüber ward die Frau sehr böse und züchtigte das Kind stark.

Die Mönken holten sich bald darnach ihr Kind wieder und haben seitdem auch nie ein solches wiedergebracht; wie sie denn überhaupt auch seit dieser Zeit ganz aus allem Verkehr mit den Leuten getreten sind.

---

*) „Ich bin so alt,
Als böhmisch Gold;
Aber so etwas habe ich
Mein Lebtag nicht gesehen!"

Der Steintanz bei Boitin unweit Bützow.

(Von F. Schwenn zu Ludwigslust.)

Geht man auf der Landstraße von Zernin nach Boitin, so kommt man nach einer Wanderung von einer halben Stunde in einen großen Buchenwald, der in Form eines Halbmondes die üppigen Kornfelder mit einem grünen Rahmen umgiebt. Ungefähr zwanzig Schritte vom Saume des Waldes führt ein Fußsteig von dem eigentlichen Wege ab, rechts in das Gebüsch. Verläßt man die Landstraße und folgt den Windungen dieses Pfades, so kommt man nach einer Viertelstunde an das Ufer eines kleinen Waldsees, in dessen blauen Fluthen sich die nahestehenden Bäume spiegeln. Jetzt wird der schmale Steig zu einem breiten Waldwege, an dessen beiden Seiten hohe Buchen stehen. Der Weg führt eine sanfte Anhöhe hinauf. Auf derselben erblickt man, unter gewaltigen, mit Moos und Schorf bedeckten Buchen, mehrere große Steine, welche in drei Kreisen herumstehen oder liegen. Ein kleiner Graben ist um die Steinkreise gezogen. In jedem Kreise mögen sich etwa neun Steine befinden. Unter den Steinen des äußern Kreises ist einer, der mit einem Auftritte versehen ist, und daher mag es kommen, daß man ihm den Namen der Kanzel gegeben hat. In dem einen Kreise liegt ein platter Stein mit dreizehn eingegrabenen, viereckigen Löchern, den man die Brautlade nennt.

Es ist wol mit Gewißheit anzunehmen, daß die Steine Ueberreste gottesdienstlicher Heiligthümer sind, und die alten Wenden hier ihren Göttern geopfert haben. Der angeführte Stein des inneren Kreises zeugt am meisten für diese Annahme, denn man erkennt auf den ersten Blick, daß der Stein einst zum

Opferaltar gedient hat, und die Löcher in demselben sind wahrscheinlich zum Auffangen des Blutes bestimmt gewesen.

Im Munde des Volkes gehet eine Sage über die Entstehung dieses sogenannten Steintanzes. Die Sage erzählt folgendermaßen:

Vor vielen Jahren lag nicht weit von dem Orte, wo man jetzt den Steintanz findet, das Dorf Dreetz.*) Die Bauern dieses Dorfes waren rohe, gottlose Leute und lebten nur dem Genusse dieses Lebens.

Einst feierten diese Bauern eine Hochzeit, zu der viele Gäste eingeladen waren. Es wurde getanzt und geschwelgt bis an den hellen Morgen.

Da wurden einige der Gäste des Tanzes müde und wollten Kegel spielen; aber es fehlte ihnen an Geräthschaften zu diesem Vergnügen. Ihren Vorsatz wollten sie aber einmal nicht aufgeben, und so kamen sie auf den Gedanken, sich aus Würsten und Brot Kegel und Kugeln zu machen.

Das Spiel ging vor sich; aber da kam die Rache des Himmels über sie, und verwandelte in einem Augenblicke die Spieler und die Tänzerkreise in Steine.

Einer der Gäste, ein Schäfer von einem nahen Hofe, hatte den Vorschlag der Frevler nicht gebilligt, sondern vielmehr von dem bösen Beginnen abgerathen. Ihm sagte ein Geist, er würde mit dem Leben davon kommen, wenn er sich auf der Flucht nicht umsähe.

Der Schäfer floh; aber die Neugierde wurde bei ihm stärker, als die Furcht. Schlauer Weise suchte er das Gebot des Geistes zu umgehen, und unten durch die Füße zu sehen;

*) Altes Gemäuer bezeichnet noch jetzt die Lage dieses längst untergegangenen Dorfes.

aber im Augenblicke wurde auch er in Stein verwandelt. Sein Hund, der ihm gefolgt war, theilte sein Schicksal.

So findet man diese beiden Steine bei einer Kathenwohnung in Boitin.

Auch die Brautlade wurde in Stein verwandelt. Jedoch soll aus derselben an jedem Johannistage, um 12 Uhr Mittags, ein rother Faden heraushangen. Wer nun den Muth hat und nur herzhaft zugreift, soll den Schatz, der in der Lade verborgen ist, heben können.

Im Sommer ist der Steintanz ein besuchter Platz; denn täglich kann man kleine Gesellschaften antreffen, welche diese Steine, alte Zeugen aus der wendischen Vorzeit, betrachten. Hunderte von Namenszügen sind in die Rinden der Bäume eingegraben und geben Zeugniß, daß schon Mancher in dem Schatten dieser Riesenbäume geweilt hat.

Es ist auch sonderbar, was für Gedanken sich dem Herzen unter den Zweigen der alten Bäume aufdringen. Der Geist gehet zurück in die Zeit, in der unsere Vorfahren hier ihren Götzen opferten, und man glaubt zuweilen das Geschrei eines armen Kriegsgefangenen zu hören, der hier dem Wendengotte, dem Radegast, bluten mußte. Unwillkürlich steigt bei solchen Gedanken ein Gebet aus tiefster Brust zum Throne des einigen Gottes, der uns aus der Finsterniß des Heidenthums gerissen und uns gegeben hat das helle Licht des Evangeliums!

Das Teufelsgitter in der St. Marienkirche zu Wismar.

In der altehrwürdigen St. Marienkirche zu Wismar befindet sich um den Taufstein ein äußerst kunstreich gearbeitetes eisernes Gitter. Dasselbe hat fast das Ansehen, als wäre es aus lauter durcheinander geflochtenen Stricken, ohne Anfang und Ende, zusammen gesetzt; kurz es ist mit so großer Meisterschaft ausgeführt, daß sich jetzt wol nicht so leicht ein Eisenarbeiter finden dürfte, der ein zweites ähnliches Gitter anzufertigen im Stande wäre.

Der leibhaftige Teufel selbst soll aber auch der geschickte Meister dieses Gitters gewesen sein.

Der Schmied nämlich, bei dem man in alten Zeiten ein recht künstliches Gitter um den Taufstein in der St. Marienkirche bestellt, hatte sich vorgenommen, eine so vorzügliche Arbeit zu liefern, daß die Nachwelt noch seinen Namen mit Bewunderung nennen solle. Da er dies aber nicht konnte, so rief er sich den Teufel zur Hülfe. Dieser erschien auch sogleich und erklärte sich bereit, für den Schmied ein so kunstvolles Gitter zu arbeiten, wie es noch keines Menschen Auge geschauet; jedoch nur unter der Bedingung, daß er ihm dafür seine Seele verschreibe.

Der von Ehr- und Ruhmsucht aufgeblähete Schmied willigte in seiner Verblendung ein, und bald stand auch schon das vom Teufel angefertigte Gitter da. Alle Welt bewunderte dasselbe und rühmte und pries des Meisters große Geschicklichkeit.

Zu spät aber bereuete der Schmied sein eitles Beginnen;

nach kurzer Zeit schon ereilte ihn der Tod, und der Teufel ging mit seiner Seele zur Hölle. Die Welt aber erfuhr es nur zu bald, wer der eigentliche Verfertiger des Gitters gewesen sei, und um welchen Preis sich der Teufel dazu verstanden habe.

Von der grossen Feuersbrunst in Rostock und dem Ursprunge der schwaanschen Kuchen.

(Von A. C. F. Krohn zu Penzlin.)

Unter den Denkwürdigkeiten, mit deren Aufzählung der großherzoglich mecklenburg-schwerinsche Kalender beginnt, findet sich auch die große Feuersbrunst zu Rostock vom Jahre 1677 erwähnt

Das Andenken an solche und ähnliche Ereignisse pflegt sich noch lange nachher an dem Orte zu erhalten, wo sie geschehen sind. Die mündliche Ueberlieferung bringt sie von Geschlecht zu Geschlecht. Aber je weiter man sich von der Zeit des Ursprunges entfernt, desto mehr gehen auch die Einzelheiten, welche die Augenzeugen und vielleicht auch noch deren nächste Nachkommen mit gewissenhafter Treue erzählten, verloren. Zu dem Geschichtlichen mischt sich unvermerkt Sagenhaftes, bis zuletzt die Erzählung im Laufe der Zeit fast ganz Sage geworden ist, die nur noch dunkel und unbestimmt von der Begebenheit Kunde giebt, der sie ihren Ursprung verdankt. Das geschieht selbst dann nicht selten, wenn man auch durch Aufzeichnung dem Gedächtnisse der nachkommenden Geschlechter zu Hülfe gekommen ist; denn entweder ist das Niedergeschriebene

dem großen Haufen nicht zugänglich genug, oder es wird auch von ihm nicht gehörig beachtet.

So ist auch die Geschichte von der obenerwähnten Feuersbrunst*) und dem, was damit zusammenhängt, bereits halb

*) Es wird den geehrten Lesern gewiß nicht unlieb sein, wenn ich ihnen das hier mittheile, was Reinhold in seiner Chronik der Stadt Rostock S. 232 ff. über diese Feuersbrunst berichtet. Er sagt dort also:

1677 den 11. August brach eine erschreckliche große Feuersbrunst aus um halb neun Uhr Morgens. Das Feuer kam aus in des Bäckers Joachim Schulze Haus auf der Altstadt in der alten Schmiedestraße. Grape erzählt nach M. Sandhagen also: Und nahm (das Feuer) in großer Eil schleunigst zu, bevorab, weil nicht sobald Wasser und andere nöthige Instrumenta zum Löschen zur Hand waren, auch die Leute, so retten sollten, (obschon die Sturmglocke gezogen ward) theils auf ihre Handthierung gegangen waren. Dannenhero ist es geschehen, daß das Back-Haus, worinnen viel Holz vorhanden gewesen, in voller Gluth gerathen, und haben die Leute, da sie herzu kommen, wegen des großen Feuers, so herausgeschlagen, nicht retten können, sind also die Flammen in großer Menge auff die negsten Häuser gefallen, haben auch selbige angesteckt, weil sie theils voll ungedreschtes Korn gelegen, woraus denn das Feuer in geschwinder Eil so stark auffgestiegen, daß nicht allein die Häuser gegenüber, sondern auch die in der Wollen-Weber-Straffen, bei der Molken-Brücke, item die oben in der Schmiede-Straffen nach dem alten Markt hingestanden, gantz schleunig und auff einmal sind angegangen. Weil auch der Wind hefftig aus dem Süd-Osten stürmte, ist das Feuer gar schnell fortgegangen, und zwar auf das Kirchspiel S. Peter (welches das Unglück am meisten leider getroffen, inmassen es fast gantz darauff gegangen, wenig Häuser auf dem Kůter-Brock und oben demselben am alten Markt und nach dem Thor belegen, eingenommen welche nebenst der Kirchen übergeblieben) und auch zugleich nach S. Catharinenkirche, welche nebenst sehr wohl gebauten Waysen-Hause und umliegenden Häusern im Mittage schon in die Asche lagen, zugleich hat es auch angefangen zu brennen über die Grube in

und halb zur Sage geworden, obwol seit ihrer Zeit noch nicht volle zwei Jahrhunderte verflossen sind. Man erzählt sich dieselbe aber in Rostock etwa so:

---

der Kramer-Strasse (drinnen des berühmten Herrn D. Henrici Mulleri herrliche Bibliothek gestanden, welche gleichfalls mit verbrannt) und kleine Mönchen-Strasse in S. Marienkirchspiel, darüber denn die Einwohner hefftig geschrocken, und was sie haben retten können, damit sind sie aus der Stadt gewichen, wiewohl ihnen viel von gottlosen Leuten gestohlen worden. Bei welchem Zustande sich kein Mensch recht hat besinnen und retten können, wie es recht damit zugegangen ist, ist Gott bekannt. Kund und offenbahr ist, daß an vielen Orten große quantitäten Pulver, zugleich auch brennenden Lunten mit anderen zubereiten Sachen in und ausser Häusern, so auch die Hacken an den Winden, daß man kein Wasser hat hinaufziehen können, abgeschnitten befunden. Woraus man klärlich, wo nicht den Anfang, doch zum wenigsten die Vergrösserung der Gefahr des Feuers, und was vor Leute vorhanden gewesen, kann ersehen. Daher denn das Feuer wie eine Fluth zugenommen, und die Grube vom Heeringsthore biß an der Molkenbrücken, die Fisch-Bank, Krohnen-Strasse, gantze Krahmer-Strasse, die Mönche-Strasse, Dräger-Strasse bei der Wage, den Schild, die Hege, den Ortsund, den Vogelsang, die Koßfelder-Strasse, die meisten Häuser auf dem Borg-Walle, und in der Lage-Strasse, sammt den Häusern am Strande biß an die Wokrenter-Strassen hat ergriffen und verzehret; und dieses alles fast innerhalb 24 Stunden, wodurch denn die allerköstlichsten Häuser in der Stadt, so von Grund auff von Steinen mit unsäglichen Kosten von den Vorfahren sind erbauet gewesen, darnieder geworfen worden, daß es wohl recht ein Feuer vom HErrn zu nennen gewesen, weil man sonst nicht begreiffen kan, wie solches zugegangen. Die Hefftigkeit des Feuers hat gewähret von halb Neun des Sonnabends, die gantze Nacht hindurch biß an den Sonntag Morgen, da weil der Markt und das Rath-Hauß, etlichen der Einwohner, welchen der Wind abstund, mit Macht den Schuster-Schütting und die Häuser im Ortsund nach dem Markt hin angefangen

Es sind schon einige hundert Jahre her, als in der Alt-Schmiedestraße in einem Bäckerhause Feuer ausbrach. Dies Haus stand neben dem Eckhause an der großen Goldstraße, nach dem alten Markte zu. Das Eckhaus — es soll dasselbe gewesen sein, was man noch heute dort sieht — blieb stehen, weil der Wind aus Süden wehete, dafür aber breitete

zu retten, und durch Gottes Hülfe auch gerettet, solches geschahe auch durch die Einwohner und andere Christl. Hertzen bei S. Marien-Kirche, die gleichfalls in Gefahr, item oben an der Koßfelder-Strassen, item an etlichen Häusern am Borg-Wall und in der Lage-Strassen. Beim Wokrenter-Thore ward es auch des Sonntags Nachmittags gelöschet, und die Einwohner nicht wenig durch einen gelinden Regen zum Retten angefrischet, dem dann Gott Lob am Sonntage und folgendes ein großer starker Regen gefolget, wodurch das hie und dort brennende Feuer negst fleissiger Wache der Einwohner und Hülfe derer von Ihro Hochfürstl. Durchlauchtigkeit von Güstrow (die auch selbst zugegen gewesen) mitgebrachten und gesandten Leuten mit Instrumenten gäntzlich gedämpffet. Wie hefftig der Brand gewesen, ist daraus abzunehmen, daß in so kurtzer Zeit 700 steinerne Häuser, die Wohn-Keller nicht einmahl mitgerechnet, sind darnieder gefallen, unter denen auch die schöne Catharinen-Kirche, das überaus stark und wohl gebauete Weysen-Hauß, drey Hospitalien, als Bröckers auf dem alten Markt, S. Jürgen fürm Borgwell-Thor, und das Lazaret fürm Heerings-Thor. Der Schade hat nicht allein die Leute in der Stadt, sondern auch das gantze Land herum, so ihre Güter hier wegen der herum liegenden Soldaten in Sicherheit gebracht, getroffen. Es hat zum Gedächtniß dieses göttl. Straff-Gerichts der selige Herr M. Rembertus Sandhagen Pastor zu S. Nicolai eine Predigt gehalten über das Evangelium Domin IX. post Trinit. und zwar an dem darauff folgenden Dienstag (denn an dem Sonntage ist in der gantzen Stadt keine Predigt gehalten worden) selbige Predigt ist gedruckt worden unter dem Titel: „Bestraffte Haushaltung der Stadt Rostock. Dabei ein Bericht von dieser Feuers-Brunst, welchen wir hier gefolget. 2c. 2c.

sich das Feuer mit ungeheurer Schnelligkeit nach dem alten Markte und nach der Neustadt zu aus und legte binnen 24 Stunden über die Hälfte von der ganzen Stadt nebst einer Kirche in Asche.

Niemand vermogte dem entfesselten Elemente Einhalt zu thun. Die geängsteten Bewohner hatten schon alle Hoffnung aufgegeben, noch etwas von ihrer lieben Stadt zu retten und waren nur darauf bedacht, sich und die Ihrigen nebst den wenigen Habseligkeiten, die sie noch etwa geborgen, in Sicherheit zu bringen, als der Herzog von Güstrow,*) gleich einem rettenden Engel, erschien.

Derselbe hatte sich auf die Kunde von dem Unglück gleich mit seinem Gefolge auf die Pferde geworfen und kam nun im gestreckten Galopp von seiner Residenz Güstrow herüber, gerade noch zur rechten Zeit, um die Stadt vor gänzlichem Untergange zu bewahren.

Dieser Herzog verstand sich nämlich, wie die Sage weiter berichtet, auf die Kunst des Feuerbesprechens, und da er sah, daß hier mit gewöhnlichen Mitteln nicht mehr zu helfen sei, machte er ungesäumt von derselben Gebrauch. Er umritt dreimal die Brandstätte, wobei er hölzerne Teller mit allerlei Zauberzeichen versehen, in die Flammen warf, und jagte dann im gestreckten Galopp durch die verwüstete Stadt dem Mühlendamme zu in eine Pferdeschwemme, die Börnung genannt,

---

*) Herzog Gustav Adolph von Mecklenburg-Güstrow wurde am 25. Februar 1633 geboren, regierte vom 2. May 1654 und starb am 6. October 1695, womit zugleich das Herzogthum Mecklenburg-Güstrow — wozu auch Stadt und Herrschaft Rostock zählte — zu bestehen aufhörte, da Gustav Adolph's beide Söhne schon vor ihrem Vater gestorben waren.

Der Herausg.

hinein; das Feuer hinterdrein, denn es vermogte seiner Besprechung nicht zu widerstehen, nnd löschte sich also selbst im Wasser.

So war denn doch wenigstens noch ein gut Theil von der Stadt gerettet, die sonst wol ganz wäre verloren gewesen. Aber es drohete nun derselben eine andere Noth. Mit dem abgebrannten Theile waren nicht nur fast alle Backhäuser, sondern auch die meisten Vorräthe an Mehl und Korn vernichtet, und so stand, wenn der Herr nicht auf wunderbare Weise Hülfe schaffte, mit Recht eine Hungersnoth zu befürchten. Doch des Herrn helfende Hand ist uns gewöhnlich dann am nächsten, wenn wir nicht mehr wissen, wo aus noch ein. Und so wußte der Herr auch hier rechtzeitig die Herzen der Nachbarn zu herzlichem Mitleiden zu bewegen.

Kaum erfuhren nämlich die Bäcker in den umliegenden Städten, wie traurig es in Rostock stand, als sie sich auch schon beeilten, den so schwer Heimgesuchten Mundvorrath zuzuführen, und so wenigstens in etwas ihre große Noth zu lindern. Die ersten, welche kamen, waren die Schwaaner, vielleicht weil ihre Stadt die nächste war.

Hatten nun die Schwaaner in echt christlicher Weise ihren bedrängten Nachbarn zur Zeit der Noth beigestanden, so wollten diese es auch wiederum nicht unterlassen, auf irgend eine Weise ihren Dank zu bethätigen, und so erlaubte man ihnen denn, was man sonst Keinem vorher noch nachher gestattet, alljährlich einmal mit solchem Weißbrod nach Rostock zum Verkauf zu kommen, als sie es zur Zeit der Feuersbrunst dorthin gebracht hatten.

Dies geschah denn auch, und zwar am Gründonnerstage.

Indem man den Schwaanern diese Vergünstigung zugestand, wollte man gewiß auch das Andenken an ihre helfende Liebe unter den Nachkommen erhalten. Aber, wie das so geht,

der Mensch hat in Bezug auf empfangene Wohlthaten von Haus aus ein schlecht Gedächtniß und ist meist angst, daß er, was das Danken anlangt, zu viel thut; und es scheint auch bei den Rostockern in diesem Punkte nicht viel besser bestellt gewesen zu sein, wenigstens erschwerte man den guten Schwaanern die Ausübung der ihnen gewordenen Vergünstigung durch allerlei Förmlichkeiten dermaßen, daß man allem Anscheine nach ihnen die Sache so bald als möglich verleiden wollte. Es war nicht genug, daß sie nur an einem bestimmten Tage erscheinen durften, sie durften sich auch nicht früher als am Gründonnerstage selbst mit ihrer Waare in der Stadt sehen lassen. Zu dem Ende mußten sie in einem Wirthshause vor der Stadt übernachten, wenn sie schon am voraufgehenden Abend anlangten, und dort bis zum Morgen warten. Schlag sechs Uhr war die Zeit, wo sie einpassiren durften. Dann erwartete sie einer der Gewettsdiener am Steinthore und visitirte ihre Pässe. Waren diese richtig befunden, so konnten sie ungehindert in die Stadt einziehen; mußten sich aber gleich nach dem Markte zum Verkauf ihres Brotes begeben. Da konnten sie denn so gut handeln, als es gehen wollte. Zu Mittag mußten sie aber schon wieder den Markt räumen und mit dem Schlage Zwölf aus der Stadt sein. Auch hierauf hatte der Gewettsdiener genau zu achten und den etwaigen Uebertretern dieses Gebotes ihre Waaren abzunehmen.

Die Schwaaner ließen sich aber durch dergleichen nicht in der Ausübung ihres wohlerworbenen Rechtes irre machen. Die dortigen Bäcker schickten vielmehr fortan regelmäßig ihre „schwaanschen Kuchen" nach Rostock zu Markte, damit nicht durch Nichtausübung diese ihre alte Gerechtsame verjähre. Die rostocker Bäcker hingegen traten den schwaanern gegenüber bald als Concurrenten auf, indem auch sie anfingen, am Gründon-

nerstage schwaansche Kuchen zu backen und in ihren Häusern feil zu bieten.

Die schwaanschen Kuchen — gleichviel ob von Rostockern oder Schwaanern gebacken — sind noch immer in Rostock gang und gäbe und regelmäßig erscheinen am Gründonnerstage während der bestimmten Zeit die schwaaner Bäcker mit denselben auf dem neuen Markte.

Noch immer besteht die alte Sitte in Rostock, daß dann die Eltern ihren Kindern und die Herrschaften ihren Dienstboten solche Kuchen schenken; wie sich denn auch Freunde und Verwandte, kurz alle Welt gegenseitig und unter einander an diesem Tage durch schwaansche Kuchen erfreut und beschenkt, darin schmauset und sich, oft bis zum Uebermaße, gütlich damit thut.

Die Erlösung eines Ruhelosen bei der Brücke zwischen Bargensdorf und Stargard.

(Von F. C. W. Jacoby zu Neubrandenburg.)

Eines Abends im Spätherbst, die Uhr mogte neun sein, sagte eine Bauerfrau zu ihrem Manne, sie habe ganz und gar vergessen, ihm mitzutheilen, daß ihr hausbacken Brod all und auch gar kein Mehl mehr vorräthig sei. Er müsse wol noch heute Abend mit Korn nach der stargarder Mühle fahren, damit sie Mehl kriege und morgen backen könne.

Der Bauer sieht die Nothwendigkeit ein, macht sich zur Fahrt fertig und ist bald darauf unterwegs.

Stargard ist in kurzer Zeit erreicht, in der Mühle läßt er sein Korn mahlen und fährt dann zurück.

Auf dem Heimwege singt der Bauersmann das Abendlied: „Nun ruhen alle Wälder" u. s. w. und als er bis zu der Stelle gekommen ist: „Meine Augen steh'n verdrossen, im Hui sind sie geschlossen", ist er gerade bis zu der Brücke gelangt, welche an der Grenzscheide zwischen dem stargardschen und bargensdorfer Felde liegt. Eine Stimme ganz in der Nähe — sie schien unter der Brücke herauszukommen — fährt fort zu singen: „Wo bleibt dann Leib und Seel'?" hält aber mit diesen Worten auch auf.

Den Bauer überfällt eine namenlose Angst, die Pferde werden unruhig und er vermag sie nicht über die Brücke zu bringen. Alles Hin- und Herzerren, alles gütliche Zureden bringt die Pferde nicht von der Stelle, er muß zuletzt zitternd an allen Gliedern vom Wagen steigen, die Pferde bei dem Gebiß anfassen und sie auf diese Weise über die Brücke leiten. Dann setzt er sich mit beklommenem Herzen und unbeschreiblicher Beängstigung wieder zu Wagen und seine Pferde laufen, was das Zeug halten will, mit dem Wagen nach Hause.

Im Schweiß gebadet und seiner Sinne kaum mächtig, tritt der Geängstigte in seine Wohnung und es währt eine lange Zeit, ehe er sich so weit gesammelt hat, um seiner Frau das Erlebte mittheilen zu können. Nachdem auch sie sich von ihrem Erstaunen erholt, meint sie, es wäre das Beste, wenn er am andern Tage zu ihrem Pastor in Stargard gehe, dem sein Erlebniß mittheile und ihn um Rath frage.

Dies geschieht denn auch. Der Pastor räth einfach, daß wenn der Bauer wieder einmal zur Abend- oder Nachtzeit die Brücke passiren müsse, er dieselben Worte singen solle, und im Falle wieder eine Stimme die bezeichneten Worte zu singen

fortfahren würde, er mit den Worten des Liedes weiter singen und antworten solle.

Diesen Rath verspricht der Bauer zu erfüllen und es währt nicht lange, als sich ihm schon Gelegenheit dazu bietet.

In einer späten Stunde führt ihn der Weg wieder über die Brücke und er singt abermals: „Mein' Augen steh'n verdrossen, im Hui sind sie geschlossen;" da hört er jene Stimme zu singen fortfahren: „Wo bleibt dann Leib und Seel'?" Und ruhig singt er nun weiter: „Nimm sie zu Deinen Gnaden, sei gut vor allem Schaden, Du Aug' und Wächter Israel!"

Kaum hat der Bauer diese Worte beendet, so ruft die Stimme freudig einige Mal: „Erlöst! Erlöst!" Die Pferde gehen ruhig über die Brücke und nie zeigt sich, oder hört man dort etwas wieder.

Brandt's Kreuz in der rostocker Heide bei Rostock.

(Von J. J. F. Giese zu Strohkirchen.)

Dort hinter großen, heidenreichen Horsten,
Nicht fern vom Strand der wilden Baltschen-See,*)
Tief in dem Dickicht meilengroßer Forsten,
Dem sichern Haus' der Eber, Hirsch' und Reh',
Dort in der ganzen Gegend schönstem Reiz,
Dort steht auf kleiner Höh' ein einsam Kreuz.

Das Kreuz mit seiner Inschrift, oft bewundert,
Wenn es der Fremdling tief im Walde fand,
Erinnert an das vorige Jahrhundert,

*) Ostsee.

Erinnert an den alten Jäger Brandt,
Der hier auf eine graunerregend Art,
Von einem wilden Bär*) zerrissen ward.

Der Jäger, wilder, wie die wildsten Bären,
Die im Reviere jemals er gesehn,
Stand lange, lange schon in dem Begehren,
Mit Satanas ein Bündniß einzugehn;
Er hatte schwer gefrevelt und geflucht
Und somit Satans Beistand nachgesucht.

Doch Satanas ist niemals ihm erschienen,
Hat niemals ihn mit seinem Dienst erfreut;
Was sollte er dem Höllenkind noch dienen,
Der lange schon des Teufels sichre Beut'!
Er hat die Bosheit nur in ihm genährt,
Daß seine Sünde furchtbar sich gemehrt.

Einst hörte er aus einer Teufelssage:
„Oblat' im Weltgebrauche muß bescher'n."
Drum eilte er am Grünendonnerstage
Nach Növershagen hin, zum Tisch des Herrn;
Jedoch sein nur zum Schein zerknirschtes Herz,
Es fühlte nichts von Reu' und Sündenschmerz.

Ihm wurde Brod, der Leib des Herrn gegeben,
Ihm wurde Wein, das Blut des Herrn gereicht.
Doch dieser Frevler suchte ja kein Leben,
Er suchte Brod, und solches wurd' ihm leicht;
Geweihtes Brod für seiner Büchse Schlund,
Das suchte er und fand's in seinem Mund.

*) Keuler, Eber.

„Ihr Donnerwetter," tobte jetzt der Wilde
Den stillen Heidejägern in das Haus,
„Wollt Ihr mit mir sogleich in das Gefilde
Und in's Gebüsch zur Eberjagd hinaus!!
Von tausend Teufeln wird Euch heut gezeigt,
Wie Brandt, ihr Bruder, seinen Zweck erreicht!"

Doch keiner dieser Leute wollte gehen,
Als sie den schweren Frevel Brandt's gehört;
Sie sahen schon den Teufel bei ihm stehen
Und sah'n die Krallen schon zu ihm gekehrt.
„„Ja,"" sprachen sie, „„wir geh'n nach unsrer Pflicht,
Mit Dir und Teufeln aber geh'n wir nicht!""

Jetzt mußte die Oblat' mit der Patrone
Hinunter in den engen Eisenschlund;
Und fluchend sprach dabei der Jäger: „Schone
Selbst ihn dort nicht, den stolzen Höllenhund;
Denn er, er hat den Bund mit mir verlacht,
Den jetzt ein Anderer mit mir gemacht!"

Bald tobte er hinaus in Wald und Heide,
Bald sah er auch den besten wilden Bär;
Bald jauchzt er laut, bald hüpft sein Herz vor Freude,
Denn ihn zu treffen war ja jetzt nicht schwer.
Er war zu Schuß, — Brandt zielt', — er drückte los,
Und ächzend lag der Bär im weichen Moos.

Schnell sprang der Jäger zu auf seine Beute
Wildhöhnend sprechend: „Ja, die Kunst ist gut!
Mein Meister kennet seine guten Leute,

Er spendet Glück und fordert nur das Blut!"
Doch er, der sich ob seines Frevels freut,
Wird heute noch des Tod's und Teufels Beut'.

Der Eber hebet sich mit seinen Hauern
Und schlägt sie grimmig in des Feindes Fleisch.
Ach, da ergreift das Höllenkind ein Schauern,
Er hebet seine Stimme mit Gekreisch
Und schreiet Teufel, Gott und Menschen an,
Doch Niemand hört's, der Hülfe schaffen kann.

Der Eber würget, reißet, fleischt und beißet
Gar fürchterlich in Brandtens Eingeweid'.
Doch Niemand sieht's, der ihm die Beut' entreißet,
Und der es wehrt, als er sie gar zerstreut.
Gedärme, Fleisch und Knochen wirft der Bär
In Wald und Heid', in Gras und Moos umher.

So finden ihn die ihm gefolgten Seinen,
Nachdem sie eine schreckensvolle Nacht
Mit Flehn und Beten, Fasten und mit Weinen
Um den verworfnen Meister zugebracht.
Sie sammeln seine Rest' voll Gram und Leid's
Und pflanzen auf den Hügel dann das Kreuz.

Der Zeiten Jahr hat oft das Kreuz benaget,
Oft war vom Wild' des Waldes es verletzt,
Dann haben Rostock's Förster es beklaget
Und neu es an den alten Platz gesetzt.
Und auch der Hügel, er ist stets erhöht,
Wenn ihn der Sturm der Zeiten hatt' verweht.

Das heilige Blut und die Judenverbrennung zu Sternberg.

I.

An dem südwestlichen Ende der Kirche zu Sternberg befindet sich ein Anbau, die heilige Blutskapelle genannt, wo in katholischen Zeiten das damals so hochberühmte heilige Blut aufbewahrt und verehrt wurde. Ueber die Entstehung dieses wunderbaren heiligen Blutes berichten nun Geschichte und Sage Folgendes:

Um das Jahr 1492 lebte in Sternberg ein wohlhabender Jude, Eleazar mit Namen. Dieser hing mit jener seinem Stamme eigenen Zähigkeit an den Satzungen seiner Väter, und oft schon hatte auch er dieserhalb, wie so viele seiner Glaubensgenossen, von Seiten der Christen Beleidigungen und Kränkungen erdulden müssen. Auf's Tiefste hierüber verletzt und erzürnt, aber zu feige, um öffentlich aufzutreten, sann er darauf, im Geheimen Rache zu üben. Auch er wollte den Glauben der Christen, das, was ihnen heilig, verspotten; jedoch auf eine andere Weise, auf eine ärgere Art, als jene es mit seiner Religion gemacht. Bald fand sich hierzu auch eine passende Gelegenheit.

Es wohnte nämlich zu dieser Zeit ein Priester in Sternberg, Peter Däne, der Vicar am Altare aller Heiligen in dortiger St. Marien-Kirche war. Dieser hatte einmal in großer Geldverlegenheit einen Grapen oder metallenen Topf um vier Schillinge *) bei Eleazar versetzt. Der versetzte Grapen oder

*) Der Werth des Geldes war bekanntlich zu damaligen Zeiten ein viel, viel höherer als jetzt.

Topf aber gehörte nicht dem Priester, sondern seiner früheren Köchin, einem trunksüchtigen Weibe, welche er kurz zuvor, nach den vom Bischofe Conrad Loste zu Schwerin veröffentlichten Synodalbeschlüssen, hatte entlassen müssen.

Das Weib kam nun täglich zu ihrem ehemaligen Herrn und verlangte ihren Grapen. Peter Däne fehlte es aber noch immer an dem nöthigen Gelde, um denselben einlösen, sowie auch dem Juden die unterdeß schon bedeutend angewachsenen, wucherischen Zinsen bezahlen zu können.

Da das betrunkene Frauenzimmer aber immer heftiger ihr Eigenthum zurückforderte, ja zuletzt gar mit Gewalt und Anzeige beim Bischofe &c. drohete, so ging der Priester, um sich das wüthende Weib vom Halse zu schaffen und weiteren Skandalen vorzubeugen, endlich selbst zum Eleazar, und bat ihn flehentlich um Rückgabe des Grapens und Fristung seiner Schulden.

Dieser aber wollte hiervon nichts wissen und sich auf kein unsicheres Borgen und dergleichen einlassen. Da erbot sich denn zuletzt Peter Däne in seiner Noth, dem Juden, gegen Rückgabe des Grapens, so lange einen Kelch von dem Altare, an welchem er als Priester angestellt war, als Pfand auszuliefern, bis er seine sämmtlichen Schulden getilgt haben würde.

Eleazar wollte anfänglich auch hierauf nicht eingehen, sondern bemühte sich, die jetzige Noth des Priesters, wo möglich sogleich, zur Ausführung seines längst gehegten Racheplanes gegen die ganze Christenheit zu benutzen und auszubeuten. Deshalb machte er dem Peter Däne den Vorschlag: er wolle ihm den Grapen unter der Bedingung wieder zurückgeben, und damit zugleich auch allen seinen Schuldforderungen entsagen, ja ihm noch obenein einen halben Gulden dazu schenken, wenn

er, der Priester, ihm dafür zwei geweihete Oblaten oder Hostien ausliefern werde.

Peter Däne weigerte sich aber standhaft gegen ein solches Ansinnen und wiederholte immer dringender sein früheres Anerbieten.

Nach vielem Bitten und Flehen gab denn der Jude auch endlich nach, lieferte dem Priester den Grapen aus und empfing dafür den beregten Kelch zum Pfande.

Teuflisch lächelnd zog der schlaue Jude damit ab. Jetzt hatte er den Peter Däne ja ganz in Händen, der sich nun schon seinem Willen fügen mußte und sollte; denn fest war Eleazar entschlossen, dem Priester nicht eher das heilige Gefäß herauszugeben, bis er von ihm erlangt, was er wünschte.

Als nun nach einiger Zeit Peter Däne nothwendig den verpfändeten Kelch gebrauchen mußte, da mußte er sich auch dem Ansinnen des boshaften, starrköpfigen Juden fügen. Und so weihete er denn in seiner größten Noth und Angst am Siebenbrüdertage, den 10. Juli 1492, auf dem Altare aller Heiligen in der sternberger Kirche zwei Oblaten, und wickelte sie in ein Stück Seide, welches er von der Decke eines andern dortigen Altars, des der heiligen drei Könige, abgeschnitten hatte. Am andern Tage übergab er sie dem Juden, welcher ihm dafür den Kelch wieder auslieferte, ihm den versprochenen halben Gulden gab und endlich auch noch allen weiteren Forderungen an Peter Däne entsagte.

Somit fügte also der pflichtvergessene Priester zu seinem ersten Verbrechen noch ein zweites, viel größeres, — den schändlichsten Mißbrauch seines heiligen Amtes, — um dadurch das erste zu bemänteln und es so vor den Augen der Welt zu verbergen. Und erreichte er nun auch wol vorläufig seinen Zweck, blieb auch anfänglich Alles den Menschen verschwiegen, so

konnte es doch Gott nicht verheimlicht werden; Er war's, — wie wir später erfahren werden, — der Alles an das Tageslicht brachte und die Frevler dem Gerichte überlieferte.

Triumphirend brachte der Jude das heilige Sacrament nach Hause und übergab es seinem Weibe, die es darauf in eine Tonne mit Federn versteckte, welche zur Aussteuer ihrer Tochter bestimmt waren.

Bald darnach, am 20. Juli, fand die Hochzeit von Eleazar's Tochter mit dem Juden Simon statt. Zu derselben war eine große Menge Glaubensgenossen aus vielen Städten des Landes eingeladen und auch erschienen; alle aber waren Gesinnungsgenossen des Hochzeitsvaters, denn auch sie haßten, so wie er, die Christen gar sehr.

Schon am Morgen des Hochzeitstages, um 8 Uhr, mußte Eleazar's Weib, auf das Geheiß ihres Mannes, die geweiheten Oblaten hervorholen. Dieser ging damit in eine Laube hinter seinem Wohnhause, legte die eine derselben auf einen dort stehenden eichenen Tisch und begann nun im Vereine mit seinem Schwiegersohne, Simon, und noch drei anderen Juden, Michael Arons Sohn aus Neu-Brandenburg, Schünemann aus Friedland und Salomon aus Teterow, lästernd und höhnend das Heiligthum mit Nadeln zu durchstechen, woraus sofort etwas Blut tropfte. Erschreckt hierüber packte er alsbald beide Oblaten wieder zusammen und verwahrte sie sorgfältig.

Als aber am späten Abende die Gemüther der Hochzeitsgäste von den reichlich genossenen Getränken erhitzt und aufgeregt waren, als die Lust ihren Gipfelpunkt erreicht hatte und überall die froheste Stimmung und grosse Ausgelassenheit herrschte, da holte Eleazar noch einmal die beiden Oblaten hervor. Hohnlachend brachte er sie in das große Gesellschaftszimmer und forderte seine Gäste auf, jetzt einmal recht derbe

mit ihm den Gott der Christen zu verspotten und sich so für die häufig von ihnen erlittene Unbill zu rächen.

Und williges Gehör, allgemeinen Anklang fand diese Aufforderung; denn Alles stürzte sich sogleich fluchend und schreiend mit fanatischer Gier auf das heilige Sacrament und stieß und stach mit Messern oder Nadeln darnach. Besonders zeichneten sich hierbei, außer den schon genannten fünf Juden, auch noch Sitan Kaszeriges aus Franken, David aus Parchim, Meister Leispe, Israel und Hamburger aus Sternberg und Andere durch ihre blinde Wuth aus.

Auch jetzt quoll sofort wieder Blut aus den durchbohrten Oblaten, aber diesmal nicht tropfenweise, wie am Morgen, sondern in so großer Masse, daß allen Juden angst und bange wurde. Diese Angst steigerte sich aber bald zum höchsten Entsetzen, als es Eleazar's Weib weder durch Wasser, noch durch Feuer gelingen wollte, das Blut zum Stillestehen zu bringen, geschweige die Oblaten zu vernichten.*)

---

*) Solche und ähnliche Geschichten, von dem Durchbohren geweiheter Oblaten oder Hostien durch die Juden, kommen überall im Mittelalter vor, so soll z. B. auch in Krakow und Güstrow schon früher Aehnliches passirt sein. In Krakow hatten sich nämlich schon im Jahre 1325, und in Güstrow in Jahre 1330 die Juden geweihete Oblaten zu verschaffen gewußt, und dieselben alsdann durchstochen, wornach ebenfalls sogleich Blut geflossen sein soll. In Güstrow wurde dieserhalb 1330 die ganze dort wohnende Judenschaft verbrannt.

Heiliges Blut gab es ferner auch noch in Mecklenburg zu Doberan und zu Schwerin, jedoch hatte beides einen andern Ursprung, wie das von Krakow, Güstrow und Sternberg. Das in der bei der Kirche zu Doberan, noch jetzt sehr gut erhaltenen kleinen heiligen Blutskapelle früher aufbewahrte und verehrte heilige Blut soll schon sehr früh entstanden sein, und zwar, wie wir schon auf Seite 213 bis 215 des ersten Bandes

Da traten denn schaudernd alle Hochzeitsgäste zusammen und schwuren sich untereinander durch einen Eid die Geheimhaltung des Vorgefallenen zu. Alsdann wickelte man die blutenden Oblaten in ein dickes wollenes Tuch fest zusammen, rief darauf die bei Eleazar dienende christliche Magd herbei und übergab ihr das Päckchen mit der Weisung: dasselbe so schnell als möglich vor die Stadt zu tragen und es dort in den Mühlenbach zu werfen.

Sträubte sich auch wol anfangs die Dienstmagd hiergegen, — denn draußen stürmte der Wind, der Regen fiel in Strömen und rabenschwarz war die Nacht, — überfiel sie auch wol ein eigenthümliches, ängstliches Gefühl, so gehorchte sie doch bald, als man ihr ein Stück Geld zum Lohne versprach, und eilte mit dem Empfangenen fort, nicht ahnend, was sie trage.

---

gehört haben, durch eine Oblate, die ein Schäfer aus Steffenshagen im Munde bei sich behalten und darnach, zum Schutze seiner Heerde, in seinen Hirtenstab eingeschlossen hatte. Das heilige Blut zu Schwerin aber wurde in der bekannten, jetzt zur fürstlichen Gruft eingerichteten, hinter dem Altare im schweriner Dome befindlichen heiligen Blutskapelle aufbewahrt und verehrt. Dasselbe soll aus einem in einen Jaspis eingeschlossenen Tropfen des wirklichen heiligen Blutes Jesu Christi bestanden haben. Der Graf Heinrich I. von Schwerin — gestorben 1228 — hatte es von seinem Kreuzzuge 1220 aus Jerusalem mitgebracht.

Obgleich nun auch an allen genannten Orten dem heiligen Blute eigne Kapellen errichtet wurden, so gelangte doch keins davon lange nicht zu dem Ansehen und der Berühmtheit, als das später in Sternberg entstandene.

Mit der Reformation ist auch aus den genannten fünf Orten des Landes das heilige Blut verschwunden, und hat natürlich von dieser Zeit an die öffentliche Verwahrung desselben in Mecklenburg ganz aufgehört.

Mit heimlichem Bangen und im Fluge durchwandelte die Magd die menschenleeren Straßen der Stadt. Doch kaum hat sie das Mühlenthor erreicht, da kann sie plötzlich nicht weiter; wie festgebannt steht sie mit einem Male da, ihr ist's, als sinke sie in das Steinpflaster. Eine entsetzliche Angst überfällt das arme Geschöpf; vergeblich müht sie sich ab, vorwärts zu kommen. Da wendet sie verzweifelt den Blick rückwärts; sie kann zurück, und heimwärts wankt sie durch die schauerliche Nacht.

Bleich und entstellt erreicht die Dienstmagd das Haus ihres Brodherrn. „Was bringst Du mir, Unglückseelige? Zurück mit Dir und Deiner Last!“ ruft ihr der Jude entsetzt entgegen.

„„Ja, wol war's eine Last, was Ihr mir gabet!““ haucht todesmatt die Arme und sinkt entseelt auf der Schwelle des Hauses, zu den Füßen Eleazar's nieder.

Am andern Morgen aber fanden die Sternberger mit Staunen und Verwunderung, kurz vor dem Mühlenthore in der Stadt, auf einem dort liegenden großen Steine deutlich die Spuren zweier menschlicher Füße eingedrückt. — Als man später den Grund dieses Wunders erfuhr, als man erfuhr, daß Eleazar's Magd mit ihrer heiligen Last auf ihrem nächtlichen Gange hier eingesunken und also vom Steine festgehalten worden sei, da hob man denselben aus dem Pflaster und mauerte ihn, zur ewigen Erinnerung an diese wunderbare Begebenheit, in die äußere Wand der dortigen Kirche.

Eleazar mußte nun schon, wenn auch mit größtem Widerstreben, die unheilvollen Oblaten wieder an sich nehmen und für die fernere Geheimhaltung seines Verbrechens sorgen, da er nur zu gut wußte, welche Strafe seiner sonst harre. Er wickelte deshalb dieselben wieder aus dem Tuche und übergab sie seinem Weibe, die sie vorläufig in einem hölzernen Leuchterkopf barg. Als aber kaum der neue Tag zu dämmern begann,

da eilte sie schon damit zum Priester Peter Däne, und mit den Worten: „Hier habt Ihr Euren Gott wieder, verwahret ihn!“ drückte sie ihm das geschändete Sacrament in die erstarrten Hände, und rannte flugs davon.

Peter Däne, außer sich vor Entsetzen und voller Reue über seinen großen Leichtsinn, nahm sich sofort vor, die noch immer blutenden Oblaten, sobald als irgend möglich, wieder zurück in die Kirche zu bringen, oder sie sonst auf dem Kirchhofe zu vergraben. Da er aber diesen seinen Vorsatz nicht unbeobachtet ausführen konnte, so eilte er spät Abends auf den Hof des damals schon sehr verfallenen und leerstehenden fürstlichen Schlosses, und vergrub sie dort an der Stadtmauer.

Bald hiernach aber schon begannen allerlei dunkle Gerüchte die Stadt zu durchlaufen. Das wunderbare, plötzliche Erscheinen der Fußspuren auf dem großen Steine in der Straße vor dem Mühlenthore, der unerklärlich schnelle und eigenthümliche Todesfall der Dienstmagd des Eleazar, sowie sein eigenes hastiges Verschwinden aus Sternberg rc. hatte allgemeines Aufsehen erregt, und nach und nach wurden denn auch schon allerlei Vermuthungen laut.

Nicht lange, so wurde dies Alles auch auswärts bekannt und drang endlich selbst zu den Ohren der regierenden Herzoge, sowie zu denen der höchsten geistlichen Behörden des Landes.

Nach Andern war es Peter Däne selbst, der zuerst die Aufmerksamkeit der Fürsten und Behörden erregte, indem er persönlich nach Schwerin reiste und Anzeige von der Entweihung des heiligen Sacramentes machte; wobei er aber wohlweislich seine eigene, große Schuld und den argen Mißbrauch seines Amtes verschwieg. Denn einfach gab er nur an, ein Geist sei ihm erschienen, habe ihm einen von dem Juden Elea-

zar an zwei geweihten Oblaten verübten Frevel geoffenbaret und ihn somit zur Vergrabung des geschändeten Heiligthums vermogt.

Und in der That soll auch dem Priester immer des Nachts ein Geist erschienen sein und ihm keine Ruhe gelassen haben, weshalb er denn höchsten Ortes in der angegebenen Weise Anzeige machte, indem er hoffte, schon hierdurch Ruhe und Vergebung seiner großen Sünde zu finden. Auch soll dort fortwährend Blut aus der Erde gequollen sein, wo Peter Däne auf dem Fürstenhofe die Oblaten vergraben hatte. Dieser letzte Umstand, die Angst vor Entdeckung, sowie das böse Gewissen kann nun also auch immerhin den Priester zu eigener Anzeige veranlaßt haben.

Dem sei nun wie da wolle, genug, am 29. August 1492 erschienen plötzlich beide Landesherren, die Herzoge Magnus und Balthasar,*) mit großem Gefolge, mit vielen Geistlichen, fürstlichen Räthen und sonstigen Würdenträgern in Sternberg, um selbst an Ort und Stelle strenges Gericht abzuhalten.

Zuerst mußte Peter Däne beide Oblaten wieder ausgraben, die darauf in feierlicher Prozession nach der Kirche getragen und dort einstweilen auf dem Hauptaltare niedergelegt

*) Die Herzoge Magnus II. — geb. 1441, gest. 20. November 1503 — und Balthasar — geb. 1451, gest. 7. März 1507 — waren die beiden jüngsten Söhne des im Jahre 1477 gestorbenen Herzogs Heinrich IV. von Mecklenburg. Nach dem Tode ihres ältesten Bruders, Herzogs Albrecht VI., im Jahre 1483 — ihr zweiter Bruder, Herzog Johann VI., war schon bei Lebzeiten des Vaters, im Jahre 1474, gestorben, — fiel ihnen, da zu dieser Zeit alle andern regierenden herzoglich mecklenburgischen Linien ausgestorben waren, die alleinige Regierung sämmtlicher mecklenburgischer Lande zu.

wurden. Alsdann aber begannen die verschiedenen Verhöre und sonstige, damals übliche gerichtliche Proceduren.

Lange Zeit währte es, ehe es gelang, die Wahrheit herauszubringen; da alle Hauptangeklagten, unter diesen auch besonders Eleazar's Weib, nichts bekannten und Alles hartnäckig ableugneten und Eleazar als den allein Schuldigen hinstellten. Dieser aber war und blieb verschwunden; gleich schon am Tage nach der Hochzeit seiner Tochter hatte er, — wol aus Furcht, daß Alles entdeckt werden könne und seiner dann die größte Strafe harre, — Sternberg heimlich verlassen, und nie ist er dahin wieder zurückgekehrt und Keiner weiß, wo er geblieben.

Schon hofften die Verbrecher mit dem bloßen Schrecken davon zu kommen und bald als unschuldig freigesprochen zu werden. Aber sie irrten sich gar sehr; denn unvermuthet ließ man plötzlich, zu ein und derselben Zeit, alle inländischen Juden, die der Hochzeit im Eleazar's Hause beigewohnt hatten, in ihren verschiedenen Heimathsstädten gefänglich einziehen und sie so nach Sternberg bringen. Am 22. October wurden alle peinlich verhört und nun kam denn auch Alles, der ganze Hergang von der Schändung des Heiligthums, nebst allen Nebenumständen &c., sowie auch Peter Däne's grobe Amtsverletzung vollständig an's Tageslicht.

Hiernach wurde sofort das Urtheil gesprochen, es lautete: „Tod durch das Feuer den Ketzern, den Schändern des heiligen Sacramentes Jesu Christi!“ Und schon am zweiten Tage darnach, am 24. October 1492, wurde dasselbe auch wirklich, in Gegenwart beider Landesfürsten, auf einem Berge vor den Thoren Sternberg's vollzogen.

Es waren ihrer 27 Juden, 25 Männer und 2 Frauen, — Eleazar's Weib und deren nahe Verwandte, die Mutter Simon's, — welche also auf den Holzstoß wandern mußten, um

elendiglich verbrannt zu werden. Sie alle hatten die geweiheten Oblaten entweder durchstochen, oder doch das Verbrechen durch Rath und That mitfördern helfen.*)

Ruhig und gefaßt gingen sämmtliche Verurtheilte den schweren Weg zum Scheiterhaufen. Als der edle Herzog Magnus, dem es gewiß wehe that, ein so hartes Strafgericht vollstrecken lassen zu müssen, unterwegs einen derselben, den Juden Aaron mitleidig fragte: „Warum folgst Du nicht unserm heiligen Glauben, um durch die Taufe mit uns gleicher himmlischer Seligkeit zu genießen?" da antwortete Aaron fest: „„Edler Fürst, ich glaube an den Gott, der Alles kann und Alles geschaffen hat, an Ihn, Dessen Verehrung unsers Volkes Vater, Abraham, und sein Sohn, Isaack, und unsere andern Vorfahren, welche nie von unserm Glauben abgefallen sind, geboten haben. Er, so glaube ich, ließ mich Mensch werden und Jude. Hätte er mich zum Christen haben wollen, so hätte Er mich nicht meinem heiligen Bekenntnisse zugewendet. Wenn es Sein Wille gewesen wäre, hätte ich Fürst sein können, wie Du!"" Da schwieg er und ging trotzig weiter.

Mit festem Muthe, ohne Sträuben und Thränen erduldeten alle Juden den Feuertod; und heilige alttestamentliche Gesänge ertönten von ihren Lippen, bis die hochauflodernden Flammen ihre Stimmen erstickt und somit ihrem Leben ein Ende gemacht hatten.**)

---

*) Eleazar's Tochter, Simon's junges Eheweib, wurde nicht mit verbrannt, sondern war, weil sie unschuldig an dem Verbrechen befunden, freigesprochen worden.

**) Um ferner ähnliche Verbrechen unmöglich zu machen, wurden hiernach sofort sämmtliche in ganz Mecklenburg wohnende Juden des Landes verwiesen. Wer sich von ihnen nicht taufen lassen und Christ werden wollte, sollte innerhalb einer bestimmten, kurzen Frist auswandern. Nur

Den Priester Peter Däne aber hatte man nach Rostock gebracht und vor das dortige geistliche Gericht gestellt. Dasselbe verurtheilte ihn ebenfalls zum Feuertode. Am 13. März 1493 wurde er feierlichst seines geistlichen Amtes entsetzt und des priesterlichen Gewandes beraubt, alsdann aber geschoren und in ein kurzes, weltliches Kleid gesteckt und dem Henker übergeben. Dieser setzte ihn auf einen Schinderkarren, zwickte ihn mit glühenden Zangen an allen Straßenecken, und führte ihn so vom Markte aus vor die Thore der Stadt, auf den Scheiterhaufen.

Auch Peter Däne ging gefaßt in den Tod; still und ergeben erlitt er alle Martern und Qualen und hauchte reuevoll sein Leben aus.

II.

Das heilige Blut war zuerst, wie schon bemerkt, auf dem Hochaltare in der Kirche zur allgemeinen Verehrung niedergelegt worden. Aber der Andrang der Gläubigen nahm bald so zu,

---

wenige ließen sich taufen, alle andern aber mußten mit Weib und Kind, mit Hab und Gut in's Ausland flüchten, da allen Behörden anbefohlen war, mit eiserner Strenge das fürstliche Gebot zu vollziehen.

So verschwanden denn mit einem Male alle Juden aus unserm Vaterlande, und fast 200 Jahre hat es gewährt, ehe sich die ersten derselben hier wieder ansiedelten; denn einentheils verweigerten die verschiedenen Städte ihre Wiederaufnahme, anderntheils soll aber auch Mecklenburg von den jüdischen Rabbinern in den Bann gethan und von ihnen die Rückkehr nach dort verboten gewesen sein. — In Sternberg aber, welches besonders mit dem Banne belegt worden war, gab es 300 Jahre später noch keine ansässigen Juden wieder, obgleich da schon längst wieder in fast allen inländischen Städten solche wohneten.

daß dadurch der gewöhnliche Gottesdienst gestört wurde. Deshalb schritt man bald zum Baue der bereits zu Anfang erwähnten heiligen Blutskapelle.

Hier wurde nun, nach glücklich beendigtem Baue, sofort das heilige Blut in einer prachtvollen Monstranz aufgestellt. Und täglich mehrte sich die Zahl der Pilger, um dasselbe zu verehren; denn schon waren durch das wunderbare Heiligthum wieder Wunder geschehen und bald hörte man von neuen und immer neuen Wundern. Blinde wurden sehend, Lahme gehend, Taube hörend, Aussätzige rein; kurz jede Art von Krankheit wurde geheilt, sobald der damit Behaftete gläubig vor dem heiligen Blute seine Andacht verrichtet und vertrauungsvoll um Heilung seiner Gebrechen geflehet hatte.

So gelangte denn bald das heilige Blut von Sternberg zum höchsten Ansehen, ja zur größten Berühmtheit. Aus allen Himmelsgegenden, nicht allein aus ganz Deutschland, sondern aus ganz Europa wallfahrteten Schaaren von Gläubigen, von Kranken und Gebrechlichen herbei, um hier zu beten und geistiges und körperliches Wohl zu erlangen.

Mit dem immer reger werdenden Besuche der Kapelle mehrte sich auch fortwährend ihr Reichthum; und größer wurden von Tag zu Tag die Schätze, die hier frommer Glaube und Einfalt, oder die Dankbarkeit Geheilter von Nah und Fern zusammen trugen.

Die innere Ausstattung der heiligen Blutskapelle muß aber auch zu dieser Zeit eine äußerst reiche und prunkende gewesen sein; denn allenthalben waren dort die vielen, größtentheils sehr theuren und werthvollen Opfer- und Weihgeschenke zur Schau gestellt. Die meisten Gold- und Silbersachen, namentlich die kleineren derselben, als allerlei heilige Gefäße, Crucifixe, Heiligenbilder und Statuen, Schaustücke und Münzen, Geschmeide

und Spangen, auch ganze Stücke gediegener edler Metalle, sowie kostbare Perlen, Edelsteine und dergleichen mehr, hatte man auf sechs Tüchern ausgebreitet, während die größeren an sonst passenden Orten aufgestellt waren. An den Wänden der Kapelle erblickte man ferner noch viele Krücken, sowie Abbildungen geheilter Glieder, aus Wachs oder edlen Metallen geformt, welche die Geheilten in dankbarer Erinnerung hier aufgehängt hatten. Auch der von Peter Däne verpfändete Grapen oder metallene Topf war hier an einem Pfeiler befestiget, wie auch die eichene Tischplatte, auf welcher die Juden am Hochzeitstage in der Laube hinter Eleazar's Hause zuerst die eine der geweiheten Oblaten durchstochen hatten. Auf dieser Tischplatte war folgende Inschrift angebracht: „Dit is de tafel dar de joden dat hillige sacrament up gesteken und gemartelet hefft, tom Sternberge in jare 1492.“*) Und endlich befand sich auch noch an demselben Pfeiler eine kleine, in Holz geschnitzte Darstellung von der Verbrennung der Juden.

Aber nicht lange dauerte dies goldene Zeitalter des sternberger heiligen Blutes. Mit der Alles erschütternden Reformation und ihrem baldigen kräftigen Vorwärtsbringen, namentlich auch nach Mecklenburg, kam auch das Wunder von Sternberg immer mehr und mehr außer Gebrauch und wurde nur noch selten von auswärts besucht. Bis denn endlich, durch die öffentliche Annahme und Einführung der lutherschen Lehre im ganzen lieben Vaterlande,*) mit der Verdrängung der katholischen Kirche auch dem sternberger heiligen Blute gänzlich der Garaus gemacht wurde.

---

*) Dies ist die Tafel, worauf die Juden das heilige Sakrament gestochen und gemartert haben, zu Sternberg im Jahre 1492.

**) Siehe Anmerkung auf Seite 194 ersten Bandes.

Der Berg, auf welchem das fürchterliche Strafgericht, die Verbrennung der 27 Juden stattfand, und der hiernach den Namen Judenberg erhalten und bis auf den heutigen Tag bewahrt hat, liegt zum lukower Thore hinaus, dicht an der von Sternberg nach Brüel führenden Chaussee. Lange noch sollen auf demselben die Pfähle, woran die unglücklichen Schlachtopfer festgebunden, als man sie lebendig verbrannte, gestanden haben; jetzt ist keine Spur mehr davon zu finden.

Dieser Judenberg ist im ganzen Lande, wenigstens dem Namen nach, allbekannt, und zwar nicht allein schon wegen dieser Begebenheit, sondern auch dadurch, daß hier lange Zeiten hindurch die mit Malchin jährlich wechselnden, allgemeinen mecklenburgischen Landtage eröffnet wurden. Hier nämlich wurden sonst zuerst durch die Gesandten oder Commissarien unserer vaterländischen Landesherren, vor versammelten Ständen von Ritter- und Landschaft beider Großherzogthümer Mecklenburg, die allerhöchsten Gesetzesvorlagen verlesen, und darnach erst die weiteren Verhandelungen in der Stadt Sternberg fortgesetzt. Dieser alte Brauch ist aber bekanntlich 1847 aufgehoben worden, und werden die in Sternberg abzuhaltenden Landtage dafür jetzt in der dortigen Kirche eröffnet.

Die heilige Blutskapelle zu Sternberg ist noch vollständig und recht gut erhalten.

In derselben hängt noch die eichene Tischplatte, auf welcher die Juden zuerst die eine der geweiheten Oblaten mit Nadeln durchstochen haben sollen. Die alte Inschrift aber, welche man darauf setzte, als man sie hier aufhing, ist jetzt ganz verwischt und nicht mehr zu entziffern. Auch die in erhabenen Figuren aus Holz geschnitzte Darstellung der Verbrennung

der Juden hängt hier ebenfalls noch, ist aber leider auch schon sehr beschädigt und verdorben.

Dies ist aber auch Alles, was von der ehemaligen Pracht und Herrlichkeit, von all den vielen Schätzen und Kostbarkeiten, womit die Kapelle früher so reich ausgestattet war, übrig geblieben. Nackt und kahl ist sonst der ganze Raum, öde und verlassen die einst so glänzende und vielbesuchte heilige Stätte.

Der Stein mit den Fußspuren, in welchen Eleazar's christliche Dienstmagd auf ihrem unheilvollen Gange eingesunken und also festgehalten sein soll, befindet sich ebenfalls noch dort, wo man ihn in alten Zeiten eingemauert hat.

An der südlichen Seite der sternberger Kirche, nahe der Haupteingangspforte in dieselbe und der heiligen Blutskapelle, ist dieser merkwürdige Stein in der äußern Kirchenmauer, nicht hoch über der Erde, eingefügt. Es ist ein ziemlich großer behauener, viereckiger Granit, auf dem sich ein Paar den Eindrücken zweier sehr großer nackter menschlicher Füße nicht ganz unähnlich sehende Vertiefungen befinden.

Noch drei Sagen über Findenwirunshier bei Dömitz.

(Von G. F. C. Neumann zu Röbel.)

Ueber die Entstehung des Ortsnamens Findenwirunshier bei Dömitz findet sich bereits im ersten Bande Seite 132 eine

Sage. Außer dieser aber existiren noch drei, von denen man die hier zuerst folgende am meisten erzählen hört.

Zur Zeit des Ritterthums lebten in Mecklenburg zwei Ritter, welche Brüder waren. Beide verliebten sich in ein ihnen benachbartes, hübsches Edelfräulein, und Jeder suchte ihre Hand zu gewinnen. Das Fräulein wollte aber Keinem wehe thun und deshalb auch nicht wählen, sondern sprach: „Ihr seid noch jung, ziehet fort und erwerbt Euch Lorbeeren, und wenn Ihr zurückkehrt, soll der Würdigste meine Hand haben!"

Die Brüder aber trennten sich in bitterer Feindschaft und schwuren sich den Tod, falls sie einmal zusammenträfen.

Beide nahmen Kriegsdienste bei Fürsten, die sich feind waren und Krieg mit einander führten. Es wurden mehrere Schlachten geschlagen, aber der Brüder sehnlicher Wunsch, sich in denselben zu begegnen, wurde nicht erfüllt.

Endlich trafen sich die Brüder in der Nähe von Dömitz an einer Stelle, wo zwei bedeutende Landstraßen sich kreuzen, und mit dem Rufe: „Finden wir uns hier!" zogen sie ihre Schwerter aus den Scheiden und stürzten auf einander los. Ein fürchterlicher Kampf begann und beide fielen.

Nach andern Aussagen sollen sich die Brüder in einem Wirthshause, das dort gelegen, getroffen und dann duellirt haben.

Den Ort aber, wo dieser gräßliche Brudermord geschehen, nannte man zur Erinnerung an denselben „Findenwirunshier".

Eine andere Sage läßt sich dort ebenfalls zwei Brüder finden. Beide hatten das Müllerhandwerk erlernt und durchreis'ten als Gesellen vieler Herren Länder mit einander, erwarben sich auch auf ihrer Wanderung große Reichthümer.

Genossen ihn aufforderten, den Tag des Herrn doch heilig zu halten, so wies er solche Aufforderung mit rohem Spotte von sich.

So war auch einmal wieder der Winter verflossen, die Eisdecke von der See verschwunden und am Grünendonnerstag Abend war der Spiegel der See so blank und klar, daß die Fischer an diesem Abend wol zum ersten Male wieder hätten zum Blüsen ausziehen können, wenn diese stille Nacht nicht zum Charfreitage geführt hätte, ein Festtag, der ja uns Christenmenschen so recht mahnend vor die Seele stellt, was die Liebe des treuen Gottes durch den Tod Seines eingebornen Sohnes für unsere Sünden gethan.

Kein Fischer spannte an diesem Abend sein Segel, nur der Schneider kehrte sich nicht daran, für ihn gab's keinen Charfreitag; er sah nur die ruhige See, das blanke Wasser, den klaren mit Sternen besäeten Himmel, und das war ihm genug auch heute hinaus zu ziehen zum Blüsen. Vergeblich waren die Mahnungen seiner Genossen, nicht so freventlich den Tag des Herrn zu entweihen, er zog allein hinaus, und bang und ahnungsvoll folgten ihm die Blicke der Zurückbleibenden. Hatte er sich doch soeben, wie nie zuvor, mit lästerlichem Hohne über den bevorstehenden Feiertag der Christenheit ausgelassen und dadurch die Herzen aller Umstehenden mit Schauder erfüllt.

Jetzt war der Spötter mit seinem leichten Boote mitten auf der See, das Kienfeuer seines Bootes flammte hoch auf, und bei demselben sah man ihn einen Aal nach dem andern aus der See holen und mit sprechenden Geberden jedesmal nach seinen Genossen am Strande hinzeigen.

So war die Mitternacht gekommen, der Schneider mußte einen reichen Fang thun, denn immer eifriger sahen die noch am Ufer Zurückgebliebenen ihn mit seiner langen Stange die

See durchfurchen. Aber plötzlich veränderte sich die Scene. Im Nu waren die hellen Sterne am Himmel verschwunden, schwarze Wolken warfen ihre Riesenschatten über die See und der Vollmond verbarg sich hinter denselben; das Salzhaff wurde unruhig und bäumte plötzlich hoch auf, daß die Wellen das Ufer peitschten.

Als die entsetzten Zuschauer wieder ihre Blicke nach dem verwegenen, einsamen Fischer richteten, da sahen sie zwei Kähne statt des einen, und im zweiten flammte auch das Blüsenzeichen, und ein Mann hoch aufgerichtet stand in demselben und hielt drohend die Hand nach dem andern Kahne ausgestreckt.

Athemlos und mit Entsetzen sahen die Zuschauer, wie der Fischer jetzt alle Kraft anstrengte, um sein Boot durch die tobende, zischende See zu treiben und das Ufer zu gewinnen. Umsonst! Immer folgte der Andere, dessen Boot gespenstisch still die See durchschnitt; keine Hand erblickte man, welche den leichten Kahn lenkte und trieb. Jetzt waren die Boote neben einander, jetzt sah man den Fischer auf die Knie sinken und angstvoll die Hände nach der Schreckensgestalt ausstrecken; umsonst. Noch einmal brauste ein gewaltiger Windstoß mächtig über die See — die Kienfeuer erloschen — und Alles war plötzlich in grause, dunkle Nacht gehüllt.

Mit Entsetzen flohen die am Strande Harrenden, hatte der Herr ihnen doch ein Zeichen gegeben, wie er die Frevler straft.

Am andern Morgen lag das Boot zerschellt am Strande; von dem Fischer hat man nie etwas wieder gesehen.

Seit jener Nacht siehet man nun die ewige Blüse, aber nur im Sturm, wenn derselbe die Wogen peitscht. Dann siehet

man ein gebrechliches Boot gespenstisch still durch die schäumenden Wogen gleiten und im Boote stehet ein Mann, gebückt und die Hände gefaltet und wirft sehnende Blicke an's Land; aber er kann es nimmer erreichen. Das Blüsenfeuer flammet im Boote, auch der Sturm vermag es nicht zu löschen; ruhig und still flammt es empor, als wär's eine gar liebliche Sommernacht.

Und wenn ein kühner Fischer es wagt, diesem gespenstischen Blüsenfeuer sich zu nahen, so kann er das Boot doch nie erreichen, denn dasselbe gleitet pfeilschnell durch die stürmende See und fliehet den verfolgenden Fischer.

Nur einmal ist es einem Fischer gelungen, sich der ewigen Blüse zu nahen, als plötzlich dieselbe sich gegen ihn kehrt, und der sonst so traurig in sich versunkene Mann derselben mit drohender Geberde auf den kühnen Fischer einlenket und ihn verfolgt. Nur die Nähe des Strandes macht diesem es möglich, sich zu retten, denn dahin kann die ewige Blüse ihm nicht folgen.

Seit der Zeit wagt es Keiner mehr, sich der ewigen Blüse zu nähen.

Die spukende Tonne von Buchholz bei Schwaan.

(Von J. G. C. Ritter zu Friedrichshöhe.)

Das Kirchdorf Buchholz hat, wie fast alle alten Dörfer, einen Teich mitten im Dorfe. Durch das Dorf geht die alte Landstraße von Bützow nach Rostock.

Auf diesem Wege, von Süden her, vom sogenannten Kirchende kommt alle Nacht eine Tonne in's Dorf gerollt und stürzt sich in den Teich. Obgleich sie Niemandem Schaden zufügt, der sie zufällig auf ihrer Wanderung sieht, so ist es doch bei allen solchen Erscheinungen nicht gut, wenn man absichtlich darauf ausgeht, sie zu sehen und zu beobachten. Ein solcher Fürwitz wird allemal bestraft.

Es fand sich einmal im Dorfe ein beherzter Knecht, der bei einem Bauer diente, dessen Gehöft an dem bezeichneten Wege lag. Dieser Knecht stellte sich eines Abends so, daß er die Tonne sehen konnte, wenn sie ankommen und im Teiche verschwinden würde; und zur Vorsicht hatte er alle Thüren hinter sich offen gestellt, daß er im Nothfalle nach seiner Schlafstelle bei den Pferden flüchten könnte.

Als nun indeß die Zeit herankam, worin die Tonne herbeizurollen pflegte, da ergriff den Neugierigen eine solche Angst und Beklommenheit, daß er in vollem Laufe nach seiner Lagerstätte eilte. Aber auf der großen Diele des Viehhauses, über welche sein Weg ihn führte, erhielt er einen so derben Schlag in's Gesicht, daß er fast alle Besinnung verlor und kaum das Bett erreichen konnte. Die Nacht brachte er schlaflos und schweißtriefend zu, auch war er mehrere Tage zur Arbeit unfähig.

Es war freilich nur eine Harke gewesen, die auf der Diele gelegen und dem Knechte, da er darauf getreten, den Schlag versetzt hatte; aber es war doch die Strafe seiner unbesonnenen Neugierde und er konnte froh sein, daß ihm nicht Aergeres widerfahren war. (R. Z.)

Der Heiligegeist- oder Köppenberg bei Kronskamp, unweit Laage.

Eine viertel Meile von Laage, unweit der von dort nach Güstrow führenden Chaussee, liegt, am Fuße des Heiligengeist- oder Köppenberges, der Hof Kronskamp.

Auf dem Gipfel dieses Berges, von dem man eine weite Aussicht über das Wiesenthal der Recknitz hat, soll ehemals die feste Burg Kronskamp gestanden haben. Fürst Heinrich II. von Mecklenburg,*) auch wegen seiner großen Stärke und Tapferkeit der Löwe genannt, hatte dieselbe im Jahre 1291 erbaut. Als nun lange nach dem Untergange dieser Burg dort unten der erwähnte Hof entstand, da legte man ihm den alten Namen der ersteren bei.

Der Name Heiligegeistberg soll daher entstanden sein, weil hier, als Laage in alten Zeiten während eines Krieges mehrere Jahre hindurch eingeschlossen war, die Belagerer sich eine Kapelle, zum heiligen Geiste genannt, erbauet hatten, darin Kirche hielten und ihre Andacht verrichteten. Ueber die Entstehung des zweiten Namens dieses Berges berichtet aber die Sage Nachstehendes:

Die von Heinrich dem Löwen erbauete Burg Kronskamp war nach einigen Jahren ihrer Entstehung einem Ritter über-

*) Fürst Heinrich II. der Löwe, regierender Herr zu Mecklenburg seit 1287, zu Stargard seit 1304 und zu Rostock seit 1323, war der älteste Sohn des hartgeprüften Fürsten Heinrich I. des Pilgers und dessen edlen Gemahlin Anastasie, Herzogs Barnims von Pommern-Stettin Tochter. Er wurde nach dem Jahre 1266 geboren und beschloß sein ruhmvolles Leben am 21. Januar 1329.

geben worden. Dieser wohnte nun hier mit seiner einzigen Tochter, einem jungen, bildschönen Mädchen, Marie mit Namen. Ein gewöhnlicher Knappe des Ritters, sterblich in das schöne Kind verliebt, hatte es gewagt, ihr seine glühende Liebe zu gestehen, und oh, der Glückliche! er fand Erhörung; denn auch Marie war ihrem schmucken Anbeter schon lange im Stillen herzlich gut und mit Leib und Seele zugethan gewesen.

Lange blieb das heimliche Liebesverhältniß der Beiden den Bewohnern der Burg unbekannt, und seelige Stunden gewährte den Glücklichen ihre gegenseitige reine, innige Liebe. Aber ach, endlich entdeckte der Ritter Alles. Außer sich vor Zorn, daß sein Kind einen gemeinen Knappen liebe, daß ein solcher es gewagt, nur ein Auge zu der Tochter eines Ritters aufzuschlagen, ließ er denselben sofort auf dem Hofe der Burg und in Gegenwart aller ihrer Bewohner auf die härteste und schimpflichste Weise auspeitschen. Darnach jagte er ihn aus seinen Diensten und verbot ihm, unter Androhung der fürchterlichsten Strafe, sich niemals wieder in seiner oder seiner Tochter Nähe blicken zu lassen.

Als der stolze, harte Mann also den Knappen mit Schimpf und Schande fortgejagt, ging er zu seiner trostlosen, laut schluchzenden Tochter. Mit finsterer, zorniger Miene, unter den gräßlichsten Flüchen und Verwünschungen verbot er ihr, niemals wieder des so tief unter ihrem Range stehenden Knappen zu gedenken, da er nimmermehr zu einer solchen Verbindung seine Einwilligung geben werde.

Obgleich sich nun auch das arme Kind im namenlosesten Schmerze dem Vater zu Füßen warf; obgleich sie ihn auch flehentlich bat, abzulassen von seinen harten Aussprüchen und Verwünschungen; obgleich sie ihn auch beschwor, nie einem andern Manne ihre Hand reichen zu können, als dem geliebten Knappen,

dem sie ewige Treue geschworen, den sie unendlich liebe und ewig lieben werde, und daß hiervon einzig und allein ihr ganzes, ganzes Lebensglück abhänge, so stieß er sie doch kalt zurück. Denn es war dem alten, stolzen Manne die höchste Kränkung, daß seine Tochter einen solchen Menschen lieben konnte. Ja, eine solche Kränkung seines großen Stolzes konnte bei ihm selbst die besseren Regungen des väterlichen Herzens gegen das einzige, sonst so geliebte Kind unterdrücken und gänzlich zum Schweigen bringen.

Als aber dennoch die sich noch immer am Boden verzweiflungsvoll krümmende Marie mit Bitten und Flehen nicht aufhörte, da schwur im höchsten Zorne der Vater, daß er nie und unter keiner Bedingung, selbst wenn auch seine Tochter darüber zu Grunde gehen sollte, ihre Verbindung mit dem Knappen zugeben werde. Ja er ging noch weiter, indem er dem bejammerungswürdigen, armen Geschöpfe die vernichtenden Worte zuschleuderte: „So wisse denn, daß ich bereits für Dich gewählt!" Und gebietend setzte er hinzu: „Du wirst über ein Jahr einem Manne von Rang und Geburt Deine Hand reichen, wie es Dir, der Tochter eines Ritters ziemet!" Und damit verließ er die erstarrte, fast dem Wahnsinne nahe Marie.

Trotz des strengen, harten Verbotes, trotz der Wachsamkeit des Ritters fanden die verzweifelten Liebenden doch Gelegenheit zu heimlichen, nächtlichen Zusammenkünften. Und leider war die Frucht dieser hoffnungslosen Zusammenkünfte eine höchst schreckliche. —— Marie wurde Mutter; aus Furcht vor dem Vater mordete sie ihr zartes Kind und verscharrte es im Dunkel der Nacht.

Bald jedoch erhielt das Gericht Kunde hiervon. — Sein Urtheilsspruch lautete auf Tod durch das Schwert. Nach drei Tagen wurde derselbe schon vor den Thoren der Burg vollzogen;

durch Henkershand fiel hier das müde Haupt der schwergeprüften Marie.

Der treue Knappe aber, außer sich vor Schmerz, stürzte sich mit dem Ausrufe: „Meine Marie, meine arme, arme Marie, ich folge Dir!" in die nahe Recknitz und fand so ebenfalls, und fast zu gleicher Zeit mit dem heißgeliebten Mädchen, den ersehnten Tod.

Zu spät bereuete jetzt der alte, stolze Ritter seine Härte, und mit Recht klagte er sich als den Urheber aller dieser Schrecknisse an. Zerknirscht, bis in's Innerste der Seele vernichtet, eilte er bald unstät und flüchtig von einem Orte zum andern; dann saß er wieder stundenlang in finsterem Hinbrüten versunken in der weiten Ahnenhalle, deren Bilder kalt und ernst von den Wänden auf ihn herniederschaueten; dann wieder weinte er, rief den Namen seines unglücklichen Kindes und zerraufte sich das schnell gebleichte Haar. Kurz seine Strafe war fürchterlich, sein Zustand schrecklich; bis sich denn endlich der Tod auch seiner erbarmte und seinem freudenlosen Leben ein Ende machte.

Nach allen diesen grausigen Begebenheiten soll nun die zweite Benennung des Heiligengeistberges, der Name Köppenberg,*) entstanden sein.

Ist auch die einst so feste Burg Kronskamp längst schon gänzlich verschwunden, so lebt dennoch bis auf den heutigen Tag in dortiger Gegend die Sage fort von dem unglücklichen Liebespaare und ihrem schrecklichen Ende. Mit innigem Mitleiden erzählt sie der schlichte Landmann dem Fremden, der

*) Köpfenberg, von köpfen, enthaupten.

gewiß ebenfalls dem trüben Geschick der Liebenden seine Theilnahme nicht versagen wird und kann.

Oft soll noch jetzt im Dunkel der Nacht vom Berge herab, oder aus der Tiefe der Recknitz, da wo sich der treue Knappe in das Wasser stürzte, der leise Klageton: „arme Marie!“ oder „meine arme, arme Marie!“ durch die stillen Fluren ertönen, und wollen solches dann dort noch Vorbeigekommene schon häufig gehört haben.

Der dumme Teufel und der schlaue Küster zu Eldena bei Grabow.

(Von Fr. Günther, Pastor zu Groß-Methling.)

Die Küsterfrau zu Eldena war einmal zur Abendzeit mit Buttern beschäftiget. Da fragte die kleine Tochter ihrer Nachbarin: „Weshalb hängst Du denn nicht die drei Knebel über das Butterfaß, wie doch die Mutter stets zu thun pflegt?“

Die Küsterfrau verstand zwar nicht so recht, was hinter der Frage stecken möge; aber neugierig, wie Evens Töchter alle, überredete sie die Kleine, die drei Knebel herbeizuholen und hängte sie über das Butterfaß. Und kaum, daß sie den Butterstab ein Dutzend Mal hatte auf- und niedergehen lassen, so war er so schwer geworden in ihrer Hand, daß sie ihn fast nicht mehr zu handhaben vermogte. Sie hob den Deckel ab, um nachzusehen, was vorgegangen sei und — wunderbar! — das ganze Faß war beinahe von Grund auf voll der schönsten, gelben Butter geworden. Wie groß der Reichthum sei, das sah sie erst recht, als die Butter ausgehoben und zusammengeknetet war.

Da schlug sie voll freudigen Erstaunens die Hände zusammen über die schöne, große Butterschlage und konnte sich gar nicht satt daran sehen, in der herrlichen Aussicht, wie fett sie nun den Kohl kochen, und den Pfannkuchen backen, und das Eirühr schmoren und die Fische braten und das Brot bestreichen könne.

Während die gute Frau aber noch so dastand in ihrer Herzensfreude, kam ihr plötzlich ein grinsend freundliches Mannsgesicht vor Augen, das unter einem großen, mit einer Hahnenfeder gezierten, dreieckigen Hute zur Thür einsah.

„Es freut mich," sprach der Fremde, „Euch einen kleinen Dienst erwiesen zu haben! So guten Frauen gefällig zu sein, wie Ihr deren eine seid, ist mir allemal eine wahre Seelenlust. Gerne will ich Euch auch ferner zu Gefallen sein; schreibt nur Euren Namen in dies Buch, damit ich Euer nicht vergesse!" und dabei hielt er ihr ein großes schwarzes Buch zur Eintragung ihres Namens hin.

Man sieht's, der Mann verstand den Fuchsschwanz gut zu streichen, und wer weiß, was die Küsterfrau gethan haben würde, wenn nicht glücklicher Weise in diesem Augenblick ihr Mann herzugetreten wäre. Der hatte von ferne des Fremden Worte mit angehört und fragte nun: „„Was ist es denn, womit Ihr meiner Frau gedient haben wollt?""

„Dies Geschenk hier," erwiederte der Fremde, auf die drei Knebel hinweisend, „das ich Eurer Nachbarin gegeben habe, hat Eure Frau sich angeeignet. Butter bringt's Euch, soviel Ihr haben wollt und in Eurem Willen steht's, wollt Ihr's behalten, oder nicht!"

Hier schob ein leiser Luftzug den einen Zipfel vom Mantel des Fremden so weit zurück, daß es gerade genug war, unter dem langen Kleidungsstücke einen Pferdefuß dem Küster sichtbar zu machen. Dies war dem erfahrnen und muthigen Manne

genug; statt aller Antwort griff er flugs nach den drei Knebeln hin und schleuderte sie mit solcher Gewalt dem Bösen in's Angesicht, daß dieser rücklings der ganzen Länge nach zu Boden fiel.

Das war nun aber dem Bösen außer allem Spaß und er sah nun wol, daß hier ihm sein Weizen nicht blühen werde. „Ist's so gemeint," sprach er sich aufraffend, „so nehme ich Alles als mein Eigenthum zurück, und damit that er, zum großen Schrecken der Küsterfrau, als guter Frankfurter einen kühnen Griff in die Butter.

Allein so flink ging's nicht, mit dem Küster fix und fertig zu werden. Der war ein Mann von altem Schrot und Korn, der nicht zum schlimmen Spiel eine gute Miene machte. „„Gemach, gemach, Herr Urian,"" sprach er, „„Ihr seid zu eilig bei der Sache! die Butter gehört nicht Euch allein, sondern mir und Euch. Sie ist aus meiner Milch und Euren Knebeln. Wollt Ihr, so will ich sie theilen zwischen uns! Nur so sind wir geschiedene Leute!""

Das Pulver hat der Teufel nicht erfunden und fand auch nicht, was gegen den Vorschlag einzuwenden war. „So theilet denn!" war die kurze, verdrossene Antwort, die er murrend von sich gab.

Da theilte der Küster; aber er theilte so, daß er das Meiste behielt. Und nichts war dagegen auszurichten, wie kurrig auch der dumme Teufel sich gebehrden mogte.

Der Einfaltspinsel hatte ja nur Theilung sich bedungen; aber nicht eine Theilung in gleiche Hälften. So ward er denn über's Ohr gehauen und mußte mit langer Nase davonziehen; denn wie der Mann ist, wird ihm die Wurst gebraten.

Ein seltsamer Mann zu Oberhagen bei Rostock.

(Von E. Wolff, Pastor zu Rövershagen.)

Der berüchtigte Jäger Brandt*) hat in der Zeit gelebt, wo preußische Werber überall, wo sich Gelegenheit dazu geboten hat, große und starke Leute zu Soldaten geworben, und wenn sie nicht gutwillig sich dazu haben verstehen wollen, sie mit Gewalt fortgeschleppt haben.

So haben die Werber damals auch in Oberhagen bei Rostock einen Tagelöhner im Auge gehabt, den sie gerne bewogen hätten, Soldatendienste zu nehmen. Da sie aber gefürchtet haben, daß er nicht gutwillig sich dazu verstehen werde, so haben sie mit Gewalt ihn dazu zwingen wollen. Sie dringen deswegen des Nachts in sein Haus.

Der Mann wird dies gewahr und springt aus dem Fenster. Die Preußen laufen ihm nach. Es liegt Schnee; er aber ist barfuß und im bloßen Hemde. Deshalb will er nicht gerne weit vom Hause abgehen. Er läuft deswegen nach einem in der Nähe sich befindenden Brunnen. Die Werber jagen ihn um den Brunnen herum. Er geräth jedoch endlich so in die Klemme, daß er nicht weichen kann und springt deswegen über den Brunnen. Dabei ergreift einer seiner Verfolger den Zipfel seines Hemdes, behält aber nur diesen Zipfel in der Hand, während der Tagelöhner selbst mit dem übrigen Theile des Hemdes entkommt und Aufnahme findet bei jenem Jäger Brandt in Heinrichshagen, welches jetzt ein ziemlich großes Dorf ist, wo damals aber nur die Jägerwohnung allein gelegen haben soll. Es liegt eine halbe Stunde von Oberhagen entfernt.

*) Siehe Seite 137 bis 140 dieses Bandes.

Jener Tagelöhner soll viele Kraft gehabt haben, aber auch sehr viel haben essen können. Er soll einen ganzen Grapen voll Klöße mit einem Male aufgegessen, dann aber auch drei Tage genug gehabt haben. Er ist dann drei Tage im Walde beim Ausroden der Stämme geblieben und hat, je mehr der Hunger angedrängt hat, desto mehr den Schmachtriemen angezogen.

Einiges über sogenannte Hünensteine und die Sage von den Hünen.

(Von A. C. F. Krohn zu Penzlin.)

Wer einmal den Weg von Groß-Flotow bei Penzlin nach der zu diesem Gute gehörenden Meierei gegangen ist, dem wird gewiß auch die rechts vom Wege, in der Gegend der kleinflotower Windmühle vereinzelt im Felde stehende Eiche nebst dem daneben liegenden mächtigen Granitblocke aufgefallen sein. Und beide sind auch der Beachtung werth; der Stein wegen seiner Größe und beide, Eiche und Stein, weil sie mit einander verwachsen zu sein scheinen, gleich als hielte sich Einer am Andern, um so vereint besser den Stürmen der Zeit und des Wetters widerstehen zu können.

Der Stein hat so ziemlich die Form eines schräg abgeschnittenen Kegels mit unregelmäßiger, etwas in die Länge gezogener Grundfläche. Seine größte Höhe hat er neben der Stelle, wo er mit der Eiche so eng verbunden ist, und mißt er dort von der Erde aus reichlich sieben Fuß, also daß ein Mann von mittlerer Größe mit ausgerecktem Arm nur gerade die Spitze ablangen kann. Der Umfang beträgt zwischen 40 und

50 Fuß. Die geneigte Fläche ist südwärts gekehrt und bemerkt man, mehr nach der Spitze zu, auf derselben in einer bogigen Linie sieben kleine, noch ziemlich deutliche, halbkugelförmige Vertiefungen.

Von diesem Steine erzählt man sich, daß er nicht immer hier gelegen habe, sondern daß ein Hüne*) ihn aus der Gegend von Strelitz, also drei Meilen weit, mit einem Wurfe hergeworfen habe, und daß durch den Druck seiner Hand die obenerwähnten Vertiefungen als Fingerspuren entstanden seien.

Auch bei Penzlin lag vor Zeiten ein ähnlicher, aber platterer Stein unweit des Stadthofes, welche Gegend man noch heute mit dem Namen „bi'n Hünenstein" bezeichnet. Dieser Stein ist nach Versicherung alter glaubwürdiger Leute so groß gewesen, daß auf seiner ziemlich ebenen Oberfläche sieben Menschen haben neben einander liegen können. Er ist jetzt aber nicht mehr dort, sondern man hat ihn, um ihn wegzuschaffen und zu benutzen, in kleinere Stücke zersprengt. Diesen Stein sollte ebenfalls im grauen Alterthume ein Hüne dahin geworfen haben und zwar von Neuendorf bei Neubrandenburg aus in der Absicht, den penzliner Kirchthurm zu treffen und umzuwerfen, doch soll ihm dies nicht geglückt sein, indem er zu weit rechts geworfen hat.

Ferner befindet sich in dem südwestlichen Theile der Stadtmauer Penzlins und zwar an der Innenseite ein Granitstein, der an der hervorragenden Kante rundlich ausgehöhlt ist.**) Dieser soll gleicherweise das Wurfgeschoß eines strelitzer Hünen gewesen und die Vertiefung durch den Druck seines Daumens entstanden sein.

*) Riese, welche man für die ältesten Bewohner Mecklenburgs hält.

**) Vielleicht auch ein alter halber Taufstein, eine sogenannte Fünte.

Derartige Sagen scheinen sehr verbreitet zu sein; mindestens erzählt man Aehnliches von einem bei Treptow liegenden großen Steine, den man dem Wurfe eines Hünen von Neubrandenburg zuschreibt, und auch von einem Orte in der Nähe von Rostock weiß man eine gleiche Geschichte.

Dieser Ort liegt an dem rechten Ufer der Unterwarnow, etwa eine Meile von Rostock, neben einem Tannengehölze und führt im gemeinen Leben den Namen „de dre Bröre".*) Es sollen nämlich einmal bei dem gegenüberliegenden Lütten-Klein drei Hünen-Brüder gewohnt haben. Diese wurden mit einander darüber uneinig, wer unter ihnen der Stärkste wäre. Um den Streit zu schlichten, suchten sie sich die drei größten Steine, welche nur in der Gegend zu finden waren. Mit diesen warfen sie nach einander nach dem gegenüberliegenden Ufer des Flusses, aber nur einer erreichte das Ziel und dieser wurde denn auch als der Stärkste und der Anführer von den beiden andern Brüdern anerkannt.

Hier mögte auch gleich der gelegene Ort zur Mittheilung dessen sein, was ich sonst noch von alten Leuten über die Hünen habe erzählen hören. Im Allgemeinen ist es dies:

Ehe noch die Wenden nach Mecklenburg kamen, wohnten hier im Lande die Hünen, ein Riesenvolk, das aber schon längst ausgestorben ist. Nur ihre Gräber, die Hünengräber, sind noch nachgeblieben. Diese geben uns indeß Beweis genug, was für ein mächtiges und starkes Volk es gewesen sein muß, das darunter begraben liegt. Als die Kleinen, „de Lütten", in's Land kamen, war der Hünen Herrschaft zu Ende und sie starben endlich auch nach und nach ganz aus.

Zu dieser Zeit geschah es, daß ein Hünenvater seiner jun-

*) Die drei Brüder.

gen Tochter den Auftrag machte, die Schweine hinab in's Holz zu treiben.

Vorher hatte das Riesenmädchen noch nie die elterliche Behausung verlassen und so war es also nicht wenig erstaunt, als es zum ersten Male die ihm noch ganz fremde Welt erblickte. Am meisten verwunderte es sich über ein kleines Geschöpf, das nach seiner Meinung wol Aehnlichkeit mit Menschen hatte, aber doch zu klein war, um Mensch sein zu können, und das hinter einem eben so winzigen Pfluge, mit zwei niedlichen Oechslein bespannt, herging. Es hatte nichts Eiligeres zu thun, als „das prächtige Spielzeug" mit den Händen zusammen zu fegen und in die Schürze zu thun. Dann eilte es mit vollen Sprüngen zum Vater zurück, um dem auch den guten Fund zu zeigen.

Der Vater aber schüttelte ernst und traurig den Kopf und sprach: „Det sünd uns' Vedriewer, Kind; vör de möt'n wi wieken!"*) worauf es naiv meinte: „„Sal'k denn nich en Pöhlken maken und se doarin versöpen?""**)

Das aber gab der Vater nicht zu, indem er meinte, es würde ihnen das zu nichts helfen, denn „de Lütten kriegen uns doch ünne!"*)

Und so ist es auch geschehen; und hätten die Hünen nicht die großen Gräber gemacht und die mächtigen Steine allenthalben aufgerichtet, so würde man auch nichts mehr von ihnen wissen.

---

*) „Das sind unsere Vertreiber, Kind; vor denen müssen wir weichen!"

**) „„Soll ich denn nicht ein Pfuhlchen machen, und sie darin ertränken?""

***) „Die Kleinen kriegen uns doch unter!"

Der Stein mit den Riesenfinger-Spuren auf dem gross-flotowschen Felde bei Penzlin.

Zu Neubrandenburg wohnte früher ein Riese oder sogenannter Hüne, der sich auf seinen Spaziergängen immer gar sehr über den Kirchthurm von Groß-Flotow ärgerte, indem er sich lächerlicher Weise eingebildet hatte, derselbe benehme ihm die Aussicht.

Als unser Herr Riese nun eines schönen Tages wieder einmal etwas spazieren ging und gerade nicht bei all' zu guter Laune war, ergriff er, in einer plötzlichen Aufwallung von Zorn über den ihn jetzt wieder störenden groß-flotowschen Kirchthurm, einen mächtigen Steinblock — von 14 Fuß im Durchmesser — mit solcher Kraft, daß sich seine Hand tief in denselben eindrückte, und schleuderte ihn mit großer Gewalt nach dem Gegenstande seines Aergers.

Doch der Herr schützte Sein Haus; der Stein traf nicht, sondern fiel machtlos auf dem Felde von Groß-Flotow, am Fuße einer Eiche nieder, wo er auch noch heute und diesen Tag liegt und vielfach besehen und angestaunt wird.

---

*) Als ich diese Sage bereits längere Zeit niedergeschrieben hatte, wurde mir erst der vorstehende geehrte Beitrag. Da nun aber das, was ich hierüber gehört, etwas anders lautet, als soeben schon mitgetheilt ist, so lasse ich deshalb auch die mir gewordene Erzählungsweise sofort nachfolgen.

Die Glocke zu Mildenitz bei Woldegk.

(Von F. C. W. Jacoby zu Neubrandenburg.)

Es spielten auf der Wiese am ruhigen See*)
Die Kinder des Dorfes, wie flüchtige Reh';
Sie warfen bald Strümpfe und Jacken in's Gras,
Die Luft war ja heiß und die Wiese nicht naß.

Wol ein'ge Stunden sie vergnügten sich schon,
— Wie bald sind im Spiel nicht die Stunden entflohn! —
Als dem kindlichen Blick sich deutlich und klar
Nicht weit von ihnen zeiget ein Glockenpaar.

Sie forschen nicht lange, woher und wohin,
Mit der Thatsach' gnügt sich der kindliche Sinn;
Sie springen jubelnd an die Glocken heran
Und legen auf eine ihre Kleider dann.

Froh spielen sie fort bis zu der Abendstund',
Doch da thut sich ihnen plötzlich And'res kund,
Die nicht behangene Glocke sich jetzt regt
Und unter Geläut nach dem See hin bewegt.

„Susanna, nimmer wieder zu Lande!" es klingt
Und damit sie tief in's Wasser versinkt.
Es hat sie niemals Jemand wieder geseh'n;
Doch die and're blieb auf dem Lande stehn.

---

*) Dieser See ist schon seit Jahren ausgetrocknet und zur Wiese geworden.

Sie war durch die Kleider der Kinder gebannt
Und mußte drum bleiben auch auf dem Land.
Die Leute von der Arbeit laufen herbei
Und nahen sich der Stätte in furchtsamer Scheu.

Als Staunen und Wundern sich endlich gelegt,
Hat vielfach man hierhin und dorthin erwägt,
Was nun mit der Glocke zu beginnen wol sei,
Die für Mild'nitz zu groß, zu kostbar und neu.

So kommt man schließlich dahin überein,
Die Glocke zu fahren nach Woldegk hinein
Und dort zu veräußern sie gegen baar Geld,
Das den höchsten Werth doch für sie stets behält.

Zwei Pferde man spannt vor die Glocke an,
Im langsamen Schritt geht es durch's Dorf alsdann;
Doch wie der Führer das Dorf verlassen will,
Da steht die Glocke wie angenagelt still.

Man legt bis zu vier und zwanzig Pferden vor,
Doch die Glocke steht fest wie im tiefsten Moor,
Nichts rührt sie vom Flecke und Jedermann spricht,
Mit rechten Dingen geschehe dieses nicht.

Da kehrt mit zwei Ochsen vom Felde gerad'
Ein Mann, der die Sache durchschauet bald hat.
Er rathet: „Oh laßt doch die Glocke im Ort,
Ihr schafft sie doch nimmer von hier weiter fort!"

„Was würde der Erlös in Wolдegk auch sein?
Ich schaffe sie wieder in's Dorf uns hinein;

Es kann ja ihr lieblich ertönender Klang
Auch hier bei uns erschallen das Dorf entlang!“

Sie folgen den Worten und er spannet an;
In wenig Minuten ist das Werk gethan.
Leicht schaffen die Ochsen die Glocke jetzt fort,
Der Friedhof wird ihr einstweil'ger Ruheort.

Bald d'rauf hat einen Glockenstuhl man erbaut,
Darin hat das Auge die Glocke erschaut;
Und feierlich tönte ihr helles Geläut
Ueber's Dorf und die Fluren von Mild'nitz weit.

Als später ein Kirchlein das Dorf hat geziert
Und man einen Thurm daran hat aufgeführt,
Da bracht' in den Thurm diese Glocke man auch,
Und heute noch dient sie zum frommen Gebrauch.

Die Maränen im Schaalsee bei Zarrentin.

(Von L. Pechel, Organist und Lehrer in Röbel.)

Der Ort Zarrentin, am südwestlichen Ende des Schaalsees gelegen, erhielt im dreizehnten Jahrhundert ein Nonnenkloster Cisterzienserordens. In der Mitte des Fleckens, auf dem Kirchenplatze, steht noch das mittelalterliche, massiv aus Mauersteinen aufgeführte Klostergebäude, und wo einst fromme Ordensschwestern in stiller Beschaulichkeit lebten und geräuschlosen Schrittes zur Hora und Vesper eilten, da wird jetzt über

die Aufrechthaltung bürgerlicher Gesetze gewacht und Steuer und Pacht erhoben; die Behausung der Nonnen ist in ein Amtshaus umgewandelt worden.

Wie überall, wo Klöster angelegt wurden, ist auch der Flecken Zarrentin sehr hübsch gelegen, und besonders ist es der mit schönem Laubholz umstandene Schaalsee, der dem Orte und der ganzen Gegend einen eigenthümlichen Reiz verleiht.

In nicht geringem Ansehen steht der See aber dadurch, daß sich in ihm die so schmackhafte große Muräne — salmo muraena — findet. Dieser Fisch, der im mittelländischen Meere und in den Seen Italiens heimisch ist, stand schon bei den Römern wegen seines schmackhaften Fleisches in großem Rufe, so daß die Begüterten eigene Muränenteiche hatten.

Die Nonnen des zarrentiner Klosters hatten genug von dem schönen Fische gehört, um lüstern nach ihm auszuschauen. Aber Italien mit seinen Teichen und das mittelländische Meer ist weit, — wo ist der Bote zu finden, der beflügelten Fußes das Verlaugen der genügsamen Schwestern stillt?

Da nahet sich ihnen, wie überall, wenn die Begierde der Sinne maßlos wächst, der Teufel, und indem er noch ihre Lust zu erhöhen sucht, bietet er sich ihnen als Bote an.

Die Nonnen beben zurück vor dem Vater der Lüge; sie wollen doch lieber dem Genusse entsagen, als mit ihm in irgend eine Gemeinschaft treten. Aber so leicht giebt Jener seine Versuchungen nicht auf, und als die Schwestern sich nicht länger der Lust erwehren können, übernimmt der Teufel die Botschaft; jedoch muß er sich verpflichten, die Muränen zu Mittags 12 Uhr auf den Tisch zu stellen, wofür sich die Nonnen ihm zum Eigenthum versprechen.

Schnell macht sich der Böse auf den Weg. Doch kaum ist er von dannen, als die Schwestern Reue und Grauen vor

dem Schrecklichen ergreift. Sie treten berathend zusammen und kommen bald darin überein, den Zeiger der Thurmuhr, der schon auf halb zwölf steht, eine halbe Stunde weiter zu schieben.

Es geschieht, und kaum ist der letzte Schlag der Mittagsstunde verklungen, als der Teufel über den Schaalsee daher fährt und in seinem Grimme, daß ihm der Lohn entgangen, die Fische in das Wasser fallen läßt.

Der Schaalsee nahm die Fremdlinge auf und sie sollen in demselben bis auf unsere Tage herab prächtig gedeihen.

Die Entstehung des Sees bei Probst-Jesar, unweit Lübtheen.

(Von J. J. F. Giese zu Strohkirchen.)

Wenn Mecklenburg auch sonst so gesegnet und reich an Landseen ist, daß durchschnittlich auf jede Quadratmeile zwei derselben zu rechnen sind, so ist doch die südwestliche Gegend des Vaterlandes — die Heideebene und die Umgegend von Boitzenburg — fast gänzlich ohne Seen. Die beiden einzigen, welche sich in dieser großen Ebene finden, sind die jesarschen, nämlich bei Probst-Jesar und Kirch-Jesar. Daß auch diese beiden Seen nicht groß sind, hört man schon an dem Namen der bei denselben gelegenen Dörfer, welcher slavisch ist und zu deutsch Teich heißt.

So klein auch beide Seen sind, so merkwürdig sind sie doch. Der See bei Kirch-Jesar ist bei einer noch unerforschten

Tiefe voller Morast, Modde und Schlamm und hat selten mehr als zwei oder drei Fuß Wasser über dem Schlamm; der bei Probst-Jesar aber, durch seine abschüssigen Ufer schon gefährlich, steht auf seinem Grunde voller großer Eichen und anderer Waldbäume, weßwegen man von ihm auch glaubt, daß er durch einen Erdfall entstanden ist.

Trotz des unverdorbenen Aussehens der großen Eichen, die auf dem Grunde des letzteren stehen, ist derselbe doch höchst wahrscheinlich schon in vorchristlicher Zeit entstanden und das dabei liegende Dorf Probst-Jesar erst später an seinen Ufern emporgestiegen, sich seinen Nameu von dem Wasser erborgend.

Die Sage aber erzählt, daß das Dorf schon lange gestanden hatte und bereits zu einigem Wohlstand gekommen war, ehe der kleine See entstand. Ueber die Entstehung desselben berichtet sie Folgendes:

Das Volk, welches früher in dieser Gegend wohnte, war zwar kein sehr arbeitsames und fleißiges, aber doch durchaus auch kein faules zu nennen. Es hatte den Boden, der damals freilich um ein Bedeutendes besser war, als jetzt, urbar gemacht und bauete fast alle Nahrungsmittel selbst. Auch seine Hütten zeigten, daß dieses Volk nicht mehr auf einer ganz niedrigen Kulturstufe stand.

Es lebte aber auch noch ein anderes Volk in dieser Gegend, welches hier zwar nicht ansässig war, aber dieselbe doch bettelnd, stehlend, wahrsagend und glücklügend durchzog. Es waren dies die „Taters“,*) welche freilich das ganze Land durchstreiften, aber doch besonders in dieser Gegend sich aufhielten. Täglich wurden die Dörfer dieses Landestheils von großen Banden des berüchtigten Volkes bettelnd, und wenn sie

*) Zigeuner.

stark genug waren, plündernd durchzogen. Kein Wunder war es darum, wenn sie an den Thüren der Dörfler „getröstet“ wurden, sobald solche sahen, daß die Banden Gewalt zu gebrauchen nicht stark genug seien.

Eine solche nicht sehr starke Baude hatte eines Tages auch das später mit dem Namen Jesar belegte Dorf durchzogen, aber vergebens vor den Thüren um eine Gabe angehalten. Mißmuthig und voll Wuth und Grimm hierüber lagerte sie sich am Ende des Dorfes in einem kleinen Eichenhain, welcher dem Dorfe sowol zur Zierde gereichte, als er den Bewohnern desselben Schatten und Erquickung gewährte, wenn sie sich in der Mittagssonnenhitze dort ausgestreckt hatten. Hier berathschlagte die Bande, welchen Fluch sie über das Dorf aussprechen, welches Unglück sie über dasselbe verhängen, welche Rache sie nehmen wollte.

Den rothen Hahn über die Dächer fliegen zu lassen, schien Allen zu gelinde, da die Hütten bei dem Holzreichthum bald wieder aufgebaut sein würden. Die ganze Umgegend in eine Koby oder in einen Salzsee zu verwandeln, stand nicht in ihrer Macht, obgleich in diesen Wunsch die ganze Bande von Herzen einstimmte.

Nach langem Hin- und Herlenken ihrer fluchbrütenden Gedanken trafen sie endlich dahin zusammen, den Dorfleuten den erfreulichen und erquickenden Schatten dieses schönen Eichenhaines zu rauben, und damit er nie wieder entstehen könne, diese Stätte in einen See zu verwandeln.

Da aber die Taters nicht die Kraft besaßen, durch ein bloßes Zauberwort das Bestehende zu vernichten und etwas Anderes dafür in's Dasein zu rufen, so war es ihnen auch jetzt nicht möglich, durch die Macht des Zaubers allein ihren Plan in Ausführung zu bringen; sie mußten sich, wie immer, dazu

auch noch eines natürlichen Mittels bedienen. Solches Mittel wurde hier ein Pferdekopf, in welchen sie Quecksilber gossen und ihn alsdann unter allerlei Fluch- und Verwünschungsformeln vergruben.

Noch hatte der Pferdekopf keine Stunde gelegen, als er eine kreiselnde Bewegung annahm. Diese Bewegung wurde mit jedem Augenblicke geschwinder und nahm endlich so sehr zu, daß der Pferdekopf mit einer furchtbaren Kraft die Erde theils wegwarf, theils so zusammenpreßte, daß nach jahrelanger Ablagerung daraus der beste Gypsstein geworden ist.

Als der mit Quecksilber gefüllte Pferdekopf also die von Eichenwurzeln durchzogene, sehr zähe und zusammenhängende und deshalb schwer zu zerreißende und fortzuschleudernde Oberfläche an vielen Stellen durchbohrt und alle Erde darunter auf eine Stelle zusammen gedrängt hatte, versank sie mit Allem, was darauf war. Und so mußten denn auch die Eichen mit in den Abgrund, wo sie sich noch bis auf den heutigen Tag befinden und zu sehen sind.

Auch die Zigeuner, welche die Gefahr noch nicht so nahe glaubten, versanken und konnten sich nicht retten aus dem von allen Seiten auf sie eindringenden Wasser. Sie wurden die ersten Opfer ihres eigenen zum Fluch bestimmten Werkes. Furchtbar waren ihre Verwünschungen, gräßlich ihre Worte, als das Wasser über ihren Häuptern zusammenschlug. Tod und Verderben, schrien Einige, solle Jeden treffen, der sich auf dieses Wasser wagen werde; Andere bestimmten die Zeiträume, in welchen sie einen aus dem von ihnen verdammten Volke nachholen wollen 2c.

Und leider hat sich dies schon oft erfüllt; schon oft hat ein unvorsichtiger Bader, Glittscher oder Booter hinunter müssen in das nasse Grab.

Noch vor etwa 40 Jahren hörten an dem See vorbeigehende Tagelöhner eine Stimme aus dem Wasser rufen: „Tied un Stunn is üm, äwa noch is dei Mann nich hia!“ *)

Kaum war aber die Stimme verschollen, als ein wohlgekleideter Herr auf einem Grauschimmel durch die Tannen daher trabte und sein durstiges Rößlein auf den See zulenkte, um es dort zu tränken; denn Staub und Sonnenhitze hatten gleich ermattend auf dasselbe gewirkt. Die erstaunten Tagelöhner standen noch unschlüssig da, ob sie den Fremdling warnen sollten oder nicht, als derselbe schon vor ihren Augen verschwand und in die Tiefe des Sees sank.

Den Bemühungen der Fischer gelang es freilich, den Fremden als Leiche wieder aus dem Wasser zu ziehen; dies vermogte aber nicht die über diesen Todesfall höchst unglückliche Braut in Lübtheen zu trösten, zu welcher der Verunglückte auf der Reise gewesen war, um durch den Segen der Kirche auf immer mit ihr verbunden zu werden.

Das spukende Edelfräulein von Kiekindemark bei Parchim.

Den höchsten Gipfelpunkt ihrer Blüthe erreichte die jetzt leider etwas heruntergekommene Vorderstadt Parchim bald nach ihrer Entstehung, in jenen romantischen Zeiten des Mittelalters. Durch ihren ausgebreiteten Handel und großen Gewerbefleiß war sie rasch zu Macht und Größe, zu bedeutendem Ansehen und Reichthum gelangt, so daß Parchim damals nicht allein die Hauptstadt des Linnenhandels, sondern auch die volksreichste, *) begütertste und mächtigste von allen Landstädten unseres Vaterlandes war.

---

*) „Zeit und Stunde ist um, aber noch ist der Mann nicht hier!“

Zu dieser Zeit befanden sich im weiten Bogen rings um Parchim, auf den Grenzen der ausgebreiteten städtischen Feldmark, die Landwehr genannt, in angemessenen Entfernungen von einander, viele befestigte Außenwerke, worin zu jeder Zeit Bewaffnete wachten, um Stadt und Feld vor den Ueberfällen der damals so zahlreichen Raubritter und sonstigem raubenden und stehlenden Gesindel zu schützen.

Von diesen vielen befestigten Außenwerken ist jetzt fast nichts mehr vorhanden, ja man kennt kaum noch die Orte, wo sie ehemals gestanden haben. Nur von einem einzigen solcher Schutzbaue, die Steinburg genannt, ist noch der Warthethurm ziemlich erhalten, der sich auf der wallartigen Landwehr, unweit der schalentiner Mühle gegen Strahlendorf hin, befindet und allgemein unter dem Namen der parchimsche Fangelthurm bekannt ist.

Eine solche feste Schutzburg befand sich auch auf einem Berge an der städtischen Grenze im Sonnenberge,**) nicht weit von dem jetzigen, später hier entstandenen Hofe und Forstgehöfte Kiekindemark, welche diesen ihren Namen der längst untergegangenen Burg***) entlehnt haben.

Hoch aufgethürmt von Felsen lag hier nun in alten Zeiten die Burg Kiekindemark und schaute weit hinaus mit ihrem hohen Wartthurme bis in das nahe Land der Markgrafen von Brandenburg hinein. Es soll Kiekindemark die festeste und

*) Parchim hatte zu damaligen Zeiten 13- bis 14,000 Einwohner, während es deren jetzt nur 6762 zählt.

**) Der Sonnenberg heißt eine sich südwestlich von Parchim hinziehende, größtentheils bewaldete Kette von Anhöhen.

***) Das Erbauungsjahr der Burg Kiekindemark ist unbekannt, ihr Ursprung verliert sich in's graue Alterthum und nur muthmaßlich wollen sie einige Forscher schon zu Ende des 11. Jahrhunderts entstehen lassen.

stärkste aller parchimschen Grenzburgen gewesen sein, da die Bestimmung der hier wachenden Krieger die war, Stadt und Gebiet gegen die besonders hier sehr zahlreichen und mächtigen adligen und nichtadligen Räuber zu schützen, welche vorzüglich das schmale, buschigte Ufer der Elde, sowie auch den damals weithin und fast undurchdringlich bewaldeten Sonnenberg*) zu ihren Schlupfwinkeln und zum Tummelplatze ihrer Thaten gemacht hatten. Als aber Parchim später in den Besitz der Herzoge von Sachsen gelangt war und dort zu Anfang des 13. Jahrhunderts die sächsische Fürstin Helena residirte, da wurde die Burg Kiekindemark noch mehr befestiget und erweitert, auch die Besatzung derselben so vergrößert, daß sich nun über 300 Reisige nebst ihren Rittern in ihren Mauern befanden. Man fürchtete namentlich zu dieser Zeit, außer den erwähnten kleineren Einfällen für einen solchen größeren von Seiten der Markbrandenburger, weshalb den hier die Aufsicht führenden Rittern noch ganz besonders anempfohlen wurde, stets ein wachsames Auge auf die Mark zu haben. Hierdurch soll denn das Losungswort „Kiek in de Mark!“**) unter den dortigen Kriegern, wie überhaupt die Benennung der ganzen Burg entstanden sein, da sie zu Anfang ebenfalls wie die bereits erwähnte bei Schalentin, den Namen die Steinburg führte.

Von dieser alten Burg Kiekindemark erzählt uns nun die Sage eine grausige Begebenheit, die sich in alten Zeiten in ihrer Nähe zugetragen haben soll, und die ich jetzt in Nachstehendem wiedergebe.

---

*) Auch der berüchtigte Räuber Vieting soll hier sein Wesen getrieben und seinen Schlupfwinkel nicht weit von Kiekindemark, in der noch jetzt vorhandenen Vietingshöhle, gehabt haben. — Siehe die Sage „die Vietingshöhle im Sonnenberge bei Parchim,“ erster Band Seite 98 bis 104.

**) „Schau' in die Mark!“

Als die Herzogin Helena von Sachsen noch in Parchim auf der dortigen fürstlichen Burg*) residirte, befand sich ein Edelfräulein von wunderbarer Schönheit und großem Liebreiz an ihrem Hofe. Viele Ritter trachteten nach der Huld und Minne dieses schönen Wesens, doch stolz und hart wies sie alle ab; sie wollte höher hinaus, als das Weib eines gewöhnlichen Edelmannes werden. Unter ihren Anbetern befand sich auch ein ebenso tapferer als schöner Ritter, zwar von untadeliger Geburt aber nur niederen Adels, der besonders stark für die reizende Spröde schwärmte, sich so sehr in dieselbe verliebt hatte, daß er meinte, ohne ihren Besitz nicht leben zu können. Obgleich auch er schon verschiedene Male mit seinen Bewerbungen abgewiesen war, so konnte ihn dies dennoch nicht von neuen Anträgen abhalten, da er immer heftiger in Liebe für das schöne Fräulein entbrannte.

Mit innerem Wohlgefallen, mit boshafter Freude sah das kalte, herzlose Edelfräulein die Liebe des jungen Rtiters sich immer mehr zu ihr steigern; dies hatte sie gerade gewünscht und herbeizuführen gesucht. Sie wollte sich dem leidenschaftlichen Schwärmer erst ganz unentbehrlich machen, sich seiner erst ganz versichern, um dann desto gewisser einen längst gehegten Racheplan ausführen zu können.

Durch allerlei Ränke, durch die Künste ihrer hohen Reize und Schönheit war es dem schändlichen Geschöpfe denn auch bald gelungen, den feurigen Ritter ganz an sich zu fesseln und in ihre Netze zu ziehen, ihn soweit zu bringen, seine Liebe zu ihr so mächtig zu entflammen, daß er zu Allem fähig war, was sie um den Preis ihrer unwürdigen Hand, ihres schwarzen

---

*) Dieselbe lag auf dem jetzigen Bleicherberge und ist schon längst jegliche Spur davon verschwunden.

Herzens von ihm fordern würde; denn der Argverblendete belagerte sie jetzt förmlich, verfolgte sie auf Schritt und Tritt und ließ nicht ab mit Bitten, Anträgen und Liebesbetheuerungen. Und so schien denn nun der Abscheulichen der rechte Zeitpunkt zur Ausführung ihres schändlichen Plans gekommen; deshalb nahm sie plötzlich die stürmischen Bewerbungen des Ritters scheinbar huldvoll auf, ja sie versicherte ihm sogar mit frecher Stirne, daß auch sie ihm wahrhaft zugethan sei, und versprach ihm endlich Herz und Hand, sobald er ihr seine große Liebe und seinen hohen ritterlichen Sinn und Muth durch die That bewiesen haben werde, da sie nur das Weib eines solchen Mannes, eines Würdigen werden wolle und könne.

Außer sich vor Wonne und Glück über die so plötzliche, günstige Wendung seines Geschickes, schwur der sich nun mit einem Male dem so sehr ersehnten Ziele aller seiner Wünsche und Bestrebungen nahe wähnende, schrecklich getäuschte Ritter, sofort zu Allem bereit zu sein, was die Dame seines Herzens von ihm verlangen werde; selbst wenn's auch das größte Wagestück sei, es doch mit Gott für seine Liebe zu unternehmen und zu vollbringen, oder dabei unterzugehen.

„So erklimmt denn, Herr Ritter, morgen um die Mittagsstunde, gewappnet und bewehrt, auf Eurem Streitrosse die steilste Bergeshöhe der Burg Kieckindemark und kehrt auf demselben Wege im Galopp zu mir, in meine Arme, an mein Herz zurück; dann bin ich Euer, dann glaube ich an Eure Minne, an Eure echte Ritterlichkeit!“ Also sprach das schöne Edelfräulein, die falsche, heuchlerische Schlange.

Noch einmal schwur der Ritter hierzu bereit und zur bestimmten Stunde an Ort und Stelle zu sein, um in Gegenwart seiner Herzenskönigin das geforderte Wagestück auszuführen.

Ja, wol war es ein Wagestück, ein gefährliches, ein gräßliches, das wußte auch die Fordernde; sie wußte, daß es nicht zu vollbringen sei, daß der Ritter sein Leben dabei einbüßen werde. Und dies allein war auch nur ihre Absicht; sie wollte Rache, schreckliche Rache üben an dem, der es gewagt, sie früher einmal zu beleidigen. Dieser Unglückliche war der greise Schloßhauptmann, der alte, rechtliche Vater unsers armen Ritters, der vor längerer Zeit das hochmüthige, stolze Fräulein, wegen grober Nachlässigkeit bei einem Hoffeste ihrer beiderseitigen Gebieterin, der Herzogin Helena, im gerechten Unwillen einige Vorwürfe gemacht hatte. So etwas aber konnte das Edelfräulein, sie, die allgemein gefeierte, gepriesene und bewunderte Schönheit, nicht ertragen, sie wollte auch nicht die geringste Kränkung dulden und ungerächt hingehen lassen. Deshalb hatte sie, außer sich vor Wuth, schon gleich damals nach dem erwähnten Vorfalle dem alten Schloßhauptmanne fürchterliche Wiedervergeltung zugeschworen, aber noch immer hatte sich keine passende Gelegenheit hierzu finden wollen; jetzt endlich bot sich eine solche dar, jetzt sollte dafür ihrem Beleidiger auch die höchste Strafe, der härteste Schlag treffen. Sie wollte ihm durch Aufopfern des Ritters sein einziges Kind, sein Alles rauben, sie wußte, daß der Sohn sein ganzer Stolz, die Freude und Hoffnung seines Alters war; sie wußte, welch' unsägliches Weh sie durch diesen Todesfall über das graue Haupt des Vaters bringen werde. Und dies Alles wollte sie gerade auch, das Ungeheuer; sie wollte den alten Schloßhauptmann verderben, sie wollte ihn vernichten.

Am andern Tage um die Mittagszeit erschien denn nun, hoch zu Roß, im blinkenden Waffenschmucke, der kühne Rittersmann am Fuße des Berges, auf dessen Spitze die Burg Kiekindemark thronte. Auch das schöne Edelfräulein hatte sich hier schon

rechtzeitig eingefunden, in weißem Kleide und schönstem bräutlichem Putze, um so das unschuldige Opfer ihres rachedürstenden Herzens auch jetzt noch, in seiner letzten Stunde zu täuschen und ihn, sollte er gar wankend in seinem Vorsatze werden, durch ihre Reize zu demselben anzufeuern.

Gott um glückliches Gelingen bittend, Ihm und seiner Liebe vertrauend, gab der Ritter seinem herrlichen Streitrosse die Sporen und begann muthig den gefährlichen Ritt.

Glücklich hatte er die Höhe des Berges erreicht, schon wendete er sein Pferd und setzte es zur Rückkehr in Galopp, da trat das edle Thier mit einem Male fehl, und kopfüber stürzte Roß und Reiter die steile Bergeshöhe hinunter, zerschmettert und zerschellt zu den Füßen der grausamen Schönen. Ein vorwurfsvoller, gräßlicher Blick aus dem brechenden Auge des Ritters traf seine herzlose Mörderin und drang ihr wie tausend Dolchstiche tief, tief in die Seele. Entflohen war damit sein jugendliches Leben, und das aus tausend Wunden fließende Blut färbte die Erde und den Kleidersaum der Abscheulichen und schrie zum Himmel um Rache und Vergeltung.

Und der Fluch des Höchsten, der Fluch des alten bejammernswürdigen Vaters des Geopferten, der Fluch aller fühlenden Menschen ereilte sofort die schändliche Mörderin. Denn namenlose Angst, rasende Verzweiflung bemächtigten sich ihrer jetzt; wild rollten ihre sonst so bezaubernden Augen, wüthend zerraufte sie ihr langes schwarzes Haar, zerkratzte und zerschlug sie ihr schönes zartes Gesicht, ihren vollen Hals und Nacken, ihre weißen Arme und Hände; dann rannte sie, nunmehr eine Wahnsinnige, heulend und schreiend davon, ohne Rast und Ruh, durch Feld und Wald, bis der Tod endlich ihrem gräßlichen Zustande ein Ende machte und sie dort in die Erde bettete, wo der ihr geopferte, unglückliche Ritter sein Leben ausgehaucht hatte.

Doch auch im Grabe fand die Fluchbeladene keine Ruhe; denn rastlos mußte selbst auch noch ihr Geist, zur Strafe und Sühne ihres schweren Verbrechens und zur Warnung der lebenden, sündigen Menschheit, in sichtbarer Gestalt bei Tag und Nacht umherwandeln und spuken.

Auch noch jetzt soll das Edelfräulein öfter gesehen werden. Viele wollen ihr schon auf ihren ruhelosen Wanderungen, bald hier, bald dort im Sonnenberge, oder in der Nähe Kiekindemarks begegnet sein. Stets soll sie sich in ihrem weißen Kleide zeigen, und zwar am häufigsten in dunklen Nächten, mitunter aber auch am Tage, jedoch dann nur immer um die Mittagszeit.

Von der alten Burg Kiekindemark ist jetzt nichts mehr vorhanden, als einzelne zerstreut umherliegende Mauerreste. Wenn wir aber die Landstraße von Parchim nach Grabow passiren, so schimmern uns bald, dreiviertel Meilen von ersterer Stadt entfernt, statt ihrer aus einer Niederung, einsam und versteckt und auf drei Seiten von den Waldungen des Sonnenberges eingeschlossen, die ländlicheu Gebäude des kleinen zu Parchim gehörenden Dorfes — Hof und Försterei — Kiekindemark entgegen, während uns die nahe dabei liegende Anhöhe den Ort zeigt, wo sich ehemals die starke, feste Burg gleichen Namens erhob.

Noch zu Anfang des 17. Jahrhunderts stand die Burg Kiekindemark, obgleich sie damals schon lange nicht mehr bewohnt war. Als aber während des dreißigjährigen Krieges im Jahre 1637 Parchim so arg von den Kaiserlichen verheert wurde, da wurde auch von ihnen die Burg Kiekindemark niedergerissen und bis auf den Grund zerstört.

Der Rector Beatus zu Dömitz.

(Von G. F. C. Neumann zu Röbel.)

Zur Zeit als der Herzog Karl Leopold*) auf der Festung Dömitz residirte, lebte in der Stadt ein Bürger Namens Beatus, der sich durch sein christlich frommes und redliches Leben die Liebe und das Zutrauen seiner Mitbürger im hohen Grade erworben hatte.

Wie es aber so oft der Fall ist, so hatte auch er gar arge Feinde und Neider; auch sein Dienstmädchen gehörte zu diesen. Dasselbe verklagte ihn beim Herzoge, daß er ihr habe mit Hexenformeln beschriebene Zettel eingeben und sie so habe behexen wollen.

Im Verhöre betheuert Beatus nur seine Unschuld; aber trotzdem und ohne einen andern Beweis, als die Behauptung der Magd, läßt ihn der Herzog in eine Bastion führen und dort auf die Folter spannen. Mit Ruhe und Gottergebenheit erträgt er die qualvollsten Martern und betheuert auch hier nur seine Unschuld; doch der Herzog befiehlt, nach jeder Unschuldsbetheurung die Folter einen Grad straffer zu spannen.

Da, dem Tode nahe, fleht der Gefolterte inbrüustig zu Gott, Er möge doch seinen Peinigern ein Zeichen seiner Unschuld geben; und Gott erhört ihn. Als man eben beginnt, ihn noch stärker zu foltern, zerreißt die Mauer mit einem furchtbaren Gekrache.

*) Karl Leopold, Herzog von Mecklenburg-Schwerin wurde geboren am 26. November 1678, regierte vom 31. Juli 1713 und starb am 28. November 1747.

Schnell wird dem Herzog das Vorgefallene gemeldet. Durch einen unterirdischen Gang begiebt er sich in die Bastion und befiehlt nicht nur, Beatus frei zu lassen, sondern auch für seine Genesung die größte Sorge zu tragen.

Bald darauf stirbt der Rector in Dömitz, und der Herzog verleiht dem Bürger Beatus die erledigte Stelle.

Lange Zeit hindurch hat er als solcher mit Segen gewirkt, lange sind aber auch seine Maulschellen im Andenken geblieben, die seiner ausgereckten Hände wegen, mit denen er beide Seiten des Kopfes zu gleicher Zeit berührte, so sehr gefürchtet wurden.

Beatus Name wird noch in den alten dömitzer Schulacten gefunden, wie auch noch das Haus steht, in dem er in den letzten Jahren seines Lebens gewohnt haben soll.

Den Riß in der Mauer hat man noch dem jetzt lebenden Geschlechte gezeigt. Späterhin ist die Mauer mehr und mehr verfallen und in jüngster Zeit, wo man die Festungswerke ausbessert, durch eine neue ersetzt worden.

Der Teufelswinkel bei Wittenburg.

(Von J. G. C. Ritter zu Friedrichshöhe.)

An der Scheide zwischen der Stadt Wittenburg und dem Dorfe Dreilützow ist eine sumpfige, früher mit Busch bewachsene Gegend, durch welche die alte Landstraße nach Schwerin führt.

Diese Stelle hatte sich der Teufel zu seiner Behausung ausersehen, wo er, sobald es dunkel wurde, die Wanderer oder die in der Nähe in den Wiesen und auf dem Acker arbeitenden Leute neckte und beschädigte. Der Ort heißt darum noch jetzt, wie früher, der Teufelswinkel.

Ein angesehener Ackerbürger der Stadt, welcher in der Nähe Wiesen besaß, aber seine Leute hier nicht bis zum Untergange der Sonne bei der Arbeit halten konnte, kam auf den Gedanken, den Teufel einzufangen.

Dieser Mann lebte im vorigen Jahrhundert und hieß Paul August Möller. Um seinen Vorsatz auszuführen, ließ er durch seine Frau eine Partie schöner Pfannkuchen backen und legte diese ganz unten in einen großen Hopfensack, welchen er dann gegen Abend an dem Orte offen ausspannte.

Der Teufel, durch den Geruch angelockt, kroch hinein. Kaum aber war dies geschehen, als Möller den Sack zuzog und seine in der Ferne harrenden Leute herbeirief, durch welche nun der Sack nebst Inhalt nach einer bereits vorher gegrabenen tiefen Grube geschleppt, hineingesenkt und mit Erde verschüttet wurde.

Banges Grausen überfällt noch jetzt Manchen, der in der Nacht diese Gegend passiren muß, besonders wenn ihm bekannt ist, was sich hier früher zugetragen hat; aber von dem Teufel selber hat man seit jener Nacht hier weder etwas gehört noch gesehen. (R. Z.)

Was man sich von der zwischen Penzlin und Hohenzieritz gelegenen Ihsepuhrt erzählt.

(Von **A. C. F. Krohn** zu Penzlin.)

Zwischen Penzlin und dem benachbarten Hohenzieritz befindet sich in dem hohenzieritzer Gehölze ein ziemlich langer und sehr tiefer Hohlweg, um welchen sich, nach Penzlin zu, mehrere Gräben — sogenannte Landgräben — hintereinander ziehen. Dieser Hohlweg bildet den Eingang in das altberühmte Land der Rhedarier und führt schon seit alten Zeiten den Namen Ihsepuhrt. *)

Mit solchen und ähnlichen Stellen hat das Volk von jeher gern Geistererscheinungen ꝛc. in Verbindung gebracht, und erzählt man sich denn auch von der Ihsepuhrt, daß dort des Nachts um 12 Uhr zwölf weiße Männer mit einem schwarzen Sarge umgehen.

Ein alter Fuhrmann, der früher oft diesen Weg passirt ist, jetzt aber nicht mehr lebt, behauptete steif und fest, und hat's auch vielen Leuten erzählt, daß er an diesem Orte Folgendes erlebt habe:

Er kam nämlich, nachdem er sehr häufig diesen Weg gemacht hatte, auch einmal am hellen Tage mit einem leeren Wagen in diesem Hohlweg an. Plötzlich standen seine Pferde, und nichts vermogte weder sie, noch den Wagen vom Flecke zu bringen.

Der alte Mann hatte schon oft erzählen hören, es solle nicht ganz geheuer an dieser Stelle sein, obwol er noch nie etwas bemerkt hatte. Darum dachte er auch gleich, es könne

*) Eiserne Pforte.

dies ebenfalls nicht mit rechten Dingen zugehen. Er machte sich also nach vorne hin zu seinen Pferden und sah ihnen durch die Ohren; denn so soll man Manches sehen können, was man sonst nicht mit leiblichen Augen wahrnehmen kann. Und wirklich, da lag ein baumlanger, kohlschwarzer Kerl der Länge nach auf seinem Wagen hingestreckt und lachte recht höhnisch über ihn.

Ohne sich aber weiter zu besinnen, und ohne ein Wort zu sprechen, nahm der Fuhrmann seine Peitsche, schlug drei Kreuzknoten hinein und prügelte ganz unbarmherzig auf den Kerl los.

Das half! Der Wagen war auf der Stelle frei.

Die Pferde aber legten dermaßen in's Geschirr, daß er sie erst bei Penzlin zum Stehen brachte.

Vom Spuke an der alten Brücke zwischen Sponholz und Warlin bei Neu-Brandenburg.

(Von C. Langmann, Lehrer zu Sponholz.)

Auf dem früheren Landwege von Sponholz nach Warlin sieht man noch jetzt, jenseit des Waldes, nahe an der von Neu-Brandenburg nach Friedland führenden Chaussee, eine alte steinerne Brücke, welche über den Mühlenbach führt.

Hier soll es nun von jeher nicht geheuer gewesen und schon Manchem schlecht ergangen sein, wenn er in später Stunde des Weges gekommen.

Unter Andern erzählte mir, vor mehr als 20 Jahren, ein damals auf dem sponholzer Hofe dienender Knecht, daß er

Abends spät mit einem leeren Kaleschwagen mit zwei Pferden bespannt des Weges gekommen. Als er an die Brücke gelangt, wollen die Pferde durchaus nicht hinüber. So viel er auch peitscht und antreibt, die Pferde bäumen sich und drängen immer zurück.

Zuletzt fällt dem Knecht ein, daß er einmal gehört, wenn man einen sogenannten Kreuzknoten in einen der Zugstränge mache, so müsse der Spuk weichen. Er springt also vom Wagen und schlägt einen solchen Knoten. Kaum aber ist er damit fertig, als auch schon die Pferde mit einem Male wie toll losgehen, so daß er nur schnell mit einem Satz auf den Wagen eilt und im vollen Galopp, die Pferde mit Schaum bedeckt, zu Hause ankommt.

Der spukende Stallmeister G. zu Steinbeck bei Neustadt.

Der Hof Steinbeck bei Neustadt gehörte früher einem Stallmeister G.... Dieser, ein ebenso strenger und geiziger, als gottloser und schlechter Mann, wohnte nicht auf seinem Gute, sondern hielt sich gewöhnlich in Ludwigslust auf. Häufig aber kam er, und zwar immer unerwartet, auf seinem Schimmel im schnellsten Galoppe nach Steinbeck gesprengt, um seine Leute zu überraschen, und fand er dann nur irgend eine kleine Unordnung, so züchtigte er den Schuldigen mit der größten Härte und Strenge.

Da der Stallmeister selbst weder an Gott dachte, noch an Ihn glaubte, sondern nur für irdische Güter sorgte und lebte,

so litt er auch nie, daß seine Leute zur Kirche gehen durften; hatte es aber dennoch Jemand gewagt, dies Gebot zu übertreten, so wurde er dafür auf das Unbarmherzi ste ausgepeitscht.

Nun aber wurde dieser gottlose Mann plötzlich sehr krank. Sein Gewissen rührte sich fürchterlich, als er auf dem Todtenbette lag; mit Zittern und Zagen sah er seiner baldigen Auflösung entgegen, und zu spät bereuete er seinen schlechten Lebenswandel. Er schickte jetzt in seiner Herzensangst und Noth nach Steinbeck zu seinen Tagelöhnern und ließ sie alle flehentlich bitten, doch in die Kirche zu gehen und dort für ihn zu beten.

Und die guten, mitleidigen Landleute erbarmten sich ihres sonstigen Peinigers und Bedrückers, sie gingen sämmtlich am nächsten Sonntage in die Kirche und beteten auch für ihn zum Höchsten. Bald darauf starb er denn auch, aber ohne den ewigen Seelenfrieden erlangt zu haben; denn ruhelos mußte er auch noch nach seinem Tode umherirren.

Noch heute behaupten die Leute zu Steinbeck, den bösen Stallmeister S.... häufig auf seinem weißen Rosse daherreiten zu sehen.

Die Nixe im See bei Wanzka, zwischen Stargard und Neu-Strelitz.

(Von F. C. W. Jacoby zu Neubrandenburg.)

Vor längerer Zeit bestand in dem jetzigen Marktdorfe Wanzka ein herzogliches Amt, und waren die Bauern desselben dahin frohnpflichtig.

Einmal um die Frühjahrszeit pflügten mehrere dieser Bauern in der Nähe des wanzkaer Sees und zwar an dem Theile, der sich nach Blankensee hinzieht. In der Mittagsstunde legten sie sich bei den dort stehenden Weidengebüschen zum Schlafe nieder und waren auch bald eingeschlummert.

Einer nur konnte nicht einschlafen und vernahm plötzlich vom See her, der dort eine Art Bucht macht und mit Rohr und Schilf bewachsen war, die Worte: „De Tid is üm, un de Minsch is noch nich doa!“ *)

Nach dem ersten Schreck erhebt sich dieser, sieht ängstlich nach der bezeichneten Stelle hin und weckt dann, als er nichts gewahrt, seine Gefährten.

Bald sind alle Schläfer wieder munter und lauschen erwartungsvoll, ob die Stimme wol noch öfter sich hören lassen werde uud was sich dann weiter ereigne. Und bald darauf rief es wieder: „De Tid is üm, un de Minsch is noch nich doa!“ aber weiter bemerkten sie nichts.

Als die aufmerksam Horchenden endlich aber zum dritten Male dieselben Worte vernommen hatte, kam eiligst angelaufen, mit einem Paar Reusen in der Hand, der Weber von der wanzkaer Schäferei. Er lenkte seine Schriite gerade der Bucht zu, von welcher her die Worte erschallt waren.

Da kamen die Bauern aber hinter den Gebüschen hervor, traten dem daher Eilenden in den Weg und fragten nach seinem Begehr. Er erzählte ihnen unverhohlen, daß er ein armer Mann sei und die Mittagsstunde, sowie die Abwesenheit der wanzkaer Fischer habe benutzen wollen, um hier Reusen zu legen, da sich bei der jetzigen Laichzeit und gerade in dieser

*) „Die Zeit ist um, und der Mensch ist noch nicht da!“

Bucht die Fische sehr gut fingen. Er bat sie, ihn seine Reusen legen zu lassen und ihn nicht anzugeben.

Die Bauern jedoch erwiederten, daß daraus nichts werden könne, er solle nur wieder umkehren.

Als der arme Weber aber immer dringender bat; sagten die besorgten Leute ihm endlich, weshalb nichts daraus werden könne, eine Stimme habe gerufen: „De Tid is üm, un de Minsch is noch nich doa!" und wenn sie auch sonst nichts dagegen hätten, so könnten sie ihn unter solchen Umständen nicht nach dem See heranlassen.

Der Mann beklagte seine Zeitversäumniß und daß er nun den Weg so vergeblich gemacht habe, und ersuchte die Bauern, ihn wenigstens einmal zu trinken zu geben, da er vom eiligen Gehen erschöpft sei und großen Durst habe.

Allein das Trinken war all' geworden und so bat der Erschöpfte denn um einen Trunk Wasser aus dem See.

Einer der Bauern ist dazu bereitwillig, er schöpft mit seinem großen dreieckigen Hut und bringt dem Durstigen zu trinken.

Kaum hat dieser aber seinen Durst gelöscht, so fällt er todt hin, und die Bauern behaupteten nun, daß er der Mann gewesen sei, den die Stimme aus dem See gerufen habe.

Von den vierzehn Brüdern, welche die St. Marien-Kirche zu Rostock erbaut haben sollen.

(Von H. Pinß, Kämmerarius zu Röbel.)

Während meines Conditionirens in Rostock, in den Jahren 1805 bis 1813, besuchte ich gerne und öfter den öffentlichen

Gottesdienst in der St. Marien-Kirche, nach welcher meine Prinzipalität eingepfarrt war. Bekanntlich ist die St. Marien-Kirche ein überaus prächtiges, mit vielen herrlichen Alterthümern und Denkmälern geschmücktes Gebäude, so daß man längerer Zeit bedarf, um alles darin Enthaltene zu beschauen.

Eines guten Wochentages sah ich beim Vorübergehen der St. Marienkirche eine Thüre derselben geöffnet; ich ging hinein und fand, daß mehrere Arbeiter darinnen beschäftigt waren, um Alles zum nahebevorstehenden Pfingstfeste und zum Pfingstmarkte — weil dann viele fremde Herrschaften die Kirche zu besehen pflegen — zu ordnen, zu schmücken und zu reinigen. Ich ging für mich allein in der Kirche umher, um einige Bilder, Monumente und Kunstwerke zu besehen; bald kam jedoch zu mir ein alter Mann, der als Kirchendiener die Arbeitsleute beaufsichtigte. Wir waren schon seit früher mit einander bekannt, und da nun der Alte den Zweck meiner Anwesenheit erfuhr, so zeigte er mir und machte er mich aufmerksam anf mehrere Hauptgegenstände, bis wir endlich zu einem ganz unbedeutend scheinenden Gegenstand kamen. Es war dieses ein Tableau aus Eichenholz in halb erhabener Bildhauerarbeit, darstellend sieben männliche, mit verschiedenen alterthümlichen Gewändern bekleidete Figuren. Das Ganze mogte ungefähr 12 bis 14 Fuß Länge und 8 bis 10 Fuß Höhe haben, die Figuren aber wol an 4 bis 5 Fuß hoch sein. Der alte Kirchendiener erzählte mir darüber nachstehende Sage:

Im grauen Alterthume hatten 14 Brüder, alle reiche, mit vielen Grundstücken in Mecklenburg belehnte Herren, den Entschluß gefaßt, ein großes, prächtiges Gotteshaus in Rostock zu erbauen. Sieben von diesen Männern haben nun deshalb im ganzen Lande Geld und Baumaterialien zusammengebracht

und nach Rostock geschickt; die andern Sieben aber sind in Rostock geblieben und haben hierden Bau beaufsichtigt und geleitet.

Von diesen sieben in Rostock gebliebenen Brüdern hat nun einer die Kasse oder den Beutel gehabt und die andern in der Berechnung betrogen. Dieses ist jedoch entdeckt worden, worauf ihn denn seine Brüder getödtet haben.

Das Tableau in der Kirche stellte nun die sieben Brüder dar, welche in Rostock den Bau der Kirche leiteten und besorgten. In ihrer Mitte erblickte man auch den Betrüger, mit einem Beutel in der Hand. Außerdem daß sich mehrere kleine Kugellöcher auf verschiedenen Theilen seines Körpers befanden, zeichnete er sich auch noch durch die Weiße seines Gesichtes vor den andern sechs Brüdern aus, wodurch er gleichsam als eine Leiche erschien.

Hierauf zeigte mir auch noch der alte Mann oben am Thurme, in der Höhe wo ungefähr die Glocken hängen, nach der Abendseite und den Prediger-Wohnungen zu, 14 menschenähnliche Gegenstände, die in dem Mauerwerke als Verzierung angebracht waren, darstellend die sämmtlichen 14 Brüder oder Männer, welche den Kirchenbau ausgeführt haben sollen.

Da die St. Marien-Kirche in Rostock vor mehreren Jahren sehr geschmackvoll und auf das Prächtigste neu dekorirt und ausgebaut ist, so ist wahrscheinlich auch das erwähnte Tableau aus derselben entfernt worden. Dieses Tableau hing früher hinter dem Altare, grade gegen den langen Gang, der von der Thurmthür, wo die Wallfischrippe lag, heran führt und wo noch jetzt die nach dem Thurme und zur Orgel hinaufgehende steinerne Wendeltreppe sich befindet.

Dahingegen wird auch jetzt noch die Verzierung der 14 Männer am Thurme zu sehen sein.

Die Schlossruine bei Gross-Vogtshagen bei Dassow.

(Von G. F. C. Neumann zu Röbel.)

Zwischen Grevismühlen und Dassow liegt inmitten fruchtbarer Aecker das Gut Groß-Vogtshagen. In der Nähe desselben rechts am Wege, der nach Roggenstorf führt, stand, wie eine alte Sage erzählt, vor vielen, vielen Jahren ein prächtiges Schloß. Dasselbe wurde von den Besitzern des Gutes, die Ritter waren, bewohnt und war mit einem breiten, tiefen und mit Wasser angefülltem Graben umgeben. Ueber denselben führte eine Zugbrücke, die allabendlich aufgezogen wurde.

Der letzte Ritter war ein Gewaltherr gegen seine Untergebenen. Schon als Knabe übte er alle nur erdenklichen Bubenstreiche aus. Dabei war er grausam gegen die armen Thiere; denn seinen Hund halb zu Tode prügeln, Vögel stundenlang an einem Bande herumflattern lassen und quälen, das waren so seine Freuden. Es war natürlich, daß man von ihm als dereinstigen Gutsherrn nicht viel Gutes erwartete, und als er zur Herrschaft gelangte, da wurde das, was man so lange gefürchtet hatte, nur zu wahr.

Im Dorfe sah man nur zerfallene Hütten und verhungerte, mit Lumpen behangene Gestalten; bei dem Ritter ging es aber alle Tage hoch her, und dabei mißhandelte er seine Untergebenen auf die schrecklichste Weise.

Als der Gewaltige auch einmal wieder einen seiner Leute

so übel zugerichtet hatte, sollte er zur Verantwortung gezogen werden.

Unerwartet langten in einer Nacht die Diener des Gesetzes vor dem Schlosse an und begehrten den Ritter zu sprechen. Nach langem Warten wurde endlich die Zugbrücke niedergelassen, und als sie nun die Thür des Schlosses öffneten, da schlugen ihnen Rauch und Flammen entgegen.

Der Ritter, nichts Gutes ahnend, hatte das Schloß in Brand gesteckt, war darauf in einem Boote über den Graben gesetzt und entflohen.

Das Schloß ließ man bis auf den Grund niederbrennen, und ein großer Schutt- und Steinhaufen zeigt noch heutigen Tages die Stelle, wo es gestanden.

Was sich die Leute von einer Glocke zu Lichtenhagen bei Rostock erzählen.

(Von J. G. C. Ritter zu Friedrichshöhe.)

An einem warmen Sommertage hütete einst ein kleines Mädchen die Gänse in der Nähe eines Wassers, aus welchem sich zwei Glocken erhoben, an's Ufer kamen und sich hier sonnten. Das Mädchen ging neugierig hinan und besah sich dieselben; zufällig legte sie auf eine derselben ihren „Fleeschlappen", das Tuch, worin sie das ihr mitgegebene Essen gehabt hatte.

Nach einigen Stunden setzte sich die eine Glocke in Bewegung, kehrte in's Wasser zurück und verschwand. Die andere, mit dem Tuche belegte Glocke dagegen blieb ruhig am Ufer

stehen; der vor Zeiten auf sie gelegte Zauber war hierdurch gelöset worden.

Als das Mädchen zu Hause angekommen war, erzählte sie das Vorgefallene, und man eilte dahin, um sich von der Wahrheit zu überzeugen.

Es wurde beschlossen, die Glocke nach Warnemünde zu schaffen und der dortigen Kirche zu schenken. Sie wurde auf einen Wagen gebracht; aber so viele Pferde man auch anspannte, es war nicht möglich, sie von der Stelle zu bewegen.

Nach vielen vergeblichen Versuchen erbot sich ein Bauer, die Glocke mit seinen zwei Ochsen fortzuschaffen, wenn er sie in entgegengesetzter Richtung nach Lichtenhagen und nach der dortigen Kirche bringen sollte.

Man willigte ein, und siehe, die Glocke wurde leicht von diesen Ochsen gezogen und hängt noch in dem Glockenstuhl der Kirche zu Lichtenhagen.

Die andere Glocke ist freilich noch hin und wieder gesehen, wenn sie aus dem Wasser emportauchte, aber es ist bisher nicht gelungen, sich ihrer zu bemächtigen. (N. Z.)

Das Petermännchen, der alte treue Schutzgeist des Fürstenschlosses Schwerin.

(Hierzu die Titel-Vignette dieses Bandes.)

Reizend auf einer kleinen Insel im südwestlichen Theile des schönen schweriner Sees gelegen, erhebt sich das herrliche Fürstenschloß Schwerin und ragt mit seinen vielen Spitzen,

Zinnen und Thürmen hoch hinein in die Lüfte unseres nordischen Himmels. Mit Ehrfurcht und Bewunderung betreten wir — über die kleine Brücke kommend, welche die Insel mit dem festen Lande und der Stadt Schwerin verbindet — diesen altberühmten, geweiheten Ort; die Schauer uralter Zeiten wehen uns an, und die Begebenheiten längst vergangener Jahrhunderte ziehen an unserm geistigen Auge vorüber.

Ist auch nach der jüngsten großartigen Restauration, nach dem prachtvollen Um- und Neubaue des schweriner Schlosses, der erst im vorigen Jahre — 1857 — vollendet wurde, jetzt wenig mehr von der alten „Burg" oder „Festung Schwerin", wie es sonst noch immer genannt wurde, vorhanden, so erzählt uns doch Sage und Geschichte, daß hier schon seit den ältesten Zeiten fürstliche Vesten und Burgen gestanden, daß hier schon vor tausend und mehr Jahren, in fast ununterbrochener Reihenfolge bis auf die Jetztzeit herab, der Sitz großer und bedeutender Herrscher gewesen ist.

Als nach dem Untergange des obotritischen Reiches, dessen mächtige Könige — die Urahnen unserer jetzt regierenden großherzoglichen Fürstenhäuser von Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz — hier auf dieser Insel schon seit den grauesten Zeiten des Heidenthums ihre wendische Veste gehabt und hauptsächlich hier residirt haben sollen; als nach der Eroberung ihres Landes durch den Sachsenherzog Heinrich den Löwen *), dieser die

*) Als im Jahre 1161 der Herzog Heinrich der Löwe von Sachsen und Baiern seinen zweiten großen Feld- und Kreuzzug gegen das heidnische Wendenland begann, da zog sich Niklas oder Niklot I., König der Obotriten und Wenden, vor der gewaltigen Uebermacht der christlichen Sachsen auf seine Veste Werle zurück und brannte seine übrigen Burgen, worunter auch Schwerin, nieder. Bald darnach aber schon fand er seinen Heldentod in einem Gefechte gegen die fremden Eroberer.

Herrschaft Schwerin gegründet und Gunzelin I. zum Beherrscher derselben eingesetzt hatte, da schlug auch Letzterer seine Residenz hier auf; und über den Trümmern der alten niedergebrannten obotritischen Königsfeste erhob sich nun eine neue Herrscherburg, die der Grafen von Schwerin. Graf Gunzelin's I. Nachkommen folgten diesem seinem Beispiele, und so war denn die Insel 193 Jahre hindurch der Hauptsitz der regierenden Grafen von Schwerin. Nach ihrem Abgange*), im Jahre 1359, kam die Grafschaft wieder an die Nachkommen ihrer ersten Besitzer, an das 11 Jahre vorher in den Herzogsstand erhobene Fürstenhaus Mecklenburg, und auch der damals regierende Herzog Albrecht II.,**) der Stifter der mecklenburg-schwerinschen Linie, verlegte hiernach sofort seine Hauptresidenz von Wismar nach dem alten Herrschersitze seiner königlichen wendisch-obotritischen Ahnen zurück. Herzog Albrecht II. und seine Nachfolger, die regierenden Herzoge, nunmehr aber seit 43 Jahren Großherzoge***) von Mecklenburg-Schwerin, erweiterten und verschönerten im Laufe der Jahrhunderte die frühere alte Grafenburg oder Festung Schwerin, die

Als Heinrich der Löwe das wendische Obotritenland fast ganz unterjocht hatte, stiftete er im Jahre 1166 die noch heute unter diesem Namen bestehende Herrschaft Schwerin, belehnte damit seinen treuen Feldherrn Gunzelin von Hagen, auch von Bartensleben genannt, und ernannte ihn gleichzeitig zum erblich regierenden Grafen von Schwerin. Der Sohn Niklot's I. aber, Pribislaw II., letzter König der Wenden und Obotriten und erster Fürst von Mecklenburg, — siehe Anmerkung Seite 14 ersten Bandes — erhielt in demselben Jahre einen großen Theil seiner väterlichen Erblande wieder zurück.

*) Siehe Anmerkung Seite 199 ersten Bandes.

**) Fürst Albrecht II. von Mecklenburg, geboren etwa 1317, gelangte 1335 zur Regierung, wurde am 8. July 1348 zum Herzoge erhoben und starb am 19. Februar 1379.

***) Siehe Seite 136 ersten Bandes, Anmerkung 1.

von der Zeit an, wenn auch mitunter nur der Form nach, doch ununterbrochen bis auf den heutigen Tag, jetzt also schon 499 Jahre hindurch die Hauptresidenz derselben geblieben und, wie wir Alle wissen, noch jetzt ist.

Uralt, wie die geschichtliche Bedeutung dieser Insel, ist ebenfalls die Sage vom Petermännchen, jenem alten Schutzgeiste des schweriner Herrscherschlosses. So oft das Letztere auch seine Herren und sonstigen Bewohner gewechselt, so oft es auch seine Gestalt, sein Aussehen, seine innere und äußere Einrichtung verändert, so hat doch nichts den getreuen Geist von seiner alten Stätte verdrängen können; immer ist er ihr hold geblieben, immer ist er ein treuer Wächter und Hüter, ein treuer Beschützer und Schirmer des ehrwürdigen Fürstensitzes Schwerin und seiner verschiedenen, dort nach einander residirenden Herrscher gewesen und bis auf den heutigen Tag geblieben.

Nur selten und zu gewissen Zeiten soll sich das Petermännchen in sichtbarer Gestalt zeigen, und zwar gewöhnlich bei besonders wichtigen Gelegenheiten und Veranlassungen, um entweder ein die geliebte fürstliche Familie betreffendes freudiges, oder auch ein trauriges Ereigniß anzukündigen. Diesem entgegen wird aber von Andern erzählt, daß sich das Petermännchen auch zu andern Zeiten mehr oder weniger sehen lasse, ohne gerade der Verkündiger wichtiger, das fürstliche Haus betreffender Ereignisse zu sein. Von Manchen ist es sogar steif und fest behauptet worden, das Petermännchen häufig gesehen, ja selbst öfter mit demselben verkehrt zu haben und ganz bekannt und vertraut mit ihm gewesen zu sein; während wieder Andere, die viele Jahre selbst im Schlosse gewohnt, oder dort doch viel und täglich verkehrt, nie eine Spur vom Petermännchen entdeckt und gesehen haben wollen.

Ueber das Aussehen und die Gestalt des Geistes haben wir verschiedene Berichte, doch stimmen alle, sowol die älteren, als neueren so ziemlich in den Hauptsachen überein, wornach derselbe ein zwergartiges, nur ein Paar Fuß hohes, ganz altes Männchen mit grauem Kopf- und Baarthaare ist. Einige schildern nun zwar den Bart kurz, Andere ihn hingegen sehr lang und fast bis auf die Brust reichend. Ebenso abweichend sind auch die Berichte über das Hauptthaar; bald soll es ganz kurz, bald sehr lang sein und in großen Locken bis auf die Schultern herabfließen zc. zc. Nur darin stimmen Alle überein, daß sowol Haar als Bart gebleicht und von grauer Farbe sei.

Sehr verschieden und von einander abweichend sind aber die vielen Angaben über den Anzug und die Kleidung unseres kleinen Schloßgeistes. Nach der Aussage eines gewissen Daniel Gardemin,**) „Kammerlakaien seiner hochfürstlichen Durchlaucht des hochseligen Herrn Herzogs Friedrich Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Güstrow",**) der

---

*) Gardemin hatte Manches von seinen vielen Erlebnissen mit dem Petermännchen seiner Frau erzählt, und sagte diese das von demselben hierüber Erfahrene später in einem mit ihr am 12. November 1747 in Bützow angestellten Verhöre wieder aus, wohin sie nach dem Tode ihres Ehemannes, als Castellanin des dortigen Schlosses, gekommen war. Dies Schriftstück, das älteste bis jetzt bekannte über das Petermännchen, ist in den Jahrbüchern des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde Band 5 Seite 58 bis 60 abgedruckt.

**) Herzog Friedrich Wilhelm — geboren den 28. März 1675, gestorben den 31. July 1713 — folgte seinem Onkel, dem Herzog Christian Ludwig I. von Mecklenburg-Schwerin am 21. Juny 1692 in der Regierung dieses Herzogthums.

Als der Herzog Gustav Adolph von Mecklenburg-Güstrow — siehe Anmerkung Seite 132 dieses Bandes — am 6. October 1695 ohne Hin-

das Petermännchen häufig gesehen hat und von dem später auch noch einige Geschichten und Erlebnisse, die er mit demselben gehabt haben will, folgen sollen, trug der kleine Geist stets einen langen, bis auf die Füße reichenden, schwarzen Rock mit ganz engen Aermeln und vorne einen guten Finger breit mit Weiß aufgeschlagen, dazu einen Kragen um den Hals, eine Art Mütze oder Barett auf dem Kopfe und etwas große, breite

---

terlassnng männlicher Erben gestorben war, machte Herzog Friedrich Wilhelm auch auf dies Herzogthum, nach dem Gesetze der Erstgeburt, als alleiniger Erbe desselben, Anspruch, was ihm aber von seinem Onkel, Herzog Adolph Friedrich II. — geboren den 19. October 1658, gestorben den 12. May 1708 — bestritten wurde, da auch dieser gerechte Ansprüche auf das erledigte Herzogthum Güstrow zu haben meinte. Nach vielem Hin- und Herstreiten kam es endlich am 8. März 1701 zu einem Vertrage, bekannt unter dem Namen „der hamburger Vergleich". Hiernach erhielt Herzog Friedrich Wilhelm zu seinem Herzogthume Mecklenburg-Schwerin auch noch das ganze Herzogthum Mecklenburg-Güstrow hinzu, mit Ausnahme der Herrschaft Stargard und der beiden ehemaligen Johanniterkomthureien Mirow und Nemerow, welche Landestheile nebst dem Fürstenthume Ratzeburg — wie auch ein jährlicher Antheil des boitzenburger Elbzolles — dem Herzog Adolph Friedrich II., als selbstständiges neues Herzogthum Mecklenburg-Strelitz, zugesprochen wurden.

Hiernach hörte das frühere Herzogthum Mecklenburg-Güstrow thatsächlich zu bestehen auf, und somit ist denn Herzog Friedrich Wilhelm der Vereiniger der Herzogthümer Schwerin und Güstrow zu einem Herzogthume, dem vergrößerten, noch jetzt so bestehenden, sonstigen Herzog-, seit dem 14. Juny 1815 aber Großherzogthume Mecklenburg-Schwerin; während Herzog Adolph Friedrich II. der Gründer des noch jetzt ebenso bestehenden, sonstigen Herzogs-, seit dem 28. Juny 1815 aber Großherzogthums Mecklenburg-Strelitz, wie auch zugleich der Stifter dieser hohen Fürstenlinie ist.

Diese, wie schon gesagt am 8. März 1701 geschehene Theilung der mecklenburgischen Lande ist denn auch die letzte derselben bis auf den heutigen Tag gewesen und geblieben.

Schuhe. Hingegen wird er von Andern als in mittelalterlicher Hoftracht gekleidet, im kurzen Wamse, hohen Reiterstiefeln mit Sporen, Degen und Federhute und mit einem großen Schlüsselbunde an der Seite im Gürtel, geschildert. In dieser Kleidung ist er auch auf einem alten im fürstlichen Schlosse zu Schwerin befindlichen Gemälde abgebildet, mit der Unterschrift: „Quid, si sic?" *) Einige behaupten, daß dies Bild — nach welchem auch das Petermännchen auf der Titelvignette dieses Bandes entworfen ist — aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts stamme; nach Andern soll dasselbe aber schon aus dem 14. oder 15. Jahrhundert stammen und nur in neuerer Zeit wieder aufgefrischt und restaurirt sein. Noch Andere umhüllen endlich das Petermännchen mit einem Mantel, und zwar mit einem rothen, wenn es ein freudiges, mit einem schwarzen aber, wenn es ein die fürstliche Familie betreffendes trauriges Ereigniß anzuzeigen habe 2c. 2c.

Wie sonst gewöhnlich alle in Burgen, Schlössern, Häusern und dergleichen hausenden Geister hämischen und schlechten Charakters zu sein pflegen, die nur die Menschen stören und beunruhigen, sie nur erschrecken, ängstigen und quälen, ihnen allerlei Ungemach, Verluste und Schäden zu bereiten trachten, ja sie wol gar in die Hölle und in's ewige Verderben zu stürzen suchen, so, ein solcher böser Geist ist unser Petermännchen nicht; im Gegentheil ist er ein ganz vorzüglicher und prächtiger kleiner Mann, der nur allein Gutes will, der Keinem ohne Grund zu nahe kommt, Niemandem ohne Ursache das Geringste zu Leide thut, kurz, der gegen Jedermann edel, gut und brav handelt, der's verdient. Ganz besonders wohlgesinnt, treu und dienstbar aber zeigt er sich hauptsächlich gegen die verschiedenen Glie-

*) „Wie, wenn es so aussähe?"

der des hohen Fürstenhauses Mecklenburg, die dort in seinem Bereiche sich aufhalten. Auf's Sorgfältigste wacht er über diese, warnt sie vor Unglück und Gefahr und sucht sie vor jeglichem Ungemach zu beschützen und zu bewahren. Ebenso wacht er auch über die Treue ihrer Diener und Untergebenen, bestraft und züchtigt deren Untreue oder auch nur Nachlässigkeit, und sucht sie auf alle Weise zur strengsten Wachsamkeit und Diensterfüllung, entweder durch Neckereien aller Art, oder wo diese nicht fruchten wollen, durch allerlei kleinere oder größere Strafen, anzufeuern. Deshalb schleicht das Petermännchen auch immer wachsam und beobachtend, gewöhnlich in unsichtbarer, seltener in sichtbarer Gestalt, im schweriner Schlosse umher und sieht dort überall nnd zu jeder Zeit, selbst auch in den abgelegensten Winkeln, auf Recht, Gesetz und Ordnung.

So freundlich und gutmüthig der Geist gegen Einheimische und Solche ist, die mit Fug und Recht im schweriner Schlosse verkehren und treu und brav sind, ebenso feindlich und erbittert zeigt er sich gegen Alle, welche sich demselben in keiner guten Absicht nahen. Vorzüglich aber sind ihm alle, nicht zur alten geliebten fürstlichen Familie gehörenden Eindringlinge und fremden Besitznehmer ihres Schlosses stets der größte Dorn im Auge gewesen, und sollen dies namentlich der Herzog Wallenstein und der französische General Laval erfahren haben.

Als nämlich während des unheilvollen 30jährigen Religionskrieges dem grausamen Hauptfeldherrn der katholischen Partei oder der sogenannten heiligen Liga, dem österreichischen General-Feldmarschall Albrecht Waldstein oder Wallenstein, Herzog von Friedland und Sagan, vom römisch-deutschen Kaiser, Ferdinand II., ganz Mecklenburg zu eigen übergeben war; als seine rechtmäßigen Herrscher, die Gebrüder Herzog Adolph Friedrich I. von Mecklenburg-Schwerin und Herzog Johann Albrecht II. von

Mecklenburg-Güstrow,*) durch jenen empörenden Gewaltstreich vom 19. Januar 1628 ihres angeerbten Stammlandes beraubt wurden; als Wallenstein darnach als selbstständiger Alleinherrscher das arme Mecklenburg aussog, drückte und knechtete und auf dem fürstlichen Schlosse zu Güstrow schwelgte und residirte, da ließ er's sich auch einfallen, nach Schwerin zu kommen, um sich auch hier einmal in der alten Fürstenburg auf einige Zeit häuslich niederzulassen. Hier hat ihn aber das Petermännchen so arg mitgenommen, ihn Tag und Nacht so schrecklich gezwickt und gepeinigt, daß er's nicht hat ertragen können und schnell wieder zurück nach Güstrow geeilt ist. Deshalb soll er auch den anfänglich beabsichtigten prachtvollen Um- und Ausbau des schweriner Schlosses ganz unterlassen haben, da ihm das erzürnte Petermännchen gleich das erste Mal den Aufenthalt daselbst für immer versalzen und verleidet hat, so daß er sich nachher nie wieder hineinwagte. Uebrigens währte ja auch, Gott Lob! Wallenstein's Regiment nicht allzulange; denn schon Ende Januar 1632 war ganz Mecklenburg wieder von seinen fremden Unterdrückern befreit, und die geliebten Landesfürsten bestiegen jetzt wieder auf's Neue den Thron ihrer Väter. Als hiernach am 22. Februar im ganzen Lande ein kirchliches Dankfest erfolgte, da ist auch das Petermännchen so erfreut gewesen, daß es in sichtbarer Gestalt, vor Wonne und Lust im schweriner Schlosse umhergetanzt hat.

Aehnlich, wie Wallenstein, erging's auch dem bereits erwähnten französischen General Laval. Als der Gewaltherrscher Napoleon am 28. November 1806 auch Mecklenburg-

*) Adolph Friedrich I. wurde den 15. Dezember 1588 geboren, regierte vom 28. April 1608 und starb am 27. Februar 1658. — Johann Albrecht II. wurde den 4. Mai 1590 geboren, regierte vom 9. July 1611 und starb am 23. April 1636.

Schwerin für sein Eigenthum erklärte; als allenthalben die mecklenburgischen Wappen heruntergerissen und an deren Stelle seine Adler angebracht waren; als Friedrich Franz I.*) der rohen Uebermacht endlich weichen und sein Land auf kurze Zeit verlassen mußte — um am 11. Juny des nächsten Jahres, unter dem lauten Jubel aller Mecklenburger wieder seinen Einzug in Schwerin zu halten — da nahm jener General Laval, als Gouverneur von Mecklenburg-Schwerin auch seinen Sitz in dem alten schweriner Fürstenschlosse. Und Petermännchen ließ auch nun wieder nicht lange auf sich warten, dem neuen Eindringling das Verweilen in seinem Gebiete auf alle mögliche Weise zu verbittern; denn auch jetzt ließ es der empörte Kleine wieder nicht an allerlei Neckereien, an derben Püffen und Stößen, an unsichtbaren Maulschellen und Schlägen fehlen, sowie noch an vielen andern Strafen und dergleichen Dingen, wovon die Betroffenen — Laval und seine Leute — jedoch lieber schwiegen, als sie zu ihrem eigenen Spotte und Hohn zu erzählen und unter die Leute zu bringen.

Wie das Petermännchen die Leute und Diener im schweriner Schlosse auf die Probe stellt, ihre Treue und Gefälligkeit belohnt, ihre Untreue aber straft, davon geben uns nachstehende Sagen ein Zeugniß:

Petermännchen bemerkte nämlich einmal, wie ein junger Gardereiter, welcher während der Nacht in den innern fürstlichen Gemächern des Schlosses Wache hatte, die um ihn her befindlichen glänzenden Kostbarkeiten mit gar lüsternen Augen betrachtete; sogleich beschloß es, die Treue des jugendlichen Kriegers einmal auf die Probe zu stellen. Es erschien deshalb also plötzlich in dem Zimmer und forderte den zuerst hierüber

*) Siehe Anmerkung Seite 136 ersten Bandes.

ganz Erschrockenen auf, doch einige der schönen Sachen in die Tasche zu stecken und mit sich nach Hause zu nehmen, da es Niemand merken werde. Der junge Mann aber weigerte sich entschieden und war, trotz alles Zuredens des Geistes, nicht zu bewegen, das Geringste zu entwenden; vielmehr bat er seinen Versucher, ihn in Ruhe zu lassen und sich zu entfernen. Herzlich freute sich das kleine Männchen über diese Festigkeit und Treue des Soldaten, es belobte ihn deshalb und bat ihn zugleich, sobald er abgelöset sein würde, ihm eine Gefälligkeit zu erweisen, wobei gar keine Gefahr zu befürchten, wol aber ein schöner Verdienst zu erwarten sei. Der Soldat willigte ein und trat, sobald er frei war, mit seinem wunderbaren Begleiter die seltsame Wanderung an. Dieser führte ihn durch mancherlei unterirdische Gänge und Gemächer, welche der Kleine mit einem der Schlüssel öffnete, wovon ein ganzes Bund an seiner Seite im Gürtel steckte. Zuletzt wurde in einem großen Zimmer Halt gemacht. Hier reichte das Petermännchen dem muthigen Gardisten ein altes Schwert, mit der Bitte, alle darauf befindlichen Rostflecke zu entfernen und es recht blank zu putzen, wofür er reichlich belohnt werden solle. Der junge Mann machte sich sogleich an die wohlbekannte Arbeit, die ihm auch ganz vorzüglich zu gelingen schien; denn bald blitzte und funkelte die alte Waffe, daß es eine rechte Freude war. Nur ganz unten an der Spitze des Schwertes befand sich noch ein Rostflecken, weshalb der Soldat auf's Neue zu putzen und schleifen begann, um auch diesen zu vertreiben. Mit sichtbarer Freude sah das kleine Männchen dem emsigen Bemühen und Fleiße des Jünglings zu, dem es jetzt gelungen war, auch den letzten Flecken bis auf einen ganz kleinen Punkt zu entfernen, als plötzlich ein gewaltiger Donnerschlag erfolgte. Der Geist versank in die Erde, dem Soldaten aber schwanden die Sinne.

Als dieser später, wie aus einem Traume erwachend, wieder zu sich kam, befand er sich allein, wohl und gesund am Schloßthore. In seiner Tasche aber fühlte er etwas Schweres; es waren drei Stangen, herrlichen, gediegenen Goldes, der Lohn des guten Petermännchens für den ihm geleisteten Dienst. Der Soldat aber verschwieg sein Abenteuer. Als er ausgedient hatte, kaufte er sich ein schönes Gut, nahm sich ein braves Weib und lebte herrlich und in Freuden. Kurz vor seinem Tode erst erfuhren es seine Kinder, wem sie eigentlich ihr schönes Erbe zu verdanken hatten.

Eine zweite hierher gehörende Sage lautet also: Vor Jahren wurde einmal ein bedeutender Diebstahl an Pretiosen und Edelsteinen im Schlosse ausgeübt. Der allgemeine Verdacht fiel sogleich auf einen alten, sich sonst immer als treu bewährten Schloßdiener, da dieser nur allein zur Zeit des Diebstahls in den betreffenden Gemächern gewesen war. Trotz aller Unschuldsbetheuerungen wurde der alte Mann in ein dunkles Gefängniß des Schlosses geworfen und auf elendem Strohlager angeschlossen, um hier so lange bei Brot und Wasser zu verbleiben, bis er den ihn bezüchtigten Diebstahl eingestanden und angegeben haben würde, wo er die entwendeten Sachen gelassen. War nun zwar auch, dem Anscheine nach, der gegründetste Verdacht gegen den alten Diener vorhanden, so war er dennoch unschuldig, was aber leider Niemand im Schlosse ahnte und glaubte. Nur das wachsame Petermännchen wußte Alles; dasselbe hatte es in unsichtbarer Gestalt mit angesehen, wie sich ein Anderer unbemerkt in das Zimmer geschlichen und den Diebstahl begangen hatte. Der gerechte Geist war deshalb auch eifrigst bemüht, den Unschuldigen zu befreien und seine Treue an's Tageslicht zu bringen, den wahren Dieb aber zu entlarven und dem Schloßrichter zu überlie-

fern. Zuerst erschien er nun im Gefängnisse, tröstete den alten, fast verzweifelten Mann, mit dem er immer in gutem Einvernehmen gestanden hatte, und versprach, ihn recht bald zu befreien und seine Unschuld aller Welt zu beweisen; auch trug er dem armen Gefangenen warme Decken und schöne Speisen zu, um ihm dadurch seine kurze Leidenszeit soviel als möglich erträglich zu machen. Den schändlichen Dieb der Kostbarkeiten aber setzte das Petermännchen unaufhörlich und zwar so arg zu, daß er es kaum ertragen konnte; dabei riß es ihm mit unsichtbaren Fingern allerlei der geraubten Sachen aus der Tasche und streuete sie mit Hohngelächter hinter ihm her, so daß es bald allen Schloßinsassen klar wurde, daß man einen Unschuldigen im Gefängnisse schmachten lasse. Man ergriff nun den wahren Dieb, welcher denn auch sofort zitternd und bebend seine Schuld eingestand. Der unschuldige alte Schloßdiener wurde hiernach sogleich in Freiheit gesetzt und reichlich durch allerlei Geschenke entschädiget; dem entlarvten, wirklichen Verbrecher aber wies man dafür auf längere Zeit das dunkle Gefängniß zum Aufenthaltsorte an.

Aehnlich erging es einem fürstlichen Essenträger, wegen begangener Untreue. Derselbe entwendete nämlich einmal, als große Tafel im Schlosse war, eine silberne Schüssel und versteckte sie in einer Ecke des dunklen Ganges. Sofort erschien das zürnende Petermännchen und züchtigte den Ungetreuen. Als dieser aber dennoch das fremde Gut behielt, wiederholte und verdoppelte es so lange seine Züchtigungen, bis der arg durchgebläuete Essenträger das gestohlene Geschirr wieder hervorgeholt und an einen solchen Ort gestellt hatte, wo es dem vorbeikommenden Silberdiener in die Augen fallen mußte. Dieser entdeckte denn auch alsbald mit inniger Freude die längst vermißte Schüssel und verwahrte sie sogleich in der fürstlichen

Silberkammer; der Essenträger aber hatte hiernach wieder Ruhe vor dem Schloßgeiste.

Wird das Petermännchen verhöhnt und gescholten, oder ist man unfreundlich gegen dasselbe, so giebt es seinen Unwillen entweder durch Poltern, Toben und Lärmen zu verstehen, oder es rächt sich auf andere Weise, durch Neckereien, Züchtigungen nnd dergleichen. Beispiele hierzu geben uns die Erlebnisse des schon genannten ehemaligen Kammerlakais Daniel Gardemin, und lasse ich deshalb alles das, was wir durch seine Frau hierüber wissen, insoweit es nicht schon geschehen, jetzt vollständig folgen. Gardemin habe — so berichtete ungefähr seine hinterlassene Wittwe in dem mit ihr angestellten Verhör — sich an das Petermännchen so gewöhnt gehabt und wäre demselben so dreist geworden, daß er ihm öfter auf einer Wendeltreppe, welche sich neben den Zimmern des hochseligen Herzogs Friedrich Wilhelm befunden und in deren Geländeröffnungen das Männchen so eben hätte stehen können, mit dem Lichte ganz nahe ins Gesicht geleuchtet habe, wobei es ganz stille gestanden, oft aber auch vor und neben ihm hergegangen sei. Einmal, als Gardemin seinen durchlauchtigen Herrn noch spät über die Gallerie geleuchtet, habe derselbe gesagt: „Daniel, mich werden die Haare am Kopfe kriechend, und mich schaudert so.“ „„Ja, gnädigster Herr,““ wäre seine Antwort gewesen, „„sehen Sie nicht, was wir für Gesellschaft bei uns haben?““ worauf der Herzog ihm zu schweigen geheißen und gesagt, er sehe nichts. Ein anderes Mal wäre Gardemin nebst einem Pagen zu Bette gegangen, welcher deshalb bei ihm geschlafen, weil ihr Herr am andern Morgen frühzeitig habe ausreisen wollen; da hätten sie denn beide mit offenen Augen gesehen, wie das Petermännchen gekommen sei und einen Lämmerbraten, der zum Frühstücke auf dem Tische gestanden, genommen

hätte und unter lautem Gelächter damit fortgelaufen wäre; von welchem Braten sie auch am andern Morgen, trotz allen Suchens, nichts hätten wiederfinden können. Reden oder antworten hätte Gardemin das Männchen niemals hören; wenn es aber durch Schelt- oder Fluchworte angegriffen worden, so wäre des Nachts ein solches Gepolter über ihrer Kammer gewesen, daß Niemand ein Auge hätte zuthun können. Später — so hatte Gardemin seiner Frau weiter erzählt — wäre er einmal des Abends mit der Abschenke aus dem Keller gekommen, da sei das Petermännchen immer kurz und langsam vor ihm hergegangen und weil ihm, eines gehabten Verdrusses wegen, der Kopf nicht recht gestanden, so habe er aus Unmuth gesagt: „Du Kröte, gehe aus dem Wege, oder ich nehme die Flasche und schlage Dich auf den Kopf; Du sollst dies oder das werden!“ Darauf habe er aber eine solche derbe Ohrfeige als Entgegnung bekommen, daß er über eine halbe Stunde besinnungslos dagelegen, bis ihn Andere gefunden, mit Essig gewaschen und in einem solchen Zustande fortgebracht hätten, daß sein Kopf einige Tage lang noch einmal so dick wie gewöhnlich gewesen sei. Weil man ihm nun bedeutet habe, daß er mit einem so ehrbaren Männchen nicht so unartig umgehen dürfe, so habe er in Zukunft mehr Respect vor demselben gehabt, auch hätte er hiernach, so viel als nur immer möglich, seine Gesellschaft vermieden und wäre ihm stets aus dem Wege gegangen ꝛc.

Ein Paar andere Beispiele hierzu erzählte mir ein alter ehemaliger Gardegrenadier. Derselbe hatte nämlich einmal des Nachts im innern Schlosse Wache. Da er sehr müde war und auch in der vorhergehenden Nacht, die er auf dem Tanzboden zugebracht, nicht geschlafen hatte, so machte er es sich bequem, setzte sich auf eine nahe Bank, nahm sein Gewehr

zwischen die Kniee und lehnte den Kopf gegen die Wand. Schlafen wollte er natürlich nicht, das hätte ihm ja schlecht bekommen können; denn der wachehabende Unteroffizier konnte es sich ja leicht einfallen lassen, nachzusehen, ob die verschiedenen Schildwachen auch munter und auf ihren Posten seien. Es sich sonst aber möglichst bequem zu machen, das glaubte der Grenadier schon ohne weitere Gefahr wagen zu können. Aber „der Geist ist willig und das Fleisch schwach!“ und so ging es auch unserem alten Schnurrbart, der bald sanft eingeschlafen war und schnarchte, daß man's wer weiß wie weit hören konnte. Plötzlich fühlte er ein Schütteln; erschreckt sprang er auf, nahm das Gewehr in Arm und stellte sich in gehörige Positur, in der festen Meinung, der Herr Unteroffizier sei da. Aber es war nichts zu hören noch zu sehen, und so verfiel denn der alte Krieger ganz richtig auf das Petermännchen, das ihm gewiß nur allein diesen Streich gespielt und diesen Schreck eingejagt haben werde. Schon hatte er einen derben Fluch auf der Zunge, ja schon hatte er bereits die Hälfte desselben: „Du verdammtes Pe—“ ausgestoßen, als er sich schnell wieder besann, seine weiteren Zornesausbrüche bändigte und schwieg; denn oft schon hatte er gehört, daß der Kleine nicht mit sich spaßen lasse. Und er that wohl daran; nur ein geringes Kneifen seiner Wangen, sowie ein gellendes Gelächter des Geistes war die Strafe für seinen nicht ganz ausgesprochenen Fluch. Murrend und brummend hatte sich der Soldat hiernach wieder auf die Bank niedergelassen, als plötzlich Tritte an sein Ohr schlugen, die ihm die Ankunft der Visitirpatrouille verkündigten. Unser Gardemann stand sogleich kerzengrade, das Gewehr präsentirend, da; Alles war in Ordnung und die Patrouille zog weiter. So recht von Herzen dankte nun der frohe Soldat dem Petermännchen, und bat ihm im Stillen sein Unrecht

wieder ab, da dessen gute Absichten ihm jetzt erst klar wurden; denn wäre er nicht durch den Geist geweckt worden, so hätte ihn die Patrouille schlafend gefunden, wofür ihm dann ein Paar Tage Latten ganz gewiß gewesen wären.

Einem Kammeraden meines alten Gewährsmannes erging es ähnlich. Auch dieser hatte Wache im Schlosse und war ebenfalls eingeschlafen. Als ihn aber das Petermännchen weckt und ihn auslacht, da legt er sich auf's Schelten und Toben, wofür er zuerst einige gelinde Hiebe erhält. Hierdurch nur noch mehr erzürnt, schimpft und flucht der wüthende Soldat immer ärger; da bekommt er denn so viele, so arge und derbe unsichtbare Schläge, Maulschellen und Püffe, daß er sterbenskrank und am ganzen Körper zerschlagen und hoch aufgeschwollen auf längere Zeit in's Lazareth wandern und dort still zu Bette liegen muß.

Ueberhaupt erzählte mir der alte ehemalige Gardegrenadier, der viele Jahre in Schwerin gestanden, auch die Feldzüge 1813, 14 und 15 mitgemacht hatte, daß zu seiner Zeit dergleichen Sachen öfter im schweriner Schlosse vorgekommen wären; daß das Petermännchen häufig auf dem Posten schlafende Soldaten geweckt, sie geneckt oder bestraft hätte. Oft habe der Geist auch den Schläfern die Gewehre aus den Armen genommen, sie versteckt, oder wol gar auseinander geschroben und die einzelnen Theile zerstreut rc. rc. Wenn man dann nur ruhig gewesen und wachsam geblieben, habe das Petermännchen Einem auch weiter nichts gethan; hätte man es aber gescholten, oder wäre wieder eingeschlafen, dann habe es allerlei unsichtbare Züchtigungen gegeben, oder das Männchen hätte auch die Nachlässigen und Schläfrigen auf alle Art geneckt, geschabernackt und ausgelacht rc. Daß Alles so wahr sei, wie er's mir erzählt, daß ihm das mitgetheilte erste Abenteuer mit

dem Petermännchen wirklich so passirt wäre, darauf schwur der alte Graubart Stein und Bein.

Daß auch das Petermännchen die Tugend und Unschuld beschützt, sie vertheidiget und belohnt, wie es ebenfalls die Gemeinheit und Schlechtigkeit bestraft, dies mag endlich noch aus folgender Sage erhellen:

Ein armer fürstlicher Gartenknecht hatte eine ebenso schöne, als tugendhafte Tochter. Einer der höheren Schloßbeamten, ein reicher Wüstling, hatte sein verlangendes Auge auf dieselbe geworfen und war schon lange bemüht, das hübsche Mädchen in seine Arme zu schließen. Mit Verachtung aber hatte diese stets alle seine schändlichen Anträge, seine Versprechungen und Geschenke abgewiesen, da sie lieber arm und brav bleiben, als reich und schlecht werden wollte. Diese steten Abweisungen, dies beharrliche Weigern hatten den sinnlichen Menschen nur noch immer mehr erregt; deshalb bot er Alles auf, das schöne Kind in seine Gewalt zu bekommen. Durch allerlei Kniffe und Ränke war es ihm und seinen bezahlten Helfershelfern endlich gelungen, das arglose Mädchen in ein Zimmer des Schlosses zu locken. Kaum war dasselbe dort angelangt, als auch schon der sie verfolgende Schloßbeamte bei ihr eintrat, die Thüre hinter sich verschloß und sich nun der überlisteten Gefangenen mit seinen unsauberen Anträgen näherte. Das arme Geschöpf rief in ihrer größten Angst um Hülfe, aber Niemand kam; dafür hatte der Schändliche schon hinlänglich Vorsorge getroffen. Schon glaubte sich die Unglückliche verloren, als plötzlich mit gewaltigem Gekrache die Zimmerthüre aufflog und der abscheuliche Wüstling einen so derben Schlag in's Gesicht bekam, daß er besinnungslos und blutend zu Boden taumelte. Jetzt nahete sich das Petermännchen mit freundlicher Miene dem geängstigten, bestürzten Mädchen, nahm sie sanft

bei der Hand und führte sie aus dem Schlosse, wo es verschwand, ehe die vor Schreck und Freude Weinende ihm ihren Dank hatte stammeln können. Zu Hause angelangt fand das junge Mädchen in ihrer Tasche eine ganze Hand voll schöner, blanker Goldstücke, ein Geschenk des edlen Geistes zum Lohne ihrer Keuschheit und Festigkeit, und zum Ersatze für die ausgestandene entsetzliche Angst. Dieselbe blieb auch noch ferner brav und gut. Als sie später einem redlichen Handwerker in Schwerin ihre Hand gereicht hatte, ging es ihr außerordentlich wohl und glücklich; und erst nach vielen Jahren erzählte sie ihrem geliebten Ehemanne die edle That des Petermännchens. Der böse Schloßbeamte behielt aber, zur Strafe für seine beabsichtigte Schändlichkeit, zeitlebens ein abschreckendes Ansehen, ein zerrissenes, mit Narben durchfurchtes Gesicht und hat sich's nie wieder einfallen lassen, der schönen Gartenknechts-Tochter nachzustellen.

Außer diesen hier mitgetheilten Sagen vom Petermännchen giebt es deren noch unendlich viele, theils der älteren, theils der neueren Zeit angehörend, doch sind sie alle einander so ziemlich ähnlich; sie tragen fast alle denselben Charakter der vorstehend erzählten, weshalb denn diese auch genügen mögen.

Auf der hierzu gehörenden Titelvignette dieses Bandes erblicken wir im Vordergrunde das Petermännchen; im Hintergrunde aber zeigt sich uns der älteste Theil des alten Schlosses oder, wie es damals noch hieß, der Festung Schwerin, nach einer Zeichnung aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts.

Abenteuerliche Thiere zwischen Wahrstorf und Pölchow bei Rostock.

(Von A. C. F. Krohn zu Penzlin.)

An der Landstraße von Rostock nach Schwaan, ungefähr auf der Mitte des Weges, liegt das Bauerdorf Pölchow und kaum zehn Minuten von demselben entfernt und an derselben Straße der ritterschaftliche Hof Wahrstorf. Dieser war vor 70 Jahren auch noch ein Bauerdorf. Späterhin wurden die Bauern theilweise gelegt, theilweise nach dem nahegelegenen Dominialdorfe Huckstorf verlegt, vielleicht durch Austausch von Ländereien ꝛc.

Noch vor nicht langer Zeit lebte in Huckstorf ein Bauer, dessen Vater in Wahrstorf ebenfalls Bauer gewesen war; in Wahrstorf selbst aber sind nur einzelne Benennungen als Erinnerung an jene Zeit, da es noch Bauerdorf war, geblieben. — Damals soll es in Wahrstorf viele Hexen und dergleichen gegeben haben, auch soll es zwischen Wahrstorf und Pölchow nie recht richtig gewesen sein.

Unmittelbar vor Pölchow, nach Wahrstorf zu, ist ein ziemlich langer und tiefer Hohlweg. Dort soll oft ein schwarzer Hund gelegen haben, der Niemand hat durchlassen wollen, so daß man immer genöthigt gewesen ist, oben über den Berg zu gehen. Gradezu, querfeldüber hat man damals nicht wagen dürfen zu gehen, weil man dann immer irre geleitet ist, obgleich die Ortschaften so nahe zusammen liegen, daß man von einer fast in die andere hinein rufen kann. Hat sich dennoch Jemand einen Richtsteig gemacht, so hat er in der Regel einen dreifüßigen Hasen zum Begleiter gehabt, und hat man über die Zäune steigen wollen, so haben dort gewöhnlich Wehrwölfe gelegen und das Uebersteigen verhindert.

Die untergegangene Stadt in dem See von Gross-Pankow bei Lübz.

(Von J. J. F. Giese zu Strohkirchen.)

Südlich von Lübz, an der Grenze gegen die Mark-Brandenburg, liegt der pankower See, so genannt von dem mecklenburgischen Dorfe Groß-Pankow, welches nicht sehr weit von seinem nördlichen Ufer liegt.

Wie man von fast allen Seen etwas erzählt, meistens daß in ihnen eine Stadt zu Grunde gegangen ist, so thut man es auch von diesem. An seiner Stelle soll früher eine mächtige Stadt gelegen haben. Schon einmal hatte die darin herrschende Sünde die Stadt an den Rand des Verderbens gebracht, als seine Einwohner noch zeitig genug, durch einen Propheten des Herrn gewarnt, sich bekehrten und dadurch die Stadt vom Untergange retteten. Als dieser Prophet jedoch entschlafen war, nahm die Sünde wieder überhand und da konnte das Gericht, welches schon einmal aufgeschoben war, nicht mehr aufgehalten werden. Die Stadt ging unter. Nicht durch Feuer, wie Sodom, noch durch Sand, wie Ramm,*) sondern sie sank in die Erde mit Allem, was darin war, und an ihre Stelle trat der jetzige groß-pankower See.

Dieses Alles war in einer Nacht geschehen und hatte so wenig Aufsehen in der Umgegend erregt, daß die Landleute auch an dem folgenden Morgen, es war ein erster Maimorgen, wie immer zur Stadt wollten, um ihren Ueberfluß abzusetzen, oder ihre Bedürfnisse einzukaufen. Ohne etwas zu ahnen,

*) Siehe Seite 106 bis 112 dieses Bandes.

gingen sie in dem Nebel, der sich so dicht wie nie auf die Erde gelagert hatte, auf dem oft gegangenen und darum genugsam bekannten Pfade der Stadt zu.

Aber wie staunten diese Leute, als sie glaubten in die Stadt kommen zu müssen und plötzlich vor einem Wasser standen, welches sie des Nebels halber nicht zu übersehen vermogten. Obgleich sich die Ursache von dem Kommen des Wassers nicht errathen ließ, denn die Stadt war nicht in Sümpfen oder Wiesen, auch nicht an Flüssen gelegen, so suchten doch Alle einen Grund zu finden; ja Einige ahneten schon den ganzen Vorgang, daß die Stadt ihrer Sünden wegen vielleicht untergegangen wäre. Doch untergegangen konnte sie auch nicht sein, denn man hörte ja das Geschrei der Schweine in derselben, dazwischen die lockenden Stimmen der Weiber; man hörte auch das Rasseln der Wagen, das Knallen der Peitschen in den Straßen ꝛc., mit kurzen Worten, man hörte vor sich das Getöse einer großen Stadt. Es war aber nicht hinein zu kommen und so mußte Jeder unverrichteter Sache wieder heimkehren.

Den ganzen Tag blieb der Nebel so dick, wie er am Morgen gewesen war, weshalb an diesem Tage zu keinem bestimmten Schluß über den wunderbaren Vorfall zu kommen war.

Als aber am andern Morgen die Sonne hell und klar am Himmel stand und kein Thauwölkchen sich zeigte, da eilte Alles nach dem räthselhaften Wasser, und da sah man, was man am Tage zuvor nicht hatte sehen können, daß die Stadt untergegangen und an ihrer Stelle ein bedeutendes Wasser entstanden war. Heute hörte man jedoch nicht mehr das Getöse einer großen Stadt, welches man gestern noch vernommen hatte; heute hörte man nur das Rauschen der Wellen, die sich noch sehr unruhig zeigten.

Jahre verflossen nach diesem seltsamen Ereignisse; der

See blieb, als steter Bußprediger für die sündige Menschheit, und verfloß nicht wieder. Menschen starben und Menschen wurden geboren, doch das Andenken an den Untergang der Stadt verlosch nicht. Generationen folgten auf Generationen, doch die Sage blieb und erzählte warnend den kommenden Geschlechtern: „Die Sünde ist der Leute Verderben!“

Endlich war es tausendjährig, nur mußte der erste Mai noch erlebt sein.

Maitag kam, und mit ihm kam plötzlich ein gewaltiges Leben in den See. Furchtbar stiegen seine Wasser empor, weißer Schaum bedeckte ringsum seine Gestade, und aus seiner Tiefe hörte man dasselbe Getöse, welches man vernimmt, wenn man am Thore einer großen Stadt stehet. Doch der Maitag ging vorüber und mit seinem Vorübersein war auch der See wieder, wie er vorher gewesen war.

Wieder verging ein Jahrhundert nach dem andern und es kam das Jahr 1849, mit welchem auch das zweite Jahrtausend seit dem Untergange der Stadt zu Ende ging. Zuerst war die Sage noch von Jungen und Alten erzählt worden, doch mit der Zeit hatte sie sich nach und nach verloren und es wußte sie, bis auf wenige Alte, Niemand mehr recht ordentlich zu erzählen.

„Laß uns heute nicht zu Wasser gehen,“ sagte ein pankower Fischer am frühen Maimorgen zu dem andern, „ich habe diese Nacht einen bösen Traum gehabt und gewöhnlich sind meine Träume eingetroffen; laß uns lieber zu Hause bleiben!“

„„Es sind nur etliche Pfunde Fische bei mir bestellt,““ war die Antwort des Andern, „„wenn ich die habe, will ich auch zu Hause bleiben!““ denn auch ihm ahnte nichts Gutes an diesem Tage.

„Nun, so komme ich mit!“ sprach der Erstere wieder, und beide Männer gingen dem groß-pankowschen See zu.

Aber wie erschraken die Fischer, als sie an den See kamen, und denselben trotz einer gänzlichen Windstille gewaltig toben sahen. Sie hörten von unten herauf ein Rasseln, als wenn Wagen auf einem Steindamm fuhren; sie hörten ein Hämmern, Klopfen, Schreien von Menschen und Vieh; sie hörten Töne der Musik und dazwischen das Jauchzen von Männer- und Weiberstimmen. Andere Stimmen riefen Fische, welche schockweise am Ufer flossen, und Vögel, welche in großer Zahl auf dem Wasser umher schwammen, in die Tiefe des Sees und trieben sie wieder hinauf.

Den Fischern wurde ängstlich zu Sinne, als sie dies Alles hörten und sahen; sie dachten an die bisweilen wol gehörte, aber nie geglaubte Sage vom Untergange der alten Stadt in diesem See und fürchteten sich um so mehr.

Doch die Fische waren versprochen und sollten abgeholt werden, es mußten also die Netze ausgeworfen werden. Es geschah, und man zog eine solche Menge Fische ans Land und zwar lauter große Hechte, daß der eine Fischer vor Freuden laut aufjauchzte und rief: „Heute blüht mein Glück, mein Lebtag' hab' ich nicht solchen Zug gethan! Geh Du mit Deinen Träumen!“

Aber noch hatte man die Hechte nicht aus dem Wasser, als eine weibliche Stimme aus der Tiefe des Sees rief: „Rutscherutscherutsche!!“ und alle großen Fische bis auf einen wieder aus dem Netze in's Wasser zurücksprangen.

„Sind sie alle?“ hörte man dieselbe Stimme da unten rufen.

„„Nein, einer fehlt noch, es sind ihrer erst neunundneunzig,““ antwortete eine andere, worauf das „Rutscherutscherutsche!!“ noch einmal erschallte, und auch der letzte Hecht ins Wasser zurücksprang.

„„Ich sehe ihn schon kommen,““ antwortete die zweite

Stimme noch einmal und ging dann in Liebkosungen des zurückkommenden Thieres über.

Jetzt eilten die beiden Männer von Angst erfüllt ihrem Häuschen zu und erzählten im Dorfe, was sie an dem See gehört und gesehen hatten. Neugierige Leute eilten von allen Seiten dahin, und alle fanden, wie ihnen erzählt worden war.

Den ganzen Tag hörte man noch das Rauschen und Brausen des Wassers und das Lärmen auf dem Grunde desselben. Am folgenden Tage aber war der See wieder ruhig wie immer; kein Lärm drang mehr aus seiner Tiefe herauf und auch kein Fisch ist den Fischern nach dieser Zeit wieder auf den Ruf einer lockenden Weiberstimme aus dem Netze in den See zurückgesprungen.

Die ganz in Vergessenheit gerathene Sage ist aber seit dieser Begebenheit wieder aufgefrischt und wird jetzt von meilenweit von dem See wohnenden Leuten mit eben solchem Interesse erzählt, wie von den nächsten Umwohnern desselben.

Der unvollendete Saal im Schlosse zu Sponholz bei Neu-Brandenburg.

(Von C. **Langmann**, Lehrer zu Sponholz.)

In dem Schlosse zu Sponholz bei Neu-Brandenburg befindet sich noch heute im oberen Stocke ein unvollendeter Saal, an welchen sich folgende Sage knüpft:

Beim Baue des Schlosses habe sich an dieser Stelle ein Maurer todt gefallen. Was man nun seit der Zeit des Tages über an Maurerarbeit angebaut, sei in der folgenden Nacht

immer wieder abgefallen; und so habe man denn die Vollendung nicht zu Stande bringen können und deshalb den Saal so liegen lassen müssen.

Das Männlein bei den Scheunen zu Stargard.

(Von F. C. W. Jacoby zu Neu-Brandenburg.)

Ein Nachtwächter zu Stargard hört, als er seine Runde in der Nacht macht und zu den neu-brandenburger Scheunen kommt, von einer nahen Mauer her ein ängstliches Geschrei. Er hält es für seine Pflicht, sich näher zu begeben, und da sieht er denn auf der Mauer ein Männlein wanken, das immer fort gerufen hat: „Hilf mir! Hilf mir!"

Er fragt: „„Womit soll ich helfen?"" Aber siehe, das Männlein giebt keine Antwort.

„„So sage mir doch, auf welche Weise kann ich Dir helfen?"" fragt der Nachtwächter wiederholt, aber außer dem Hülferuf giebt das Männlein keine Rede, und Ersterer wendet sich zuletzt von ihm ab.

Aber in den folgenden Nächten wiederholt das Männlein seinen Hülferuf immer angstvoller und da hat denn endlich der Nachtwächter gesagt: „„Ich kann Dir nicht helfen, so helfe Dir denn Gott, Vater, Sohn und heiliger Geist!""

Kaum hat das Männlein dieses Wort vernommen, so hat es dem Wächter gedankt und ist dann unter Jauchzen vor seinen Augen gen Himmel gefahren.

Was man von einer Glocke in Buchholz bei Schwaan erzählt.

(Von J. G. C. Ritter zu Friedrichshöhe.)

Zwei Kinder aus Buchholz bei Schwaan, ein Knabe und in Mädchen, hüteten die Gänse in der Nähe eines auf dem dortigen Felde befindlichen Berges. Als der Knabe gegen Mittag nach dem Dorfe ging, um zu essen und das Mädchen allein nach den Gänsen zu sehen hatte, wurde sie plötzlich gewahr, daß auf dem Berge vier ziemlich große Steine standen, welche sie sonst noch nie da gesehen hatte.

Die Neugierde trieb das Mädchen, die Steine näher zu betrachten; sie setzte sich neben einen derselben, und da der Stein recht hübsch und glatt war, so schlug sie mit ihrem Strickstock an denselben. Sie war verwundert, als der Stein davon einen leisen aber hellen Klang von sich gab, und setzte deshalb dieses Anschlagen eine Zeitlang fort. Darüber hatte sie aber die Gänse nicht beachtet, und als sie an diese dachte und sich umsah, gingen sie bereits zu Schaden.

Das Kind legte deshalb rasch ihr Strickzeug auf den Stein und trieb die Gänse wieder dahin, wo sie grasen sollten; dann ging sie wieder auf den Berg nach ihrem Stein. Sie konnte es aber nicht begreifen, daß jetzt nur der eine Stein, worauf ihr Strickzeug lag, vorhanden war; von den drei andern konnte sie keine Spur gewahr werden.

Als das Mädchen in das Dorf zurück kam, erzählte sie, was sie gesehen und erlebt hatte. Anfangs wollte ihr Niemand glauben, als sie aber dabei beharrte, daß ihre Erzählung wahr sei, entschlossen sich doch Einige, dahin zu gehen und den klingenden Stein zu besehen.

Wie groß war aber dieser Leute Erstaunen, als sie freilich keinen Stein, wol aber eine schöne große Glocke vorfanden, welche nun feierlich in's Dorf geholt und der Kirche geweihet wurde.

Von den andern drei Steinen oder Glocken hat man nie wieder etwas gesehen. (R. Z.)

Die spukende Baronesse Göden in dem Herrenhause zu Damekow bei Wismar.

In einem Gewölbe der Kirche zu Dreveskirchen bei Wismar befinden sich drei aus Marmor gehauene Frauengestalten, die Schwestern, Baroninnen Göden, vorstellend, welche in früheren Zeiten auf dem Gute Damekow gewohnt haben.

Während die eine dieser Marmorfiguren, welche eine Waageschaale in der Hand hält, sich durch ihre strengen, ernsten Mienen auszeichnet, haben die beiden andern, die eine eine Taube, die andere wahrscheinlich eine Schlange haltend, desto sanftere Gesichtszüge. Und so wie es hier nun in Stein abgebildet, so ist es auch der Sage nach ehemals wirklich im Leben mit den drei Geschwistern gewesen; zwei derselben waren gute, sanfte Geschöpfe, die dritte aber war eine äußerst strenge, harte und stolze Person. Sie allein führte zu ihren Lebzeiten das Regiment auf dem Hofe zu Damekow; die beiden Schwestern waren zu schwach und gutmüthig, um sich ihren Anordnungen zu widersetzen, sie leisteten denselben hingegen stets Folge und ließen ihr in allen Sachen ihren Willen.

Mit größter Strenge verfuhr diese Alles beherrschende Baronesse namentlich gegen die Dienerschaft und die sonstigen Gutsuntergebenen; sie war nicht allein stolz und hart, sondern

ungerecht und grausam gegen Alle. Was aber das Empörendste war, sie gönnte den armen Dorfleuten nicht einmal das liebe Brod; den auf dem Hofe Dienenden aber wog sie die Lebensmittel so knapp und genau zu, daß sie stets hungern mußten. — Auf dies Letztere soll auch die beregte Waagschaale in ihrer Hand hindeuten. —

An einem Sonntag Morgen, als die Gestrenge wie gewöhnlich die Runde durch das Haus macht, um die Arbeiten der Dienenden in Augenschein zu nehmen, findet sie ein Mädchen, die ihren Flachs nicht ordentlich gesponnen hat. Um diese für ihre Nachlässigkeit zu bestrafen, nimmt sie eine schwere Kette und schließt die Ungehorsame damit an dem heißen Ofen fest. Darauf verriegelt sie die Thür und fährt dann ruhig nach Drevesrkirchen, wohin Damekow eingepfarrt ist, zur Kirche.

Erst am Nachmittage kehrt die schändliche Baronin wieder heim. Als sie bald darnach in das Zimmer tritt, um nach dem angeschlossenen Mädchen zu sehen, findet sie dasselbe todt und ihr Gesicht dabei so entstellt und verzerrt, als zeige sie die Zähne. Da tritt die Abscheuliche hinzu, nimmt ihr Schlüsselbund und schlägt damit der Todten in das Antlitz mit dem Ausrufe: „Hex', nu wies noch bei Thän'n!“ *)

Bald darauf starb die Baronin; ihr Geist aber fand keine Ruhe im Grabe, sondern wandelte, zum Schrecken und Entsetzen der Lebenden, unablässig umher.

Auch jetzt noch soll die böse Baronesse Göden mitunter um die Mitternachtsstunde durch die Gänge und Zimmer des damekower Herrenhauses schleichen und dabei mit ihrem großen, am Gürtel hängenden Schlüsselbunde klappern.

*) „Hexe, nun zeige noch die Zähne!“

Die verwünschte Prinzessin im Buchenberge bei Doberan.

(Von Fr. Schulz.)

Hat der Leser sich schon einmal den schönen Flecken Doberan und seine Umgebung besehen, so wird er gewiß den sogenannten Buchenberg, der an der östlichen Seite des Ortes liegt, nicht unbeachtet gelassen haben. Viele Besucher ersteigen auch wol auf den an der westlichen, steilen Seite hinauf führenden Stufen den Berg und thun von da einen Blick auf die Gegend. Auch spaziert es sich dort unter den schlanken schattigen Buchen recht angenehm.

Alle Besucher haben hier den prächtigen Buchenhain, die umherliegenden schönen Gärten, die ehrwürdige Kirche, den hübschen Ort selbst gesehen; aber nur Wenige haben erst die fremde weiße Dame getroffen, die dort auch zuweilen ihren Spaziergang macht. Wer diese sicher zu treffen wünscht, und wol gar noch den Muth hat, sie zu erlösen, das heißt wenn er dazu geboren ist — denn sie ist eine verwünschte Prinzessin — der kann aus der hier folgenden Geschichte Tag und Stunde erfahren, wann es eben Zeit ist.

Im Sommer 1818 hütete ein Knecht des Holländers und Schäfereipächters Hinrichsen auf dem Kammerhofe bei Doberan die Schafe seines Herrn an der östlichen Seite des Buchenberges. Es war am Tage vor Johannis in der Mittagsstunde und die Sonne schien sehr warm. Die Schafe standen im Schatten der Bäume und der Knechter ging sich im Kühlen hier hin und dorthin. Rings umher war es recht stille und einsam, denn die vornehme Welt ließ sich jetzt zu dieser Tageszeit noch nicht recht blicken, und die Arbeiter hielten ihre Mittagsruhe.

Und doch sah unser Schäfer heute eine Dame auf sich zuschreiten. Er pflegte sich wol zurückzuziehen, wenn sonst vornehme Herrschaften in seine Nähe kamen, doch diese Dame näher zu sehen, hatte er Lust; auch schien es ihm gar nicht einmal vornehm, um diese Zeit spazieren zu gehen.

Als die Dame soweit an ihn herangekommen war, daß er sie genauer betrachten konnte, da stutzte er doch. Er hatte nach seiner Meinung noch keine so vornehme Dame, als diese war, gesehen; und dabei war sie so sehr hübsch und schön von Angesicht.

„Ja," dachte er bei sich, „mögen die Dämchen hier sich auch noch so hübsch finden, diese sollten sie einmal in Augenschein nehmen, dann wüßten sie, was hübsch ist."

Das Gewand der schönen Dame hatte viel Auffallendes und war schneeweiß. Statt daß sie an den Schäfer still vorüber gehen sollte, ohne, wie er es sonst von den vornehmen Damen gewohnt war, auch nur zu grüßen, trat diese freundlich zu ihm heran. Er zog seine Mütze ehrerbietig, in der Meinung, sie werde ihn nach etwas fragen wollen, und horchte schon recht andächtig zu; denn er wußte schon aus Erfahrung, daß er die Sprache der fremden Herrschaften oft schwer verstehen konnte. Diesmal hatte er eben keine Ursache, über die Unverständlichkeit der Rede zu klagen; aber was er hörte, und um was die Dame bat, klang gar wundersam. Sie sprach also:

„Lieber junger Mann, Du kannst mir ein rettender Engel werden. Ich bin eine verwünschte Prinzessin, die schon viele hundert Jahre in diesem Berge hat schmachten müssen. Alle hundert Jahre, am Johannistage zwischen 12 und 1 Uhr ist meine Erlösung möglich. Morgen ist wieder die Zeit da, wo mich ein unbescholtener Jüngling, wie Du bist, retten kann. Thust Du es, so mache ich Dich glücklich und sehr reich. Es

ist auch keine Gefahr für Dich damit verbunden, sondern Du brauchst mich nur zu küssen, und der Zauber ist gebannt. Ich werde freilich nicht in meiner jetzigen Gestalt erscheinen, sondern als Kröte; sobald Du aber Dein Werk vollbracht hast, siehst Du mich wie jetzt vor Dir. Als Kennzeichen werde ich dieses rothe Bändchen — sie hielt es in der Hand — um den Hals tragen. Sprich ja," bat sie dringend, „und wir sind beide glücklich!" —

Der Schäfer war tief gerührt und sein frommes Herz wollte nichts anderes als ein „Ja" herauslassen. „„So geschehe es denn in Gottes Namen!"" sprach er fest und ergeben.

Die Dame dankte ihm freundlich und wandte sich von ihm.

Am andern Mittage stellte der Schäfer sich richtig ein. Noch war er in seinem Entschlusse nicht im Mindesten wankend geworden. Wenn er sich auch eines kleinen Schauders nicht erwehren konnte, so hatte er doch mit dem guten Gedanken, zwei Menschen glücklich zu machen, alles Andere wieder niederzuschlagen gewußt.

Jetzt stand er am bestimmten Platze und lauschte ängstlich. Da kam die Kröte mit dem rothen Bändchen am Halse. Sie hüpfte auf ihn zu und richtete sich empor, um ihn gleichsam aufzufordern.

Schon bückte sich unser Schäfer, um den Erlösungskuß zu vollführen. Auf einmal ergriff ihn aber eine namenlose Angst. Er sprang zurück und eilte mit Sturmesschritten den Berg hinunter. Doch ihn verfolgte nichts weiter, als das Jammern der armen Prinzessin.

Ihre wehklagenden Töne folterten ihn von da an fortwährend, und bald war er eine Leiche.

Das Weib mit dem goldenen Kamme im Schlossberge bei Kirchdorf auf der Insel Pöl.

(Von C. Struck zu Dargun.)

Hart am „Karksee“ — Kirchsee — der Insel Pöl, auf dem sogenannten Schloßberge, liegt, umgeben von hohen Wällen, die ziemlich große Kirche des Ortes Kirchdorf mit ihrem spitzen Thurm. Wenn nun Wogengebraus sich vereiniget mit den Tönen der Orgel zu einem Doppelchor, dann muß eine jede Menschenseele sich hier doppelt gemahnt fühlen, daß alles Irdische vergänglich ist; denn früher stand an dieser Stelle ein Schloß mit vielen Zinnen, die weithin sichtbar waren, während jetzt nur Gras die Ueberbleibsel der alten Fundamente überwuchert. Dieses Schloß haben wahrscheinlich die Geschlechter der von Plessen, Preen und Stralendorf bewohnt, welchen Heinrich der Löwe*) 1318 die Insel verkaufte.**)

In dem Schloßberge sind aber noch viele Gewölbe, darin große Schätze verborgen sein sollen. Geht man nun zum „Schlatt,“ wie die Insulaner den Berg nennen, so sieht man zwei Eingänge, die in denselben hineinführen und die erst seit etlichen Jahren vermauert sind.

---

*) Siehe Anmerkung S. 164 dieses Bandes.

**) Im Laufe des 14. Jahrhunderts erwarb das Hospital zum heiligen Geist in Lübeck mehrere Dörfer auf Pöl, die hiervon noch jetzt im Gegensatz zu den übrigen, die dann die schwedischen heißen, die lübschen Dörfer genannt werden. Als im Jahre 1648 der dreißigjährige Krieg beendigt war, wurde die Insel Pöl an Schweden abgetreten, in dessen Besitz sie bis 1803 blieb, wo sie wieder an Mecklenburg kam.

Der Herausgeber

Als Junge war ich oft auf Pöl. Eines Tages stand ich vor diesem Eingang und trug ein stark Gelüste hineinzugehen, als ein alter Mann zu mir trat und sagte: „Geh da nich rinne, denn dat Wief mit den golden Kamm lett Die nich weera rut!“ *)

Da ich nun nicht wußte, was es mit diesem Weibe für eine Bewandniß habe, lief ich zum alten Onkel, und der erzählte mir nachstehende Sage:

Vor vielen Jahren begab es sich, daß drei Knaben am Kirchsee beim Schloßberge spielten. Da kamen sie denn auch auf den Gedanken, hinein zu gehen in das Gewölbe, um zu erfahren, wie es eigentlich darin aussehen mögte; und da es furchtlose Buben waren, so traten sie ihre Wanderung bald an.

Das erste Gewölbe war nur schmal und nichts darin, als die nackten Wände. Bald gelangten sie an eine offenstehende Thür und kamen in ein zweites, das freilich auch leer war, doch bedeutend geräumiger erschien. Nachdem sie nun eine geraume Zeit umher getappt hatten, denn es war ziemlich finster darin, sahen sie aus der Ferne ein Licht schimmern. Darauf steuerten sie los und erreichten ein drittes Gewölbe, das sich saalartig erweiterte. In der Mitte hing eine Ampel, die das ganze Gemach erhellte. Die Wände waren mit Perlen bedeckt, welche wunderbar funkelten. Große Haufen Goldes lagen allenthalben aufgespeichert, und köstliche Prunkgefäße standen hie und da in den Nischen. Dem Eingange gegenüber stand ein eichener Tisch, daneben erblickten sie einen Stuhl, darauf saß eine steinalte, schlafende Frau in abenteuerlicher Kleidung, die hielt in ihrer rechten Hand einen großen goldenen

*) Geh da nicht hinein, denn das Weib mit dem goldenen Kamme läßt Dich nicht wieder heraus!“

Kamm, und zu ihren Füßen lag ein schwarzer, zottiger Pudel mit stechenden Augen. Betroffen blieben die Kinder am Eingange stehen.

Als der Hund die Knaben sahe, sprang er auf und zeigte seine großen Zähne. Da wurde es den Kindern unheimlich, sie fingen an laut zu schreien und wollten davon laufen, konnten aber nicht, mußten vielmehr wie gebannt stehen bleiben. Ueber das Geschrei erwachte die Alte, rieb sich die Augen und sprach zu den Kindern: „Kinnekens, kaamt man ranne na mie, de Pudel deit Juch nicks.“ *)

Allein die Kinder standen da, als wären sie Bildsäulen geworden, hätte nicht ihr Zittern verrathen, daß sie noch lebten. Das Weib aber fing an zu lachen und sagte: „Kaamt doch man heer, Jieh heft dat Hoor Juch nich kämmt. Kiekt, ick will Juch uck mit dissen golden Kamm kämm'n. Kämm'n mach ick giern, un dat is all lang heer, as ick dat letzte Kind kämmt heff.“ **)

Die Angst der armen Knaben wurde immer größer, sie wußten nicht, was sie thun sollten. Das Weib aber redete immer freundlicher: „So kaamt doch man; wer kümmt sall uck von dat Geld sich all de Taschen full stäken.***)

Da ging der eine Knabe hin zu dem Weibe. Diese nahm sogleich ihren goldenen Kamm und fing an, damit dem Knaben

---

*) „Kinderchen, kommt nur heran zu mir, der Pudel thut Euch nichts.“

**) „„Kommt doch nur her, Ihr habt das Haar Euch nicht gekämmt. Seht, ich will Euch auch mit diesem goldenen Kamm kämmen. Kämmen mag ich gerne, und das ist schon lange her, als ich das letzte Kind gekämmt habe.“

***) So kommt doch nur; wer kommt, soll auch von dem Gelde sich all die Taschen voll stecken.“

die Haare zu kämmen. Man denke sich aber das Entsetzen der beiden andern, denn mit dem ersten Strich, den das Weib mit dem goldenen Kamm über das Haar machte, verwandelte es sich in zottiges Pudelhaar, und je länger sie kämmte, desto mehr nahm ihr Spielgenosse die Gestalt eines Pudels an.

Bleich vor Schrecken und Angst rannten die beiden Knaben davon, erreichten auch glücklich den Ausgang; hier aber brachen ihre Kräfte zusammen und bewußtlos fielen sie nieder.

Zu Hause erzählten die Kinder von ihrem unglücklichen Kameraden und was sie gesehen. Anfänglich achtete man ihrer Aussage nicht, als jedoch der dritte Knabe nicht wieder kam, und auch die beiden andern bald starben, da mied man die Stelle soviel als möglich, und kein Kind hat wieder den Ort besuchen mögen.

Alle zehn Jahre, Nachts um die zwölfte Stunde, soll aber das Weib mit den goldenen Kamm ihre Pudel auf den Schloß-berg schicken, die dann die Kühe, welche dort weiden, um die Kirche hetzen. Niemand sieht freilich die Pudel, und bellen können sie auch nicht; aber das Vieh soll ängstlich brüllen und arg rennen, also muß es doch wol wahr sein.

Sagen von der wilden Jagd aus der penzliner Gegend.

(Von A. C. F. Krohn zu Penzlin.)

Schon einmal ist in diesem Bande — Seite 91 bis 97 — von der wilden Jagd und dem was sich die Leute bei Dömitz, Eldena und Grabow von ihr erzählen, die Rede gewesen.

In hiesiger, der penzliner Gegend hält man, abweichend von der ebengedachten Darstellung, für den Veranlasser der wilden Jagd einen Jäger, der wegen seines ruchlosen Wandels auf Erden nicht zur Ruhe kommen kann, sondern ohne Rast in der Luft als Spuk sein Unwesen treiben muß, sich zur Strafe, Menschen und Thieren zum Schrecken und den Gottlosen zur warnenden Mahnung an die göttlichen Strafgerichte. Auch will man hier nicht blos in den Zwölfen, sondern auch zu jeder andern Zeit das Toben der wilden Jagd vernommen haben. Es sind aber besonders nur einige Oerter, an denen sie vorüberfährt; und diese soll man nicht zur Nachtzeit passiren, und noch weniger sich dann dort aufhalten, wenn man sich nicht Unfällen mancherlei Art aussetzen will. Solche Stellen sind in der penzliner Gegend besonders die Ihsepuhrt im hohenzieritzer Gehölze und die Schwanenheide, ein Theil der penzliner Feldmark, unweit des klein-vielener und des Wärnme-Sees.

Die Schwanenheide, welche jetzt beackert wird, lag früher noch in Rusch und Busch und wurde, soweit sie nicht mit Gehölz bewachsen war, fast nur zur Weide für die Pferde der penzliner Ackersleute benutzt. So hüteten auch einst vor vielen Jahren die beiden längst verstorbenen Penzliner M.... und T... dort in unmittelbarer Nähe des vielener Sees des Nachts ihre Pferde. Es war im Sommer und die Nacht nicht dunkel. Als sie eine Weile gehütet hatten, wurde T. schläfrig und legte sich unter einen Baum, um ein wenig zu ruhen; M. aber machte sich eine Pfeife an, um sich munter zu halten und auf die Pferde zu achten.

T. hatte noch nicht lange sein Lager aufgesucht, als M. aus weiter Ferne her ein eigenthümliches Toben hörte, das schnell näher kam und immer lauter und toller wurde. Da fiel

ihm ein, was er öfter von der wilden Jagd gehört hatte und voller Angst und Furcht suchte er Schutz unter einem großen Dornbusche, von wo aus er aber doch recht gut sehen konnte, was um ihn her ging. Eben war er erst in Sicherheit, als auch schon die wilde Jagd daher gesaust kam, vorauf ein Jäger zu Pferde und hintendrein eine ganze Meute schwarzer Hunde.

M. zitterte am ganzen Leibe. Doch schien man ihn nicht gewahr zu werden; vielmehr hielt der Zug bei seinem Kameraden T. still. Dort sprang der Jäger vom Pferde, nahm sein Waldhorn, hielt es dem Schlafenden vor sein Ohr und stieß hinein, daß es nur so schallte und dem nicht weit davon entfernten M., der alles das mit ansah, die Ohren gellten. T. aber rührte sich nicht.

Als der wilde Jäger also seinen Muthwillen ausgelassen hatte, bestieg er wieder sein Pferd, und weiter ging's mit Blasen und Hundegeklaff durch die Luft.

Erst als sich das Toben ganz in der Ferne verlor, wagte sich M., obgleich noch zitternd, aus seinem Verstecke. T. lag noch dort, wo er erst gelegen, im süßesten Schlafe, als wäre ihm nichts geschehen. Verwundert weckte ihn M. auf und fragte ihn, ob er denn nichts gehört habe.

„Wat sall ick hührt hebb'n?"*) fragte wieder noch schlaftrunken T.

„„Ih,"" entgegnete M., „„Di hett jo eben dei will' Jäger in't Uhr tuht,""**) und erzählte ihm dann den ganzen Hergang der Sache.

Aber T., der äußerst schwerhörig war, hatte nichts von dem Blasen und dem ganzen Spektakel vernommen.

*) „Was soll ich gehört haben?"

**) „„Ei, Dir hat ja eben der wilde Jäger in das Ohr getutet.""

Ein ander Mal, es war im Herbste um die Zeit, wenn die Kartoffeln aufgenommen werden, kamen bei anbrechender Nacht zwei penzliner Bürger, die aber beide jetzt schon längst todt sind, von Strelitz gefahren. Wie sie auf der Schwanenheide, durch welche der Weg nach Strelitz führt, ankommen, lassen sie ihre Pferde ein wenig sich ruhen und grasen.

Es war aber zu der Zeit gerade Holz auf der Schwanenheide, unweit des Wärnme-Sees, geschlagen und unter andern lagen dort auch viele Achshölzer, das heißt Holz zu Wagenachsen.

„Wat meenst Du, Varremann," hub der eine der Penzliner an, „wenn wie uns so'n Poar Aßhölter uplöd'n und mitnehm'n?" *)

„„Je,"" wandte der Andere ein, „„lücht wi's ock?"" **)

„Ih," meinte der Erstere wieder, „wenn Du sei man hin'n wiß höllst; ick will's woll vörn in ne Höhgt krieg'n." ***)

So gingen sie denn Beide an's Werk. Als sie aber noch bei dem ersten Stücke beschäftigt waren, hörten sie ein vom hohenzieritzer Gehölz kommendes, sich schnell aus der Ferne näherndes Blasen und Hundeklaffen. Im Nu war auch schon die wilde Jagd bei ihnen, vorauf ein Jäger auf einem Schimmel, der gar schauerlich in sein Waldhorn stieß und hinter ihm eine große Meute wilder Hunde, die mit ihrem Geklaff das Blasen ihres Herrn übertönen zu wollen schienen.

Dies hören und sehen, das Holz bei Seite werfen und Fersengeld nach Möglichkeit geben, war bei unsern Penzlinern

*) „Was meinst Du, Gevatter, wenn wir uns ein Paar solcher Achshölzer aufluden und mitnähmen?"

**) „„Oh ja, regieren wir sie aber auch?""

***) „Ei, wenn Du sie nur hinten fest hältst; ich will sie wol vorne in die Höhe bekommen."

Eins. Sie dachten weder an Pferde noch an Wagen, sondern rannten, ohne sich auch nur einmal umzusehen, spornstreichs davon und hielten erst bei dem eine halbe Stunde entfernten Penzlin Stand. Das Toben der wilden Jagd verlor sich aber, wie ihnen däuchte, ebenso schnell, als es gekommen war, über den vielener See ziehend, bald in weiter Ferne.

Erst am andern Morgen wagten sich die Beiden nach der Schwanenheide zurück, um Wagen und Pferde heim zu holen. Sie waren auch so glücklich, Beides unbeschädigt wieder zu finden, haben sich aber später nicht noch einmal unter gleichen Umständen nach der Schwanenheide wagen mögen.

Bei der eisernen Pforte — Ihsepuhrt —, welche mit den beiden eben genannten Oertlichkeiten so ziemlich in einer Flucht liegt, soll auch die wilde Jagd öfters vorüber ziehen.

Einst geschah es, daß ein Penzliner spät in der Nacht des Weges kam. Er hatte von einer Schneidemühle bei Strelitz eine Fuhre Bretter geholt, und sich dort ohne Ursache durch die Schuld seines Fuhrmannes ziemlich lange aufhalten müssen. So war es schon Nacht, als sie die Ihsepuhrt passirten. Noch ehe sie aber durch den Hohlweg waren, kam die wilde Jagd durch den Thalgrund vor der eisernen Pforte wie ein Sturmwind daher.

Dem Penzliner und seinem Fuhrmann standen vor Entsetzen die Haare zu Berge. Die Pferde bliesen, wie vor großer Angst, aus den Nüstern, rührten sich aber nicht von dem Fleck, und der Hund des Fuhrmanns kroch ängstlich den Pferden zwischen die Füße, als wollte er dort Schutz suchen vor der ungewöhnlichen, schreckhaften Erscheinung.

Erst als Alles vorüber war, und das Getöse sich allmählich in der Ferne verlor, waren die Pferde wieder zum Gehen zu bringen.

Der Vergleichung wegen mögte es mir wol erlaubt sein, hier noch eine Sage anzuhängen, welche man sich früher bei Kiel von der wilden Jagd erzählte.

Es ging nämlich dort ein Mann zur Nachtzeit über Feld. Als er unterwegs war, hörte er zu seinem Schrecken die wilde Jagd nahen. Schnell hockte er hinter einem großen Steine nieder, um sich zu verstecken. Doch das half ihm wenig. Denn der wilde Jäger, welcher gerade auf ihn zu kam, bemerkte ihn dennoch; und als derselbe neben jenem Steine war, sprang er vom Pferde und rief, indem er wie zum Schlage ausholte: „Züh, hier finn ick jo noch'n Stemm'n, wo ick mien Aex rinschlahn kann." *)

Bei diesen Worten empfand der Mann einen derben Schlag im Rücken, und als die wilde Jagd vorüber war, blieb er, der doch sonst gerade und aufgerichtet hatte gehen können, so krumm, wie er hinter dem Steine gehockt hatte.

So war der vorher so kräftige Mann schnell durch die Bosheit des wilden Jägers ein armer Krüppel geworden. Er that zwar Alles, seine vorige Gestalt wieder zu erhalten, aber die Aerzte versuchten ihre Kunst vergeblich an ihm. Endlich gab ihm Jemand den Rath, er solle sich nach Jahr und Tag wieder zur Nachtzeit um dieselbe Stunde an denselben Ort begeben, wo ihm das Uebel wiederfahren war und warten bis die wilde Jagd wieder vorüberzöge, so würde er, wenn ihm noch zu helfen sei, wieder geheilt werden.

Dies that der Mann. Richtig kam auch wieder um dieselbe Zeit die wilde Jagd daher und wieder hielt der Zug bei dem Steine, und der Jäger sprang, wie das erste Mal vom

*) „Siehe da, hier finde ich ja noch einen Baumstamm, in welchen ich meine Axt schlagen kann."

Pferde, indem er sagte: „Züh, hier sitt mien Aex jo noch in den Stemm'n, wo ick sei verlähdn Joahr rin haut heff.“ *)

Bei diesen Worten aber war es dem, der beim Steine hockte, als würde ihm etwas aus dem Rücken gezogen; und als die wilde Jagd vorüber war und er sich aufrichtete, konnte er wieder so gerade gehen, wie ehemals in seinen gesunden Tagen.

Von der Ahnfrau und sonstigem Spuk im Herrenhause zu Wietow bei Wismar.

I.

Alle Leute auf dem Hofe und im Dorfe von Wietow wissen's recht gut, daß es dort im Herrenhause spukt und oft nicht recht richtig ist; und viele von ihnen haben's auch selbst schon mit eigenen Augen und Ohren gesehen und gehört, was dort zuweilen all vorgeht und passirt. Namentlich ist's die Ahnfrau von Wietow, wovon Alle zu erzählen wissen, und die auch Mancher schon selbst gesehen hat.

Diese Ahnfrau oder „dei Olsch“ **), wie die gemeinen wietower Leute sie schlechtweg zu nennen pflegen, zeigt sich namentlich nur in den Zimmern auf der rechten, größeren Seite des alten herrschaftlichen Wohnhauses, wo auch die andern Geister und Spuke vorzüglich ihr Wesen treiben.

Wer sie eigentlich ist, die Ahnfrau, welche Bewandnisse es mit ihr hat, woher sie kommt, wie lange sie schon als Geist

*) „Siehe da, hier sitzt meine Axt ja noch in dem Baumstamm, wo ich sie vergangenes Jahr hineingehauen habe.“

**) Die Alte.

umher wandelt rc.; kurz, über ihr ganzes Wesen und Sein, ihren Ursprung rc. weiß Niemand recht was anzugeben. Das aber will man bestimmt behaupten, daß sie dem alten Adelsgeschlechte derer von Blücher entsprossen und die Ahnfrau der schon seit mehreren Generationen hindurch auf dem Gute Wietow ansässigen von blücherschen Nebenlinie ist; wie man denn auch ferner weiß, daß sie schon seit einer langen Reihe von Jahren im wietower Herrenhause umgeht, da schon die ältesten Leute im Dorfe in ihrer Jugend von ihren Großeltern über die Ahnfrau erzählen gehört haben.

Hauptsächlich erscheint die Ahnfrau bei oder vor besonders wichtigen Ereignissen, welche die Nachkommenschaft ihrer, der von blücher-wietow'schen Familie betreffen. Wie zum Beispiel in ziemlich neuerer Zeit die als Kind verstorbene Schwester des jetzigen Besitzers krank darnieder lag, war die ängstlich besorgte, Tag und Nacht bei der Kleinen wachende Mutter einmal auf kurze Zeit aus dem Krankenzimmer gegangen, um für das geliebte Töchterchen einen kühlenden Trank zu bereiten. Bei ihrer baldigen Rückkehr lehnt die Ahnfrau, die ihr übrigens früher schon öfter erschienen war, über das kranke Kind gebeugt, erhebt sich jedoch sofort bei ihrem Eintritt, macht mit der Hand und dem Kopfe eine Unheil verkündende Bewegung und verschwindet darauf in der entgegengesetzten Thür. Am andern Morgen früh war das Kind eine Leiche.

Aber auch zu andern Zeiten läßt sich die Ahnfrau in den bezeichneten Zimmern sehen; vielen Personen ist sie dort nicht allein während der Nacht, sondern auch bei hellem, lichtem Tage erschienen. Noch kürzlich soll sie wieder einmal bei Tage am Fenster gestanden, und auf den Hof hinaus geschaut haben; und alle die dort gerade beschäftigten Leute sahen sie klar und deutlich in ihrer gewöhnlichen Tracht, machten sich gegenseitig

aufmerksam auf sie und riefen einander leise zu: „Züh, doa steiht's all werra!“*)

Oft treibt die Ahnfrau also ihren Verkehr eine ganze Zeitlang im Hause, dann aber läßt sie in längerer Zeit gar nichts wieder von sich hören oder sehen.

Sämmtliche Aussagen und Beschreibungen über das Aussehen und die Kleidung der Ahnfrau lauten durchaus übereinstimmend; Alle, die sie gesehen haben, oder gesehen haben wollen, schildern sie als eine ziemlich große, hagere Gestalt, mit bleichem Gesichte, spitzer Nase und spitzem Kinn und mit einem grauen Gewande und weißer Mütze bekleidet.

II.

Auf eben der Seite des herrschaftlichen Wohnhauses zu Wietow, wo sich die Ahnfrau zeigt, sollen, wie wir bereits schon zu Anfang gehört haben, auch noch andere Geister umherspuken und sich hören lassen.

Mitunter will man dort nämlich des Nachts ein Geräusch gleich dem Plätschern im Wasser, Thüren zuschlagen und sonstiges Getöse hören, das der Sage nach von einem Morde herrührt, der hier einmal meuchlings an einem Ritter verübt worden ist. Der Mörder hat sich nach vollbrachter That das Blut abgewaschen und sein Verbrechen geleugnet. Zur Strafe dafür muß er auch jetzt noch als Geist zu gewissen Zeiten das früher im Leben Gethane wiederholen, was dann die dort in den betreffenden Zimmern zufällig weilenden Personen deutlich hören können.

Es haben nämlich, wie die Sage weiter erzählt, in alten Zeiten drei verschiedene Ritter zu Wietow gewohnt, die in

*) „Seht, da steht sie schon wieder!“

häufiger Fehde mit einander lebten. Der eine dieser Ritter hat nun einmal den zweiten auf hinterlistige Weise zu sich auf seine Burg zu locken gewußt und ihn alsdann ermordet. Doch ist diese Schandthat nicht ungerächt geblieben. Gottes strafender Arm verfolgte unaufhörlich den Meuchelmörder; und so ging auch er bald hiernach zu Grunde.

Der dritte Ritter setzte sich nun aber in den Besitz beider verwaisten Burgen und vereinigte ihr Gebiet mit dem seinigen, woraus später das jetzige Rittergut Wietow entstanden sein soll.

Die Spuren alter ehemaliger Rittersitze sind noch heute auf dem wietower Gebiete zu erkennen. In der Nähe des jetzigen Hofes findet man namentlich einen hochaufgetragenen Hügel mit deutlichen Resten von Wällen und Gräben. Ein zweiter ähnlicher, aber weniger gut erhaltener Hügel, der Blocksberg genannt, befindet sich ferner noch auf dem dortigen Felde.

Von diesem sogenannten Blocksberge geht außerdem noch die Sage, daß sich in der Mainacht auf seinem Gipfel die Hexen versammeln und dort ihre Sitzung halten.

Schließlich muß hier endlich auch noch des sonderbaren Ereignisses Erwähnung geschehen, welches der jetzigen Besitzerfamilie von Wietow und deren Bedienung öfter begegnet sein soll, daß nämlich des Nachts zwölf Uhr, wenn der Gutsherr nicht zu Hause war, deutlich ein Wagen vor die Hausthür gerollt kam, ohne daß man dabei das Mindeste sehen konnte.

Ob dies nun mit der Ahnfrau, den erwähnten alten wietow'schen Rittern, oder noch mit sonst etwas Anderem zusammenhängen mag, darüber weiß Niemand Bestimmtes zu sagen.

Druck von L. Schnauß in Leipzig.

Druckfehlerverzeichniß des ersten Bandes.

Seite	IX	Zeile	6	von	oben	lies:	Hinrichshagen statt Heinrichshagen.
„	11	„	7	„	„	„	heutigen Tages statt heutiges Tages.
„	18	„	7	„	„	„	zu Butter statt für Butter.
„	18	„	11	„	„	„	liebe Mitbürger statt lieben Mitbürger.
„	30	„	5	„	„	„	Unglücksfälle statt Unklücksfälle.
„	30	„	17	„	„	„	daß, als statt als.
„	34	„	22	„	„	„	den Hausflur statt die Hausflur.
„	39	„	10	„	„	„	Feiertag statt Feiertrag.
„	43	„	2 u. 13	von	oben	lies:	Kreuzthor statt wocker Thor.
„	43	„	21	von	oben	lies:	Neu-Rehse bei Penzlin statt Neu-Rhese bei Neu-Brandenburg.
„	50	„	6	„	„	„	adeliges statt adeliches.
„	52	„	2	„	„	„	und endlich, statt endlich.
„	58	„	16	„	„	„	ihn statt ihm.
„	69	„	17	„	„	„	den statt dem.
„	75	„	2	„	„	„	wider statt wieder.
„	93	„	23	„	„	„	nun statt uun.
„	105	„	3	„	„	„	Mecklenburg's statt Meklenburg's.
„	107	„	5	„	„	„	Damast statt Dammast.
„	111	„	23	„	„	„	wider statt wieder.
„	115	„	14	„	„	„	Bewußtsein statt Bemußtsein.
„	120	„	23	„	„	„	dumpfem statt dumpfen.
„	123	„	26	„	„	„	vorüberstürzend statt vorüberstrürzend.
„	123	„	27	„	„	„	Tiefe statt Riefe.
„	127	„	5	„	„	„	obenhin statt obenhinn.
„	130	„	17	„	„	„	Makel statt Mackel.
„	132	„	20	„	„	„	Mühlenanlagen statt Wühlenanlagen.

Seite	134	Zeile	24	von	oben	lies:	reges statt arges.
"	159	"	23	"	"	"	un statt und.
"	162	"	14	"	"	"	den statt dem.
"	162	"	24	"	"	"	mäkeln statt mäckeln.
"	163	"	13	"	"	"	beschmiert statt beschmirt.
"	171	"	7	"	"	"	Johannistage statt Josannistage.
"	183	"	9	"	"	"	Nachtzeit statt Rachtzeit.
"	183	"	16	"	"	"	Herren statt Herrn.
"	191	"	30	"	"	"	Schaalsee statt Schallsee.
"	192	"	19	"	"	"	unsern statt unserm.
"	202	"	5	"	"	"	genas statt genaß.
"	210	"	21	"	"	"	Verwandten statt Verwandte.

Anmerk. Auf eine Berichtigung der vielen Interpunctions-Druckfehler habe ich mich nicht weiter einlassen mögen, da dieselbe zu weit geführt haben würde. Dasselbe gilt auch von mehreren Abweichungen und Verschiedenheiten, die sich hinsichtlich der Schreibweise einzelner Worte ꝛc. eingeschlichen haben. Sollte meine Sammlung indeß eine fernere Auflage erleben, so wird selbstverständlich vorher eine möglichst gründliche Ausscheidung sämmtlicher Druckfehler und sonstiger Unregelmäßigkeiten stattfinden.

Dr. A. Niederhöffer.